This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

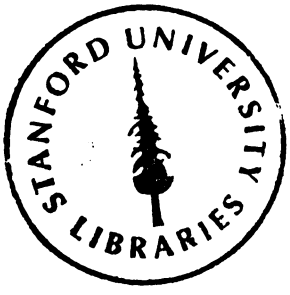
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

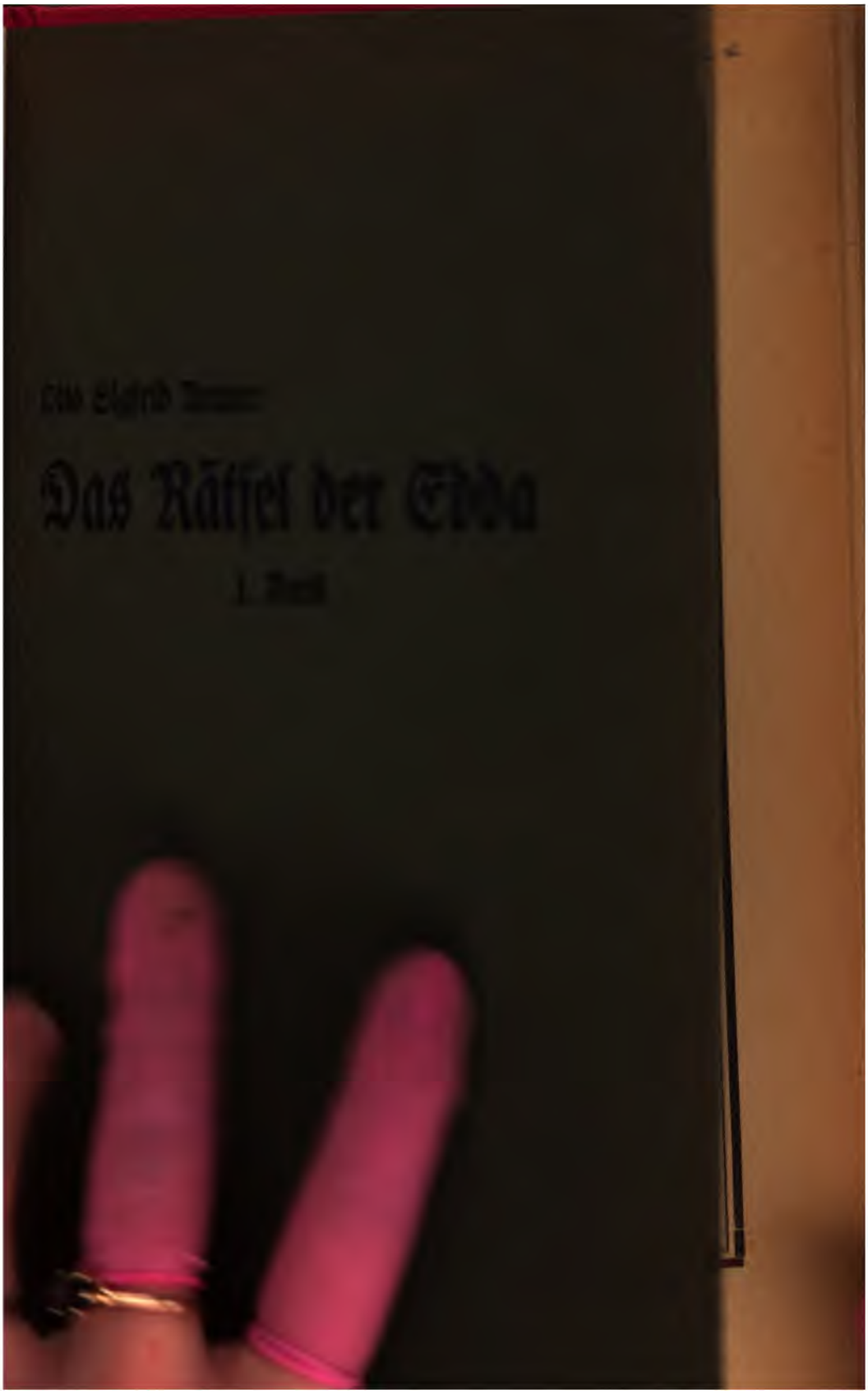
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

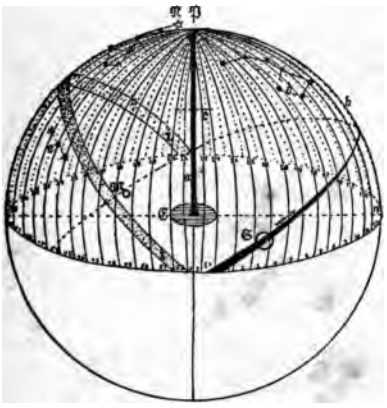

Das Rätsel der Edda

STANFORD LIBRARIES

Das Rätsel der Edda
und der arische Urglaube

Von

Otto Sigfrid Reuter



Erster Band

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Viertes bis sechstes Tausend.

Mit zahlreichen Übersichten und Abbildungen.

1922

Verlag Deutsch-Ordens-Land, Sontra in Hessen.

PT7235
R48
1922
v.1

Copyright 1922 by *)

Verlag Deutsch-Ordens-Land
Sontra in Hessen

*) Ohne diesen Vermerk in englischer Sprache ist geistiges Eigentum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vogelfrei.

Vorwort
zur 2. Auflage des 1. Bandes.

Die zweite Auflage dieses 1. Bandes kann, ein halbes Jahr nach der ersten in Druck gegeben, neben vielerlei kleineren eine nur geringe Zahl größerer Ergänzungen bringen. Hervorgehoben seien besonders die über Heidrun und ihre indische Entsprechung (Abschn. I), über Sleipnir (VI 2 und Anm. 176a) über die Zählung des altnordischen hundrad im Grimnirliede (Anm. 154) sowie der Hinweis auf die Verbreitung des Brückenspieles (Anm. 60). Die Tränen der Freyja haben verwandtem Märchenzuge gemäß Deutung gefunden, die Brisingen konnten näher bestimmt werden. In der Übersichtstafel (Abb. 6) ist die Übereinstimmung der arischen Stämme im Gebrauche der 27 Mondhäuser gegenüber der babylonischen Zwölfzahl zeichnerisch betont worden. Der Abschnitt von der Himmlischen Zahl wurde überarbeitet. Der Himmelsbrücke ist ein Nachtrag gewidmet worden.

Die auf dem neuen Wege gewonnenen großen Ergebnisse mußten dagegen dem in Kürze erscheinenden zweiten Bande vorbehalten bleiben, der auch den Namen- und Sachweiser für beide Bände bringen wird.

Bremen, im Erntemond 1922.

Otto Sigfrid Reuter.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	7
I. Die Ausgrabungen von Boghazköi	8
II. Der Weltbaum	11
III. Die Himmelsbrücke	21
IV. Altgermanischer Sternenhimmel	40
V. Die Deutung der nordischen Felsbilder	46
VI. Die Himmlische Zahl	62
1. Die Tore Walhalls	62
2. Das Weltbild der Edda	82
3. Offenbarung der Offenbarung	93
VII. Die Himmelskönigin und ihr Halsband	99
VIII. Der Ursprung der germanischen Weissagung und die Apokalypse	139
IX. Die Stunde des Untergangs	157
Schlußwort des ersten Bandes	166
Anmerkungen	168
Nachträge zur Himmelsbrücke	180

Namen- und Sachweiser befinden sich am Schlusse des zweiten Bandes.

Verzeichnis der Abbildungen.

Seite

Abb. 1. Sternenwagen. Felsbild von Backa 48
Abb. 2. Himmelsbild mit Wandelsternen. Felsbild von Backa . . 52
Abb. 3. Scheinbare Schleifenbahn der Wandler 54
Abb. 4. Himmelsbild mit Hauptgestirn, Lichthirschen und Sternenjagd 58
Abb. 5. Erde und Tierkreis 69
Abb. 6. Die Himmlische Zahl. Übersichtstafel 75/76
Abb. 7. Das germanische Weltbild 87
Abb. 8. Artemis von Ephesus 101
Abb. 9. Aphrodite und ihr Halsband 117
Abb. 10. Abschied der Kora (Proserpina) vom Lichte 118
Abb. 11. Tyche (Fortuna) im Sternengewand 119
Abb. 12. Bhavani 133
Abb. 13. Narayana mit dem Sternen-Halsbande 133

Abb. 3, 5, 6, 7 nach den Entwürfen des Verfassers gez. v. A. Giroud, Bremen.

Einleitung.

Im Gegensatze zu den stammverwandten Völkern der alten Inder und Perser hat der germanische Zweig der arischen Rasse keine Heiligen Schriften, die als solche anerkannt wären, hinterlassen. Der indische Veda nicht minder wie das persische Avesta genießen in ihrer Heimat seit Jahrtausenden als Richtschnur des Glaubens und Lebens höchsten Ansehens; die germanischen Arier dagegen büßten unter der Wirkung der christlichen Eroberung ihre Glaubensüberlieferungen fast gänzlich ein. Vornehmlich mußte es den Bekehrern daran liegen, alle höhere Glaubenskunde, wie die Schöpfungssage, die Urgottessage, die Sage von der Ordnung der sittlichen Welt, also den inneren geistigen Halt der unterworfenen Völker zu vernichten und, wo die Reste nicht ganz zu tilgen waren, sie ins Böse zu verkehren.

So konnte es kommen, daß das Glaubenstum unserer Vorfahren, erst unterdrückt und verstümmelt, dann zerrissen und verhöhnt, heute völlig unverstanden nur noch ein Gegenstand gelehrter Forschung geblieben ist. Viele haben sich vergeblich gemüht, die Springwurzel zu finden, welche den verschütteten Berg eröffnen und den heiligen Schatz wieder ans Licht führen sollte. Die schriftliche Überlieferung des germanischen Gottums in der nordischen Edda und den wenigen deutschen Überresten ist aber so lückenhaft, daß das Beste, das geistige Band, welches die Teile einst zusammenhielt, kaum noch zu erkennen ist und daß die Wiederherstellung allein aus dieser Überlieferung nicht gelingen kann. Es läßt sich vielmehr dieses Band erst von neuem knüpfen, wenn man die ältesten Überlieferungen des urverwandten Zendvolkes, des Ahnen der späteren Perser, und der vedischen Inder zum Vergleiche heranzieht, eine Zeit also, in welcher die drei großen Stämme noch in einem Urstamme des Lebens und Glaubens vereinigt gewesen sein mögen, eine Wegspur, welche schon Jakob Grimm deutlich gewiesen und andere, jedoch ohne zu wesentlichen Ergebnissen zu kommen, nach ihm aufgenommen haben.

Die nachfolgende Untersuchung beschränkt sich jedoch nicht auf den Weg vergleichender Mythologie, der im besten Falle um den Berg herum, nicht aber in ihn und seine Geheimnisse hinein-

führt, sondern unternimmt es, die Grundpfeiler des Glaubens selbst, die Wurzel des religiösen Lebens vom Schutte der Zeitalter zu befreien. Dabei ergibt sich, daß diese Wurzel lebt und zwar lebendig noch in uns selbst. Ein gewaltiger Fernblick erhellt die verdunkelten Jahrtausende und verbindet unsere schwankende führungsbedürftige Gegenwart wieder mit dem Grundmauerwerke der Schöpfung im arischen Geiste.

I.

Die Ausgrabungen von Boghazköi.

Die in den letzten Jahrzehnten von der Deutschen Orient-Gesellschaft im kleinasiatischen Trümmerfelde der alten Chetiterhauptstadt, dem heutigen Boghazköi, vorgenommenen Ausgrabungen haben durch die reichen Inschriftenfunde über die großen Völkerwanderungen des 2. vorchristlichen Jahrtausends, insbesondere über den Zug der Arier aus Europa nach Asien, bedeutende Aufklärung gebracht. „Um 2500 v. Chr.", so schließt Emil Forrer,[1] „kamen von Norden über den Kaukasus die Urinder und übten durch ihre weit überlegenen religiösen Vorstellungen, die wohl erst am Kaspischen Meere entstanden sind, auf die Kassier einen nachhaltigen Einfluß aus. Unter dem Drucke stets neu eindringender Indogermanen suchte der Teil, dessen Land in der Kur-Ebene dem Feinde offen lag, neue Wohnsitze, und fand sie zuerst in Westmedien . . . und dann in Babylonien. Die Urinder aber — oder wenigstens ein Rest von ihnen — müssen ihre Sitze bis in das 14. und 13. Jahrhundert behalten haben und dann ihrerseits nach Osten abgedrängt worden sein." Die indogermanischen „Kanesier" hatten „sich nach ihrer Einwanderung aus Europa[2] in Phrygien niedergelassen und hier ein großes Reich begründet mit Kanes als Hauptstadt." Ihre Sprache war „schon um 2000 v. Chr. auch im Lande Hatti im engeren Sinne in Gebrauch." „Von dem Reiche Kanes aus hat sich in der folgenden Zeit das kanesische Volk als ein in seiner nationalen Eigenart scharf umrissenes Mischvolk über ganz Kleinasien verbreitet bis nach Kizwadna, den harrischen Grenzländern, Syrien und Arzawa, wo es überall die herrschende Schicht der Edlen bildete."

Zu den Zeugnissen indischer Götter in Boghazköi (1400 bis 1200 vor Christus), hatte sich schon Eduard Meyer[3] geäußert. Nach ihm „muß eine arische (iranische) Dynastie spätestens im 15. Jahrhundert im nordwestlichen Mesopotamien die Herrschaft gewonnen haben, vielleicht aber noch beträchtlich früher. Man sieht, die Ausbreitung der Arier aus der gemein-

samen Heimat nach Südosten ins Indusgebiet, wo wir sie in der vedischen Zeit antreffen, und nach Westen, nach Iran, bis nach Medien und Persien, und in einzelnen Scharen noch weiter darüber hinaus, ist ungefähr gleichzeitig erfolgt, in den ersten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends. Der letzte Ausgangspunkt kann nur das Gebiet des Oxus und Jaxartes gewesen sein, ... die Invasion kann sehr wohl auch von weiterher erfolgt sein und Baktrien lediglich das letzte vorübergehende Durchgangsgebiet gebildet haben. — Die Vergleichung der Sprache, Religion und Literatur der Inder und Iranier hat gezeigt, daß beide sich erst in relativ recht später Zeit aus dem einheitlichen, geschichtlich völlig greifbaren Volk der Arier differenziert haben und zwar wesentlich in Folge der von denselben Grundanschauungen ausgehenden, dann aber in diametral entgegengesetzter Richtung verlaufenden religiösen Entwicklung der beiden Zweige, die in Indien zum Brahmanismus führt, in Iran durch die neue von Zarathustra geschaffene spekulative Religion bestimmt wird." Zarathustra muß — nach Eduard Meyer —, da die Meder schon um 715 Bekenner seiner Religion waren, etwa um 1000 vor Christus gelebt haben. Übrigens haben die Arier das Pferd[4]) mitgebracht, das in Hammurabis (1900 v. Chr.) Gesetz (§ 7, 8) noch unbekannt ist, während als beweglicher Besitz „Rind oder Schaf, Esel oder sonst etwas" genannt werden; so trägt das Pferd im Babylonischen noch den Namen „Esel des Berglandes". Auch „nach § 224 f. behandelt der Tierarzt nur Rind und Esel; das Pferd ist auch hier nicht genannt." Dieser Umstand beweist nach Eduard Meyer, daß die Arier damals noch im Vorrücken waren; „seit 1760 wird das Pferd häufig erwähnt." — „Die große Völkerverschiebung, durch die die Mitte der (kleinasiatischen) Halbinsel von dem thrakisch-indogermanischen Volk der Phryger besetzt wurde, ist erst durch die große Völkerwanderung zu Anfang des 12. Jahrhunderts (vor Christus) herbeigeführt worden, welche wir seit langem aus den Berichten und Wandgemälden Ramses III. kennen. Dieser Völkerwanderung ist, wie Ramses III. erwähnt, auch das große Chetiterreich erlegen, dessen Urkunden ... um 1300 abbrechen."

Da die Besetzung der südgriechischen Inseln durch die indogermanischen Stämme schon im Jahre 1000 vor Christus beendet war, können wir deren Auswanderung aus dem Norden ebenfalls um etwa 1200 vor Christus ansetzen und als einen Teil der großen indogermanischen Völkerwanderung ansehen, die nach Kleinasien und in die griechische Halbinsel vordrang.

Einstimmend läßt sich W. Tomaschek in einer sehr zurückhaltenden Arbeit über die alten Thraker[5]) über diesen Gegenstand aus: „Die drei südlichen Halbinseln Europas, ferner Kleinasien samt dem armenischen Hochlande, der Alburz und Zagros, der Hindukusch und das Pamirplateau, haben durchweg

nordische Volkstümer erhalten. Ja, bereits an der Schwelle der geschichtlichen Zeit, haben die Arier, das östlichste Glied der voreinst eine zusammenhängende und geschlossene Masse darstellenden Indogermanen, den eurasischen Bergzug überschritten und an der Seite der allophylen (fremdrassigen) Südvölker eine neue Heimat gefunden. Die prähistorische und linguistische Forschung hat die Bedeutung Europas als einer Heimstätte urkräftiger Völker dargetan, mögen sich auch zur Bildung der Indogermanen oder wie man sie jetzt nennen will, der Ario-Teuten, verschiedene Rassentypen aus Süd und Ost zusammengefunden haben, die Sprachen selbst weisen mit Entschiedenheit auf einen europäischen Ursprung. Hatte aber einmal ein nordisches Volk den Weg in die allophyle kleinasiatische Region gefunden, so blieb es daselbst und ward allmählig der Kraft verlustig, Rückstöße in die alte Heimat auszuüben."

Die Stellung Gustav Kossinnas zur „Herkunft der Germanen" ist bekannt genug: „Vom nördlichen Mitteleuropa, von der Ostsee her und weiter dann von der oberen und mittleren Donau sind damals, im 3. Jahrtausend vor Christus, die großen Völkerbewegungen ausgegangen, die ganz Europa, vor allem Südeuropa und Vorderasien mit derjenigen Bevölkerung erfüllt haben, die unsere Sprache spricht, die Sprache der Indogermanen." Boghazköi lehrt nichts Anderes.

Nach diesen Zeugnissen, auf die ich mich beschränke, stimmen die vorgeschichtliche und die geschichtliche, die Sprach- und die Siedelungsforschung heute darin überein und es darf als wissenschaftlich begründet gelten, daß die indogermanische[6]) Urheimat Europa war, und da es sich um nicht geringe Völkermassen handelt, so muß diese Heimat ein weites Gebiet umschlossen und also wohl von der Ostsee bis zum Kaspischen Meere und darüber hinaus gereicht haben.

Ist aber dem so, so muß es in dem einheitlich bestimmten Völkergebiete der indogermanischen Rasse auch eine ursprüngliche Übereinstimmung in Sitte und Glauben gegeben haben. Indische Lehre findet sich deutlich in der aus Thrakien stammenden orphischen Lehre wieder, aus welcher unmittelbar Pythagoras schöpfte. Thrakien ist die Quelle der griechischen Glaubenserneuerung und Vertreter der altarischen Unsterblichkeitslehre. Vergl. Anm. 6a. So scheint dieses weite Volksgebiet sich als das Bindeglied zwischen dem germanischen und iranisch-arischen Glauben zu erweisen, der anscheinend auf diesen beiden äußersten vorgeschobenen Posten seine eigentümlichste Ausbildung erhielt und seine Grundlage am zähesten bewahrte.

II.

Der Weltbaum.

Ein heſſiſches Liedchen:

Mimameide
ſteht auf der Haide,
hat ein grün's Röcklein an,
ſitzen drei Jungfern dran [7])

hat, wenn es als echt angeſprochen werden dürfte, eine Vorgeſchichte, die in die älteſte Gemeinſamkeit der ariſchen Völker führt, in eine Zeit, die noch um Jahrtauſende vor die bibliſchen Urkunden zurückreicht.

Die nordgermaniſche Überlieferung weiß viel von dem Baum zu ſagen:

Voluſpa 2: [8])

„Neun Welten kenn' ich, neun Räume des Maßbaums,
Der unterhalb der Erde wurzelt."

Voluſpa 19 f.:

„Eine Eſche kenn' ich, Yggdraſil [9]) heißt ſie,
Den gewaltigen Baum netzt weißes Naß:
Von dort kommt der Tau, der die Täler befeuchtet;
Immergrün ſteht er an der Urd Quelle.
Es ſteht ein Saal am Stamme des Baumes,
Drei weiſe Jungfraun wohnen darin" . . .

Voluſpa 27:

„Ich weiß Heimdalls Horn verborgen
Unterm Himmelsluft trinkenden heiligen Baum."

Voluſpa 47: (Im Endkampf)

„Yggdraſils Eſche bebt ſtehend,
Es rauſcht der alte Baum."

Grimnir 25 ff.:

„Heidrun heißt die Ziege, die auf Heervaters Saale ſteht
Und die Zweige Lärads [10]) verzehrt;
Die Krüge füllt ſie mit klarem Met,
Nimmer verſiegt dies Naß.
Eikthyrnir heißt der Hirſch, der auf Heervaters Saale ſteht
Und die Zweige Lärads verzehrt;
Von ſeinen Hörnern trieft es in Hwergelmirs Quell,
Dorther ſtammen die Ströme all.
— Die Pferde benutzen zur Fahrt
Nach Yggdraſils Eſche die Aſen täglich,
Wenn ſie reiten, zu ſprechen das Recht." —
„Drei Wurzeln ſendet nach drei Seiten
Yggdraſils Eſche aus:
Unter der einen wohnt Hel, unter der anderen die Rieſen,

Die dritte das Menschenvolk deckt.
Ratatosk heißt das Eichhorn, das da rennen muß
An Yggdrasil auf und ab.
Oben hört es des Adlers Worte,
Die es nieder zu Nidhogg bringt.
Der Hirsche vier nagen, die Hälse biegend,
Die obersten Triebe ab . . .
Mehr Würmer liegen an den Wurzeln der Esche,
Als ein unkluger Affe meint:
(Grafwitnirs, des „nagenden Wolfes" Söhne)
Verzehren die Zweige des Baums.
Yggdrasils Esche muß Ungemach leiden,
Mehr als ein Menschenkind ahnt:
Oben frißt der Hirsch, es fault die eine Seite,
Während Nidhogg die Wurzeln benagt . . .
Yggdrasil ist der beste unter allen Bäumen" . . .

Fjolswid 13 ff.:
„Wie heißt der Baum, der mit breiten Ästen
Die weite Welt überwölbt?
Mimameid[11]) heißt er, kein Mensch weiß es,
Aus welchen Wurzeln er wuchs;
Niemand ahnt's, was ihn niederstreckt,
Feuer nicht fällt ihn, noch Stahl.
Was bringt den Tod dem trefflichen Baume,
Da nicht Feuer ihn fällt, noch Stahl? . . .
Seine Früchte soll man ins Feuer legen,
Wenn ein Weib in Wehen sich krümmt:
Nach außen kommt dann, was innen war,
Solche Macht hat für Menschen der Baum . . .
Wie heißt der Hahn, der da sitzt in dem hohen Baume
Und ganz von Gold erglänzt?
Widofnir heißt er, im Wetterglanz steht er
Auf Mimameids Geäst;
Mit einer Sorge ängstet er furchtbar
Sinmara und Surt."

Skirnir 35 f.:
Reifhüller heißt der Riese, der dich haben soll,
Vor dem Totengatter drunten, —
Unter des Baumes Wurzeln.

Gylf. 15: Wo ist die Hauptstätte oder heilige Stätte der Götter? — Sie befindet sich an der Esche Yggdrasil, wo die Götter alle Tage ihr Gericht halten sollen . . . Die Esche ist der größte und beste aller Bäume. Ihre Zweige erstrecken sich über alle Welt und ragen über den Himmel empor. Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht und verbreiten sich sehr weit: Die eine ist bei den Asen, die zweite bei den Reifriesen, wo ehemals Ginnungagap war, und die dritte ist über Niflheim.

Unter dieser Wurzel liegt Hwergelmir und Nidhogg benagt sie von unten. Unter der Wurzel aber, die zu den Reifriesen sich verästet, ist der Brunnen Mimirs, in dem Weisheit und Einsicht verborgen liegt. Er ist überaus weise, weil er das Wasser der Quelle . . . trinkt.[12]) Die dritte Wurzel der Esche ist am Himmel belegen und unter dieser Wurzel befindet sich der Brunnen der Urd. Dort haben die Götter ihre Gerichtsstätte und an jedem Tage reiten sie dorthin über Bifrost, die auch Asenbrücke genannt wird.[13]) — Unter der Esche an dem Brunnen steht ein Saal und aus diesem kommen drei Jungfrauen; sie heißen Urd, Werdandi und Skuld (wir nennen sie Nornen)."

16. „In den Zweigen der Esche sitzt ein Adler, dem großes Wissen verliehen ist; zwischen seinen Augen sitzt der Habicht (Wedrfolnir) . . . Ein Eichhörnchen, mit Namen Ratatosk läuft an der Esche auf und ab und trägt dem Nidhogg und dem Adler die gehässigen Worte zu, die beide übereinander äußern. Vier Hirsche . . . Soviele Schlangen aber sind im Hwergelmir bei Nidhogg, daß keine Zunge sie aufzuzählen vermag . . . Weiter wird berichtet, daß die Nornen, die am Brunnen der Urd wohnen, jeden Tag Wasser aus dem Brunnen schöpfen und den Schlamm nehmen, der um den Brunnen liegt, und damit die Esche besprengen, damit ihre Zweige nicht faulen oder hart werden. Jenes Wasser aber ist so heilig, daß alle Dinge, die hineingelangen, so weiß werden wie das Häutchen, das man Skjall nennt, welches innen unter der Eierschale liegt. — Den Tau, der von (der Esche) herabtrieft, nennen die Menschen Honigtau und von ihm nähren sich die Bienen. Zwei Vögel finden auch in dem Brunnen der Urd ihre Nahrung; sie heißen Schwäne und von ihnen stammt die Vogelart ab, die seitdem diesen Namen führt."

17: Der Brunnen der Urd am Himmel. Ebendort Breidablik, Balders Sitz; Himinbjorg, Heimdalls Haus; dort auch Allvaters Hochsitz, von wo er über die ganze Welt sieht.

Gylf. 51: (Im Endkampf) „Da erzittert die Esche Yggdrasil."

Über die Zahl und Lage der 3 Wurzeln herrscht in Gylf. 15 eine heillose Verwirrung. Die Vol. kennt 3 Wurzeln: die Himmelswurzel mit der Urdquelle, die Wurzel unterhalb der Erde und die Helwurzel.[14])

Grimnirlied kennt ebenfalls 3 Wurzeln der Esche, über Hel (Nidhogg), über der Riesen- und über der Menschenwelt.

Gylfaginning behauptet an mehreren Stellen eine Himmelswurzel wie Voluspa; einigt sich auch mit dem Grimnirliede in der Helwurzel (Nidhogg). Anscheinend sind zwei Vorstellungen ineinandergelaufen. Die eine Vorstellung kannte gleich der persischen nur die eine Himmelswurzel, die auch in Indien bezeugt

ist. Der zweiten Vorstellung, der des Grimnirliedes, mit drei Wurzeln in irdischer, unterirdischer und riesischer Richtung scheint eine Deutungsumstellung zu Grunde zu liegen.

Die Weltesche ist der heimliche Held der Voluspa; mit ihr beginnt die Weissagung, mit ihr endet sie. Der Weltbaum steht im Weltbrande ächzend, aber aufrecht; [15]) in seinem Stamme birgt sich das neue Leben.

Das persische Aveste [16]) bietet folgende Belege:

Vascht 12, 17: „Auch wenn du dich, o aschaheiliger Raschnav, auf jenem Baum des Adlers befindest, der inmitten des Sees Vourukascha steht, der gute Heilmittel, kräftige Heilmittel birgt, der Vispobisch „Allheiler" heißt, auf dem aller Pflanzen Samen niedergelegt ist."

Videvdat 5, 17: „Das Wasser entlasse ich, der Ahura Mazdah, [17]) aus dem See Vourukascha, zugleich den Wind und die Wolken."

18: . . . ich schwemme, was unlauter ist, fort . . ., ich schwemme das alles auf einmal hin zum See Puitika.

19: Diese Dinge wallen beständig innerhalb des Sees auf und ab; mit Läuterung fließen dann die Wasser aus dem See Puitika zum See Vourukascha, zum Baume Hvapi.

Hier wachsen meine Pflanzen, alle, von allen Arten."

Der See Vourukascha ist das himmlische Meer; das himmlische Naß spült auf Erden (im See Puitika, dem irdischen Wasser) alles Unlautere hinweg und steigt wieder auf zum See Vourukascha, der nach Vid. 5, 17 nicht nur den Regen, sondern auch Wind und Wolken aus sich entläßt.

Inmitten des himmlischen Meeres steht der Baum Vispobisch, der den Namen „Allheiler" trägt; ein anderer Name also für Hvapi.

Die Wurzeln dieses allheilenden, aller Pflanzen Samen tragenden Baumes wachsen droben im himmlischen Meere. Vascht 1, 30: [18]) kennt noch den Namen Gaokerena für den „Allheiler".

Yasna 9, 16: „Darauf sprach Zarathustra: Verehrung dem (Gotte) Haoma! Der wohlgeschaffene . . ., der gute, als Heiltäter eingesetzte . . ., wohlwirkende . . . mit biegsamen Schößlingen, ist, wenn sie ihn trinken, höchst förderlich und bereitet für die Seele die beste Bahn!

17: Ich rufe zu mir herab Deine Rauschbegeisterung, herab die Kraft, herab die Sieghaftigkeit, herab die Gesundheit, herab das Heiltum . . . Gedeihen, Wachstum.

19: Todwehrer Haoma.

22: Haoma verschafft den gebärenden Frauen Besitz herrlicher Söhne.

23: Haoma teilt denen, die als Mädchen lang unverheiratet geblieben sind, einen Gatten und Fürsorger zu.

Yasna 10 und 11, Yascht 20: beziehen sich auf die irdische Pflanze, die den Haomarausch erzeugt, der allein dem Ahuramasda wohlgefällig ist.

Haoma ist hiernach Gott und Pflanze. Nach dem Bundeheschⁱ⁹) wächst Hom in der Quelle Arduisur, er wird auch Gaokerena genannt. Er verleiht Unsterblichkeit. Nach dem Minokhiredᵉ⁰) wächst er im See Vourukascha, am verborgensten der Orte, um ihn kreist beständig der Fisch Khar-mahi und wehrt die Frösche und andere schlechte Geschöpfe von ihm ab, die ihn zu vernichten drohen. Nach dem Bundehesch sind es eine Eidechse, die Angramainjus (Ahriman) eigens zur Vernichtung des weißen Haoma geschaffen hat, und 10 Fische, die diese Eidechse zurückhalten müssen; einer dieser Fische muß beständig seinen Kopf gegen die Eidechse gekehrt haben, um sie zu beobachten.

Nach Videvdat 20, 4 wachsen um den einen Baum Gaokerena viele zehntausende Heilkräuter.

Im Ganzen haben wir einen läuternden, wachstum- und rauschtrankspendenden Baum „Allheiler", dessen Wurzel im Himmel ist, den Baum „des Adlers".

Der persische Haoma ist im indischen Soma nachgewiesen.ᵉ¹)

Rigveda X 31, 7: „Was war das Holz wohl und was der Baum, aus dem den Himmel sie, die Erde zimmerten?"

Ath. V 4, 3; VI 95, 1: „Der Feigenbaum, bei dem die Götter weilen im dritten Himmel hier von uns, dahin spendeten die Götter (das Heilkraut) Kushtha."

Rigv. X 135, 1: „unter dem schönbelaubten Baum, wo Yama mit den Göttern trinkt."

Nach Kaushitaki Brahmana Upanishad I, 3 steht der Baum Ilpa „in der vom See Ara umgebenen Welt des Brahman jenseits des alterlosen Stromes." Ilpa ist der somaträufelnde Feigenbaum.

Kathaka Upanishad VI, 1: „aufwärts die Wurzeln, abwärts die Zweige hat jener ewige Aswattha; er heißt Samen, er Brahma, er Amrita. In ihm beruhen alle Welten."

Rigv. I, 164, 20—22: „zwei Vögel, zueinander gesellte Freunde, setzen sich auf denselben Baum. Der eine ißt die süße Feige, der andere schaut, ohne zu essen, zu."

Wir fügen noch aus der späteren Bhagavad Gita²²) hinzu: „Unvergänglich nennt man den Asvattha-Baum, dessen Wurzeln oben und dessen Zweige unten sind, dessen Blätter die heiligen Lieder bilden. Abwärts und aufwärts erstrecken sich seine Zweige, deren Triebe die Sinnesobjekte sind; und abwärts breiten sich seine Wurzeln, die zum Handeln führen in der Men-

schenwelt. Seine Gestalt wird hier (auf Erden) nicht in dieser Weise wahrgenommen, weder sein Ende, noch sein Anfang, noch seine Dauer." — Er ist das „erste Wesen".

Nach Grimn. 25 steht auf Walhalls Dach die Ziege Heidrun; sie nährt sich von den Zweigen des weltüberlaubenden Baumes und füllt die Krüge mit nie versiegendem Met. Gylf. 39: „Aus ihren Zitzen rinnt Milch, mit der sie den Zuber füllt. Diese Milchströme sind so mächtig, daß alle Einheerer sich einen tüchtigen Rausch daraus trinken können." In der persischen Überlieferung fehlt diese Ziege. Im vedischen Indien dagegen findet sich eine bedeutsame Entsprechung: „Die im Vordergrund stehenden mehr oder minder menschenähnlichen großen Götter sind [23]) von einer Art göttlicher Tierwelt umgeben. Häufig begegnen zwei Wesen, welche die Fähigkeit selbständig aufzutreten kaum mehr haben und eben nur als Überbleibsel fortgeführt zu werden scheinen: „Die Schlange vom Grunde" und der „einfüßige Ziegenbock". Über beider Wesen wissen wir wenig Bestimmtes. Die Schlange hat ihren Wohnsitz am Grunde der Gewässer (vgl. Gylf. 4. 15, 16: Die „funkelnde Natter" Nidhogg im Quell Hwergelmir an der Unterweltswurzel der Weltesche). Der Ziegenbock wird als Träger aller Wesenheiten, als Stütze von Himmel und Erde beschrieben; er scheint mit seinem einen Fuß als eine Art tierisch-dämonische Säule gedacht, auf der das Universum ruht." Auf die Frage, warum das All nicht zusammenstürzt, antwortete man: weil ein Ziegenbock mit einem Bein es als Pfeiler trägt. Oldenberg spricht sich gegen die Deutung des Ziegenbocks als „solarisches Wesen" aus. Für uns ist wichtig, daß der Ziegenbock, dessen einziges Bein die Weltsäule ist, gerade an der Stelle steht, wo sich die Ziege Heidrun der Edda befindet, nämlich am Himmelspol, eine überraschende Gemeinsamkeit der Vorstellungen, die nicht auf einem Zufalle beruhen kann. Wir dürfen schließen, daß diese Vorstellungen der gemeinarischen Quelle entstammen, daß der Weltbaum darin als Weltsäule, die Ziege als himmlisches Wesen gedacht ist. Ein Ziegenbock ist freilich keine metspendende Ziege, aber die Vorstellung hebt ihn in eine solche Höhe, daß der Bedeutungswandel dagegen unerheblich erscheint. Im vedischen Opferbrauch nimmt der Ziegenbock eine bedeutende Stellung ein. [24]) Auf „ziegenbefahrenen Wegen" soll Gott Pusan den Toten ins Jenseits fahren; Ziegenböcke ziehen den Gott Pusan wie den nordischen Thor. Die Schlange im Grunde und die Ziege im Wipfel des Weltbaums scheinen also beide urarischem Vorstellungskreise anzugehören. In einem altdeutschen Gedichte [25]) steht eine Ziege auf einem „heiligen" Baume.

Wenn die Einheerer sich vom Sonneneber nähren, so zielt Heidruns Met, welcher die Helden tränkt, auf die Gewitterwolke. Nicht nur ist Thors Blitzgespann, sondern auch die Aigis des

Zeus, die „Sturm- und Donnerwolke unter der bildlichen Vorstellung eines Ziegenfells“ [26]) zu vergleichen. Wenn im vedischen Indien der Ziegenbock angeredet wird: „Triff nicht Himmel und Erde mit deiner Glut, nicht Luft noch Bäume“, [27]) so ist auch hier der Ziegenbock als Sinnbild der Blitzwolke gesehen.

Der indische Feigenbaum, das irdische Abbild des Aswatthabaumes, wird heute noch bei allen Pagoden und Tempeln gepflanzt. [28])

Für den germanischen Glaubenszweig ist bezeugt, daß der heilige Baum neben dem Gotteshause gepflanzt wird. Die Schilderung des heiligen Baumes von Upsala stimmt mit der Darstellung der Weltesche überein. [29])

Aus der folgenden Übersicht wird die Übereinstimmung der Weltbaumsage bei den Germanen, dem Zendvolke und den Indern im Einzelnen ersichtlich. Klar tritt aber auch aus der Darstellung, wenn man von der Vergleichung absieht, die geistige Eigenart der drei arischen Stämme hervor, wobei trotz der äußerlich gleich großen Übereinstimmung zwischen der germanischen und persischen Gestaltung der Weltbaumvorstellung doch Germanen und Inder eine tiefere Denkweise zu verbinden scheint.

Der Weltbaum in der Darstellung der

Germanen.	**Parsen.**	**Inder.**
1. Umfaßt das Weltall. Vol. 2, Fjolsw. 13, Gylf. 15.	reicht vom Himmel zur Erde. Videvdat 5, 17, ff.	„Himmel und Erde sind aus ihm gezimmert.“ Rigv. X. 31, 7.
2. „Der beste aller Bäume.“ Vol. 47. Grimn. 44. Gylf. 15.	„Allheiler“. Yascht 12, 17.	„In ihm beruhen alle Welten.“ Kathaka Up. VI, 1.
3. „Kein Mensch weiß es, aus welchen Wurzeln er wuchs.“ Fjolswid 14.	„er wächst am verborgensten Orte.“ Minokh. (Spiegel. Gramm d. Parsispr. p. 172).	„seine Gestalt wird nicht wahrgenommen.“ Bhag. XV, 1 f.
4. Hat drei Wurzeln. Grimn. 25. Gylf 15. (Vol. 2; 19; 39).	eine Wurzel. Yascht 12, 17.	eine (zwei) Wurzeln. Kaushitaki Brahm. Up. I, 3 (Bhag. XV, 1 f.)
a) am Himmel; am Brunnen der Urd. Vol. 19; 27. Gylf. 15. 17. = „See“; cod. reg. Vol. 19, 3.	a) am Himmel; „inmitt. d. Sees Vourukascha“; „in der Quelle Ardwisur“. Yascht 12, 17. Bundehesch XVIII.	a) am Himmel; „in der vom See Ara umgebenen Welt des Brahman jenseits des alterlosen Stromes.“ Kaush. Br. Up. I 3. Rigv. I 24, 7. Kath. Up. VI 1. Maha-Narayana Up. X 20.

b) in der Erde Vol. 2. Grimn. 25. Gylf. 15. c) in der Hölle Grimn. 31. Gylf. 15. Vol. 39.	b) — c) —	b) in der Erde Bhag. XV 1 f. c) —
5. Von den Schwänen auf dem Himmelssee der Urd „stammen alle Schwäne ab.“ Gylf. 16.	„auf ihm ist aller Pflanzen Samen niedergelegt.“ Yascht 12, 17.	„er heißt Samen“. Kathaka Up. VI 1.
6. Hilft den gebärenden Frauen. Fjolswid 16.	„verschafft den gebärenden Frauen Besitz herrlicher Söhne.“ Yasna 9, 22 f.	
7. „von dort kommt der Tau, der die Täler befeuchtet.“ Vol. 19.	„das Wasser entlasse ich, Ahuramasda, aus dem See Vourukascha, zugleich den Wind und die Wolken.“ Videvdat 5, 17.	
8. Der Tau des Baumes heißt „Honigtau“ = Met. Gylf. 16.	spendet den Haomatrank. Yasna 9, 16 f.	träufelt Soma Rigv. I 164.
9. Der „Met“ der Heidrun „berauscht“ die Einheerer. Grimn. 25. Gylf. 39.	„ich rufe zu mir herab deine (Haomas) Rauschbegeisterung.“ ebda. und 10, 11. Yascht 20.	Soma ist Rauschtrank. (Kuhn, Herabkunft, S. 114; Cankara zu Riv. I 164).
10. Der Met (Milch) „nährt die Einheerer“ = Unsterblichkeitstrank. Gylf. 39.	Haoma „bereitet der Seele die beste Bahn“; ist „Todwehrer“ = Unsterblichkeitstrank. Yasna 9; 17, 19.	„ist Amrita“ = Unsterblichkeitstrank. Kath. Up. VI 1.
11. Der Baum überdauert mit neuem Leben den Weltbrand. Vol. 47. Wafthr. 45.	überdauert den Weltbrand; „aus ihm bereiten sie die Unsterblichkeit.“ Bundehesch XVIII.	
12. Das Wasser des Sees der Urd (darüber der Baum steht) macht alles, was hineingelangt, weiß. Gylf. 16.	das Wasser des Sees Vourukascha (in dem der Baum steht) spült alles Unlautere weg. Videvdat 5, 17 f.	

13. Nidhogg (viele Würmer) benagt die Wurzeln. Grimn. 32, 35. Gylf. 15, 16.	Eine Eidechse (Frösche u. a.) umkreist feindselig die Wurzeln; zehn (ein) Fische wehren dem Angriff. Bundehesch XVIII, Minokhired (bei Sp., Gr. d. Parsispr. p. 172).	Die „Schlange vom Grunde". s. Oldenberg, R. d. V. 70.
14. „In den Zweigen der Esche sitzt ein Adler, dem großes Wissen verliehen ist; zwischen seinen Augen sitzt der Habicht." Gylf. 16. Grimn. 32.	„Baum des Adlers", d. i. des Caena, des weisesten Vogels. Yascht 12, 17. Yt. 13, 97. Zwei Vögel, Amru u. Camru. Yt. 13, 109.	„zwei Vögel, zu einander gesellte Freunde, setzen sich auf denselben Baum; der eine von ihnen ißt die süße Feige (die Götterspeise), der andere schaut, ohne zu essen, zu." Rigv. I 164, 20.
15. Ein Eichhörnchen vermittelt die Haßworte zwischen Adler und Nidhogg. Grimn. 32. Gylf. 16.		
16. Vier Hirsche (einer) nagen die oberen Triebe ab. Grimn. 33 (26). Gylf. 16		
17. Die Ziege Heidrun, welche Met spendet, nährt sich von seinem Wipfel. Grimn. 25. Gylf. 39.		Der „Ziegenbock auf der Weltsäule". s. Oldenberg, Rel. d. Veda 70. 77.
18. Die Götter halten täglich Gericht an Yggdrasils Esche. Grimn. 29, 30. Gylf. 15.		„der Feigenbaum, bei dem die Götter weilen", „wo Yama mit den Göttern trinkt". Ath. V 4, 3. Rigv. X 135.
19. Der Baum hat mehrere Namen: Maßbaum, Yggdrasil, Mimameid, Läraþ, Esche.	Vispobisch, Hvapi, Gaokerena, Haoma. Yascht 12, 17. Videvdat 5, 19. — Yascht 1, 30.	Aswattha, Palaça, Soma, Feigenbaum. Kath. Up. VI 1. Bhag. XV 1. Cankara zu Kausch. Br.

Vol. 2, 19. — Grimn. 30, 44. Gylf. 15. — Fjolsw. 14. 18. Grimn. 25, 26. — Gylf. 39. — Vol. 19. — Grimn. 31. 35. Gylf. 15, 16. 51.	Videvdat 20, 4. — Yasna 9, 16 f.	Up. I 3 (bei Kuhn S. 114). — Ath. V 4, 3.

Nach Voluspa 2 ist der Weltbaum „in der Urzeit, als Ymir lebte" *schon da*. Er umfaßt die 9 Welten. Indem die Seherin diesen Weltbaum vor Beginn ihrer Schöpfungserzählung erwähnt, macht sie ihn zum Schauplatze. Von seiner Schöpfung erzählt sie nichts, er war vor ihr da, ihr riesisches Wissen reicht nur zurück bis zum Schöpfungsbeginne, zu Ymir. Der Weltbaum ist also nicht nur vor den Riesen und nicht nur vor den Göttern, sondern schon *vor* allem Leben, vor Himmel, Hölle und Erde da; er ist nicht die Schöpfung, sondern Urgrund und Halt der Schöpfung. Seine Wurzel ist unterhalb der Erde (2); sie ist aber auch am Himmel (19) und in der Riesenwelt (27); d. h. wiederum, daß in dem *Allbaum*, welcher selbst Odin trägt (Yggdrasil = Odins Träger), Himmel, Erde und Hölle, Götter, Menschen und Riesen, Schöpfung, Leben und Zerstörung, Licht und Finsternis, Gut und Böse enthalten sind. Da der Baum also Inbegriff des Alls ist, so muß er wie vor der Schöpfung, so auch nach ihrem Untergange leben. Darum sieht die Seherin ihn mitten im Toben des Weltuntergangs aufrecht stehen (47); das Feuer fällt ihn nicht. So ist also die Weltesche mit Recht der heimliche Held des herrlichen Gedichts, der Held des Alls, der Sinn des Weltalls, wie der Inder vom Weltbaume sagt: „er ist Brahman". Darum ist der Weltbaum als unsterblich auch Bewahrer des Lebens über den Weltbrand hinaus, in ihn birgt sich der Lichtsinn der Schöpfung, er ist über Raum und Zeit, Unsterblichkeit taut er über das All, er ist seiende und tätige Gottheit.

In der Auffassung des Aveſta, die mit der germanischen in der „Wurzelbenagung" u. a. aufs auffälligste übereinstimmt, während diese in der indischen Darstellung sich nicht erkennen läßt, scheint trotz der umfassenden Weite des Bildes doch eine eingeschränktere Deutung, insbesondere als Kraft und Fruchtbarkeit spendender Regenbaum möglich. Das Wesen des Sees Vourukascha[30]) scheint auch das des in ihm wurzelnden Baumes zu bestimmen. Die indische und germanische Deutung zielen aber völlig auf den Weltallsbaum; beide kennen im Gegensatze zur persischen Auffassung den Versammlungsort der Götter an seinem Stamme. Zu dem gewaltigen Tiefsinn Indiens gesellt sich bei den Germanen die höchste seherische Bildnerkraft.

Auch darin stimmen die drei alten Überlieferungen überein, daß der Weltbaum nicht in das engere mit dem Sittlichen verbundene Glaubensgefüge, das zum Endkampfe der guten und bösen Gewalten aufragt, eingegliedert ist. Er kennzeichnet sich dadurch als Gotteshalt der Schöpfung, als ein Bild des die Zeit durchragenden unsichtbaren Lichtbaums, wie er als solcher denn auch bei uns noch als Weihnachtsbaum alljährlich in der dunkelsten Zeit sichtbar erscheint. Auch in Indien soll ein Baum zu gewissen Festzeiten mit Lichtern besteckt werden. Aus dem weltüberspannenden Baume taut auch dem Inder Unsterblichkeit.[31])

Was die persische Fassung betrifft, so besteht die Möglichkeit, daß die Einschränkung der Bedeutung des Baumes auf die zarathustrische Gesetzgebung zurückführt, in welcher Hinsicht die germanisch-indische Übereinstimmung eine geschichtliche Begründung erhalten könnte.

Die Voluspa erhielt ihre vorliegende Gestalt um 900 nach Christus. Der „Weltbaum" aber reicht in die Zeit der altarischen Gemeinsamkeit zurück, ist mithin auf ein Alter von mehr als 4000 Jahren zu schätzen. Die babylonische Schöpfungssage kennt den „Lebensbaum". Der größere arische Sinn wird sich in der Folge dieser Untersuchungen noch deutlicher offenbaren.

III.

Die Himmelsbrücke.

Eine der Hauptstützen des altpersischen Glaubensgebäudes, das uns im Aveста entgegentritt, ist die Cinvat (Tschinevad)-Brücke, die „Brücke des Scheiders". Nach Yasna 19,6 will Ahuramasda (Ormuzd) die Seele des Beters „sogar dreimal über die Brücke in den besten Lichtraum führen." Nach Videvdat 13,9 wird für den Übeltäter die Cinvatbrücke unüberschreitbar sein. Nach Videvdat 19,29 ff. gelangt der Tote an die masdageschaffene Cinvatbrücke, um dort, wenn er gerecht befunden wird, zum höheren Dasein hinübergebracht zu werden. Der Schlechte kommt von dort zum Abgrund der Finsternis, Duzakh, zur Hölle.[32]) Und Yasna 50,13 sagt: „Das Gesetz gedenkt an den Schlechten wie an den Guten, dessen Seele zittert an der Brücke Cinvat, wünschend zu erlangen durch ihre Taten und Zunge die Pfade der Reinheit." Und Khorda-Aveста 14, 4,6 Sp.: „Preis dem Manthra-Cpenta, der für die Seele an der Brücke die Befreiung von der Hölle bewirkt und sie hinüberführt zu jenem Paradiese der Reinen. Möge ich die Brücke Cinvat überschreiten zum Paradiese." Es gibt Sünden, die auf der Brücke entschieden werden.[33]) Im Minokhired[34]) ist Tschandor ein anderer Name der Brücke.

Videvdat 19,30 und 13,9 weiß von den Brückenwächtern, welche Hilfe bei der Überführung der Seele über die Brücke leisten: „Jenes schöngeschaffene tüchtige wohlgewachsene Mädchen stellt sich ein mit den beiden Hunden, mit einem Strick versehen, die gewandte kunstfertige; die zerrt der Druggläubigen schlechte Seelen in die Finsternis hinab; die bringt die Seelen der Aschagerechten über die Cinvatbrücke hinüber zum Uferdamm der geistigen Yazatas." Dem Schlechten begegnet ein häßliches Mädchen.[35])

Die Brücke des Scheiders führt also aufwärts zum Himmel und abwärts zur Hölle, nachdem das Gericht gesprochen worden ist.

* * *

Der Weltallsströme, die nach nordgermanischer Überlieferung unter der Weltesche entspringen, sind viele; sie werden im Grimnirliede[36]) mit ihren Namen aufgeführt. Will Thor zum Göttergericht den weiten Weg wandern, so muß er solche Ströme durchwaten, denn „in brennender Glut steht die Brücke der Asen." Und Grimnir 44: „der Brücken beste ist Bifrost." Fafnir 15: „Bifrost bricht", wenn beim letzten Kampfe die Götter hinüberreiten. Gylf. 13: „Die Götter schlugen zwischen Erde und Himmel eine Brücke, die Bifrost heißt; sie ist der Regenbogen. Aber so fest sie ist, sie wird doch brechen, wenn zum letzten Kampfe Muspels Söhne hinüberreiten." Gylf. 15: „Die dritte Wurzel der Esche ist am Himmel belegen und unter dieser Wurzel befindet sich der Brunnen der Urd. Dort haben die Götter ihre Gerichtsstätte und an jedem Tag reiten sie dorthin über Bifrost, die auch Asenbrücke genannt wird. Das Rote, was du im Regenbogen siehst, ist brennendes Feuer. Zum Himmel hinauf würden die Bergriesen gehen, wenn alle, die es wollen, sie betreten könnten." Gylf. 17: „Am Himmel ist ferner der Ort, welcher Himmelsburg heißt; dieser Saal steht am Rande des Himmels am Brückenkopfe, wo Bifrost den Himmel erreicht." Gylf. 27: „Heimdall, der weiße Ase, er ist groß und heilig. Er wohnt bei der Brücke Bifrost an dem Orte, der Himmelsburg heißt. Da er der Wächter der Götter ist, so sitzt er dort am Rande des Himmels, um die Brücke gegen die Bergriesen zu hüten . . . Er besitzt das Horn, welches Gjallarhorn heißt (das gellende) und seinen Ton kann man in allen Welten hören." Gylf. 51: „Wenn beim Endkampfe Muspells Schar über Bifrost reitet, zerbricht die Brücke. Heimdall bläst in das Gjallarhorn und ruft dadurch alle Götter zur Versammlung."

Da die Götter alle Tage über Bifrost zur Gerichtsstätte reiten, so ist offenbar der Regenbogen nur ein Märchenbild der stets vorhandenen Brücke. Die Ansicht, als ob allein der sichtbare Regenbogen dichterisch Asenbrücke und Bifrost genannt

worden sei, ist irrig. Nach Grimm [37]) glaubt noch unser Mittelalter, daß eine Reihe von Jahren vor dem Jüngsten Gerichte der Regenbogen nicht mehr erscheinen werde. Da sich der Regenbogen in der christlichen Schilderung des Jüngsten Gerichts nicht findet, so muß eine deutsche Erinnerung an die Verbindung von Asenbrücke, Bifrost, Regenbogen und Endkampf vorliegen.

Diese Bifrost d. i. Bebe-Rast führt also von der Erde zum Himmel, von Heimdall gegen die andringenden Riesen gehütet. Es ist dieselbe Brücke, die noch Jahrhunderte später in der Ereks Vidf. Saga [38]) erwähnt wird, wenn vor dem Betreten des grünenden Jenseits eine „schmale Brücke" überschritten werden muß.

Einer weiteren Brücke erwähnt nun die Jüngere Edda: [39]) „Hermod d. i. Odins Sohn, der sich erbot, zur Hel hinabzureiten, um Balder zurückzubitten, ritt 9 Nächte, bis er zu dem Flusse Gjoll kam, über den eine goldbelegte Brücke führte. Modgud (die „mutige Kriegerin") bewachte die Brücke; sie sprach: „Gestern ritt Balder mit 500 Begleitern hier hinüber, aber nicht weniger krachte die Brücke, da du sie allein betrittst."

Diese Modgud scheint auch in dem Liede „Brünhilds Helfahrt" als die Riesin wiederzukehren, die der Brünhild den Weg weigert, indem sie ihr ihre Schuld vorwirft. Sie klagt die Brünhild an, daß sie den Mann einer anderen aufsuche, daß Menschenblut an ihren Mörderhänden klebe; darum dürfe sie nicht zu den Häusern, in welchen Sigurd bei der Hel wohne. Brünhild sei nur, um Weh zu bereiten, auf die Welt gekommen. Die Riesin scheint also auf der Giallarbrücke zu hausen, über welche auch Brünhild wie Balder und Hermod zur Hel fährt. Wenn Müllenhoff [40]) in der Riesin die „Personification ihres eigenen Gewissens, ihrer eigenen Vergangenheit, der sie Rede und Antwort stehen muß", erblickt, so ist diese Anschauung in größerem Sinne durchaus richtig. Zu beachten ist hierbei, daß Brünhild der anklagenden Riesin Rede und Antwort steht, daß sie sich ausdrücklich verteidigt und daraufhin den Weg frei haben will. Das Ganze wird so zu einer Darstellung des Gewissensgerichtes, nur daß es ins Jenseits auf den Helweg verlegt ist, dorthin wo sich die Wege zu den lichten und den finsteren Räumen des Jenseits scheiden. Hofft doch Brünhild, daß ihr dauerndes Glück drüben in der Hel neben Sigurd blühen werde, wie denn Sigurd selbst eine glückliche Stätte dort bei der Hel gegönnt sein sollte. [41])

Dies Gespräch erinnert an die persische Darstellung, nach welcher die Seele „zittert an der Brücke Cinvat", wenn sie durch ihr Reden und Tun die lichte Welt zu erlangen hofft. [42]) Und die eigenen bösen oder guten Werke treten auf der Cinvatbrücke in Gestalt des „kunstfertigen, mit einem Strick versehenen" Mädchens dem Toten entgegen. [43]) So ist auch im persischen Glauben das Gericht auf der Brücke, welche ja eine Brücke des Scheiders ist, das Gewissensgericht selbst, so daß also die Brücke

im germanischen wie im persischen Gottume eine innerweltliche Tatsache bedeuten würde. „Die eigenen Taten" entscheiden.[44])

Vol. 44 wird vor der Hölle der Hund Garm erwähnt. Beim Endkampfe kämpft er mit dem Asen Tyr.[45]) In dem eddischen Gedichte Balders Träume reitet Odin „niederwärts in Hels Tiefen; da kam aus der Höhle ein Hund ihm entgegen. Die Brust war dem mit Blut befleckt, den Vater des Zaubers verfolgt er bellend." Da Hermod zur Hel hinab über die Brücke des Höllenflusses Gjoll reiten mußte, so mußte wohl auch Odin diesen Weg nehmen. Dann lauert der Hund Garm also an der Gjallarbrücke vor dem Höllentor und es liegt nahe, sich der beiden Hunde der Einvatbrücke zu erinnern, deren Amt dasselbe zu sein scheint wie das Garms, dem die Brust mit Blut befleckt ist.

Der Fluß Gjoll[46]) fließt den „Göttern nahe und rinnt von da zur Hel." Der Name erinnert an des Wächters der Himmelsbrücke, Heimdalls Gjallarhorn.

Das alte norwegische Lied Draumakvaethi[47]) kennt noch diese Brücke und legt ihr eine eigentümliche Bedeutung bei:

„Selig, wer in dieser Geburtswelt den Armen gibt eine Kuh,
Er braucht nicht schwindlig zu gehen auf der hohen Gjallabrücke." (Vgl. Nachtr. S. 180 f.)

Nach österreichischen Volksmärchen[48]) werden die Seelen der Gerechten von ihren Schutzengeln über den Regenbogen in den Himmel geführt. Auch in diesem Märchen ist der Regenbogen nur ein äußerliches Anschauungsmittel für die ewige Richterbrücke.

Bei Hans Sachs wird einer vom Regenbogen herabgestoßen. Nach einer altfränkischen Volkssage ist der Seelenweg ein bloßes Schwert über ein Wasser.[49])

Nach Edward B. Tylor[50]) wird von einem irischen Edelmann Owain gedichtet, welcher im Jahre 1153 durch die Höhle „St. Patricks Fegfeuer" die Hölle erreichte; auch er mußte vorher eine schmale Brücke, die über einen Totenfluß führte, überschreiten. Es ist dieselbe Brücke, die noch in dem Traumgesicht — schmale Bretter führen über einen Schwerterstrom — des Holsteiners Godeskalk 1189 und des Dänenkönigs Hading auftaucht.[51]) Für die Einheit der Gjallarbrücke und Bifrost spricht sich auch Neckel[52]) aus.

Im Liede von Fafnir nun heißt es im 15. Gesätze vom Endkampfe der seligen Götter und Surts: „Bifrost bricht, wenn über die Brücke sie reiten, und die Pferde schwimmen im Fluß." In der sinnlichen Anschauung, welche gleichnishaft den Regenbogen und die Milchstraße in Betracht zieht, ist unter diesem Flusse das Luftmeer zu verstehen. Wafthrudnir 16 meint diesen selben Fluß: „Der Fluß heißt Ifing, der die Fluren der Götter

von denen der Thursen trennt; in Ewigkeit soll er offen strömen, nimmer friert seine Flut." Und denselben Fluß meint auch Grimnir 21: „Thund rauscht, die (Sonne) schwimmt noch fröhlich im Fluß; schwierig scheint es der Schar der Gefallenen, zu durchwaten den wogenden Strom." Es ist derselbe „Sund", der im Harbardsliede dem Thor den Rückweg von seiner Fahrt ins Riesenland zur Höhe von Asgard durch Odins Spott hindert, der Nachtstrom des Weltalls, den Thor erst bei Tagesanbruch (Harb. 58) überwinden soll. Auch nach Grimn. 29 (Gylf. 15) muß Thor täglich die scheidenden Ströme durchwaten. Es sind aber viele Flüsse, die durchfließen der Götter Gau, die wie Gjoll den Göttern nahe und von da zur Hel fließen. So wie nun die Pferde der Götter in diesem Flusse schwimmen müssen, wenn Bifrost bricht, und wie es für die Gefallenen schwer ist, diesen Strom zu durchwaten, so muß im ganzen Zusammenhange verstanden werden, wenn Vol. 39 vom Nastrandsale sagt: „Durchwaten dort sah ich wilde Ströme Meineidige Männer und Mordgesellen." Hierher gehört wohl auch 36: „Es ergießt sich von Osten durch giftige Täler Mit Schwertern und Dolchen die schäumende Slidr (die Schlimme)." Jedenfalls waten die Bösen in den zur Hölle führenden Strömen voller Qualen. Über diese Höllenströme führt aber die Gjallarbrücke, auf welcher das Totengericht gesprochen wird. Es liegt nahe anzunehmen, daß die Riesenhörigen nach gefälltem Richterspruche von dieser Brücke in den Höllenstrom stürzen, durch welchen sie der Hölle zuwaten, möglich auch, daß sie durch Modgud oder durch den Höllenhund Garm, der hierdurch seine Bedeutung erhält, hinabgestürzt werden. Die Asenwürdigen kommen wie Balder und Sigurd, wie Hermod, Odin und Brünhild über die „goldbelegte" Brücke zu der glänzenden Totenhalle, welche dem Wesen nach eins mit Walhall ist.

Bifrost heißt Bebe-Rast, Zitterstrecke, wie man auch bei uns eine Strecke wohl nach Rasten zählt. In der Liederedda heißt die Brücke Bilrost, schwankende Strecke. Im Eirikliede 3 fragt Odin, als der tote König Eirik zu ihm gen Walhall reitet:[53] „Was donnert dort, Bragi, als wenn eine Tausendschaft zittert (bifisk) oder eine allzu große Schar?" Das Wort bifisk weist auf Bifrost. Beide Namen aber kennzeichnen die Brücke: Nicht nur bebt diese Brücke selbst, sondern es zittern auch die hinüber müssen. Die Tausendschaft „zittert"; der Barmherzige braucht nicht „schwindlig zu gehen" auf der hohen Gjallarbrücke. Und „es donnert", da die Brücke von jener Totenschar betreten wird, und Bragi antwortet: „Es kracht alles Bankgetäfel, als wenn Balder wiederkommen wolle;" ähnlich redet Modgud zu Hermod (Gylf. 49), als er die goldbelegte Gjallabrücke überreitet: „Nicht weniger kracht die Brücke, als da Balder mit 500 Begleitern hinüberritt." Der Sinn dieser Anrede ist wohl höhnischer Art:

Der gute lichte Gott Balder bringt selbst mit 500 Begleitern die Brücke nicht so ins Krachen wie du einzelner Hermod; viel taugst du also nicht, obgleich ich dir hier wegen deiner Götterzugehörigkeit nichts anhaben kann. Auch in diesen Worten spricht sich demnach die Aufgabe der Brückenwächterin aus: sie ist zur Ausführung des Brückengerichtes bestellt und muß nun den Gott untätig über die Brücke reiten lassen, ohne ihn gleich einem Riesenhörigen in die Höllenströme stürzen zu dürfen. Und in Balders Träumen 3 bebt die Erde, als Odin zur Hel, also ebenfalls über diese Brücke reitet. Der Sinn ist verständlich: Wer zu den Asen gehört, kommt trotz des Bebens hinüber; so Balder, Sigurd, Odin, die Einheerer wie Hakon und die anderen; wer zu Loki, zu dem riesischen Teile der Schöpfung gehört, wie die Meineidigen, Mörder, Ehebrecher, der stürzt in die unter der Brücke herbrüllenden Schwerterströme voller Gift und watet durch sie hindurch zu den „Leuten der Hel", zum Nastrandsaale.

Während die eddische Überlieferung fast ein Jahrtausend nach Beginn unserer Zeitrechnung noch die klarste Übereinstimmung mit der „Brücke des Scheiders" in den Glaubensvorstellungen der alten Arier Persiens aufweist, finden sich bei den Mohammedanern und Juden nur undeutliche Anklänge an das große und sehr viel ältere Vorbild. Nach mohammedanischer Vorstellung, für welche Grimm 794 die Belege beibringt, müssen alle Seelen mitten in der Hölle über eine Brücke, die dünner als ein Haar, schärfer als die Schneide eines Schwertes und zu beiden Seiten mit Dörnern und spitzem Gesträuch besetzt ist. Nach anderem Berichte wähnen sie, daß sie vor dem jüngsten Gerichte eine Stange von glühendem Eisen, die über eine grundlose Tiefe gelegt ist, betreten werden, jedem Gläubigen legen sich alsdann seine guten Werke unter die Füße. Die Juden reden von einer drahtschmalen Höllenbrücke, über die aber nur die Ungläubigen zu wandeln haben. Die Brücke ist hier zu einem Höllenstück geworden, sie führt nicht aufwärts und entscheidet nicht.

Der babylonischen Schöpfungssage ist die „Brücke" überhaupt nicht bekannt.

* * *

Nach alter deutscher Rechtssitte wurde Gerichtes vielerorts „auf der Brücke" gepflogen.[54] An und über einem Flusse wird es gehegt, so in Hessen an und über der Werra. Das Gauding in Grebenstein tagte auf der Brücke unter freiem Himmel. Das Sal- und Brückengericht zu Würzburg hatte im Besonderen zwei Dingstätten oder Saalen, an beiden Seiten der Mainbrücke, in der einen Saal wurde über Schuld und Schaden, Haut und Haar gerichtet, in der andern (der schwarzen Saal) über Hals und Hand. Zu Wildburgstetten hielt man westfälische heimliche Gerichte auf der Brücke und warf die Verurteilten gleich von der Brücke hinunter.

Schon bei Gregor von Tours wird eine Ehebrecherin von einer Brücke in den darunter herfließenden Strom gestürzt.

Im Jahre 1000 war Hjalti Skeggjason auf Island getauft worden und lästerte nun die Götter. Der Gode Runolf klagte gegen ihn auf Gotteslästerung und „setzte das Gericht auf der Brücke der Oexar-A nieder, indem er beide Zugänge zu der Brücke mit den Waffen verteidigen ließ." [55] In diesem Gericht wurde Hjalti wegen Gotteslästerung (Godga) auf drei Jahre geächtet.

Bekannt ist durch Gellerts Fabel „Der Bauer und sein Sohn" nach Burkard Waldis Esopus (1557) die „richterische Brücke", auf welcher der Lügner gestraft wird. Da der griechische Aesop diese Fabel nicht berichtet, darf für sie deutscher Ursprung angenommen werden.

Jedenfalls finden wir in der Gellertschen Fabel, die noch heute lebendig und voller Wirkung ist, das alte Brückengericht selbst überliefert, und da diese Überlieferung gänzlich mit der nordischen übereinstimmt, so ist der Beweis gewonnen, daß diese Gerichtsbrücke, die sich auf keinerlei kirchliche Überlieferung gründen läßt, ältester gemeingermanischer Vorstellungswelt entsprossen ist und diese selbst bezeugt.

Zugleich tritt aber auch die alte arische Gemeinsamkeit von Gottum und Recht hervor: Das irdische Gericht war die Spiegelung des himmlischen, jenseitigen Gerichtes. Alles Recht war göttlichen Ursprunges, und wer es verletzte, empfing sein Urteil auf der Brücke nach menschlichem und göttlichem Rechte. [56] „Die Sonne bringt es an den Tag." Bei „scheinendem Tage" wurde Gerichtes gepflogen.

Der Name Pontifices der vornehmsten römischen Priesterschaft wurde nach Plutarch meistens als „Brückenmacher" gedeutet und zwar nach gewissen Opfern, die sie auf der Tiberbrücke verrichten mußten und „die für die ältesten und heiligsten gehalten wurden." Alljährlich am 15. Mai wurden am großen Reinigungsfeste Menschenbilder von der hölzernen Brücke in den Fluß geworfen, „vor alters Menschen." [57] Auch hier scheint deutlich die alte Heiligkeit des Brückengerichts durchzuschimmern; das Hinabstoßen des Verurteilten in den Strom bedeutet dessen Opferung und spiegelt das jenseitige Schicksal des Verletzers göttlicher Ordnung wieder.

Sichere Erinnerung an die alte Gerichtsbrücke in Verbindung mit dem Hunde Garm lebt in der deutschen Volkssage.

„Unweit von Ptenin, einem Dorfe, das eine Stunde von Merklin liegt, fließt ein Bächlein, über welches ein schmaler Steg führt. Bei diesem Stege soll vor alter Zeit ein kalbgroßer schwarzer Hund gelegen sein, der eine zentnerschwere Kette von Eisen nach sich schleppte. Wenn jemand über den Steg wollte,

so mußte er den Hund streicheln und zu ihm sagen: Azor, laß mich über den Steg gehen! Tat ihm das Jemand nicht, so ließ ihn der Hund bis in die Mitte des Steges gehen, folgte ihm dann und stieß ihn ins Wasser. Jetzt ist der Hund verschwunden und Niemand weiß wohin." [58])

In einer anderen Sage [59]) erscheint der Hund als Teufel:

„Ein Geistlicher habe ein Hündchen so gerne gehabt, daß ein Amtsbruder bei einem Besuche, dies bemerkend, ihn alles Ernstes tadelte, sein Herz an so was zu hängen, und ihm den Rat gab, sich je eher je lieber davon los zu machen. Der Geistliche ging in sich und warf auf einem Spaziergange den Liebling vom Steg herab in den Bach. Als er ihn jedoch untersinken sah, konnte er sich nicht enthalten, auszurufen: Ach, wie dauerst du mich! Der Hund antwortete sogleich, indem er (der Teufel) ihn sonderbar anblickte: Du mich auch! und versank."

Zahlreiche deutsche Sagen erzählen von unterirdischen Hunden mit glühenden Augen, und auch dem Faust erscheint der Teufel in Gestalt eines schwarzen Hundes. Der Hund wird meist als kalbgroß bezeichnet. Auch in der Gellertschen Fabel von der „richterischen Brücke" soll in geringer Verschiebung des Zusammenhanges das Lügenbild eines kalbgroßen Hundes die Strafe auf der Brücke herbeiführen.

Von den Höllenhunden in Edda, Avesta und Veda wird noch weiter unten die Rede sein. Ihr Zusammenhang mit der deutschen Volkssage erscheint gesichert und damit auch die alte Gemeinsamkeit der jenseitigen Gerichtsbrücke.

In vollster Klarheit strahlt aber die alte Himmelsbrücke als Weltscheide zwischen Licht und Finsternis in dem noch heute durch ganz Deutschland, auch in Schweden verbreiteten „Brückenspiele", so im alemannischen Kinderliede: [60])

„Chatze, Chatze-müsli:
Es sitzt e Frau im Hüsli;
Chatze, Chatze-müggeli:
Es sitzt e Frau uf'm Brüggeli,
Gisch mer nüd, bist e Säubengel;
Gisch mer öppis, e goldiger Engel."

Und noch klarer, wenn die Kinder in langer Reihe gegen ein von 2 Kinderarmen vorgestelltes Tor stürmen:

„I möcht' über d' holländische Brugg!
Sie ist verheit und broche.
Lönd sie wiedrum mache
Mit isige Stachle!
Um welche Lohn?
Die hinterst Geisbohn! —
I möcht' über d' silberig Sihlbrugg!
D' Brugg ist bschlosse
Mit Silber übergosse

Und goldige Schibe.
Der Letzte mueß do blibe!"

Die holländische ist wohl hel-ländische oder höllische Brücke? Kann eine Überlieferung klarer sein? Weltallsweisheit aus Kindermund! — Vgl. die Nachträge S. 180 f.

* * *

Es wird behauptet, daß Walhall eine verhältnismäßig junge Vorstellung des germanischen Nordens sei; die ältere lasse alle Menschen gleichmäßig zur Hel fahren.[61] Das würde gegen die „Urbrücke" sprechen.

In der Tat gehen sogar die lichtesten Gestalten der Ursage wie Balder und Sigurd nach der eddischen Überlieferung zur Hel und von Walhall ist nicht die Rede. Es kommt jedoch nicht auf diese Namen, sondern darauf an, welches Schicksal diesen Lichtgestalten im Jenseits bevorsteht.

Nach „Balders Träume" 6 f. fragt Odin die Riesin im Helreiche: „Für wen sind die Bänke mit blitzenden Ringen, Die glänzenden Dielen mit Gold belegt?" Und er erhält die Antwort: „Für Balder steht hier gebraut der Met, Ein Schild bedeckt den schimmernden Trank." Und im Kurzen Sigurdsliede 69 heißt es von Sigurd: „Dann trifft seine Ferse die Pforte nicht, Das glänzende Tor, das ringgeschmückte, Wenn dem fürstlichen Herrn mein Gefolge sich anschließt. Nicht ärmlich wird unser Einzug sein." Und von der Hel hoffte Gudrun Sigurds Wiederkehr.[62]

Ganz anders doch winkt das Jenseits dem Riesenangehörigen:[63]

„Einen Saal seh' ich stehen der Sonne fern,
Auf Nastrand, die Türen nach Norden gerichtet;
Durchs Rauchloch strömte ein Regen von Gift,
Denn die Wände des Saals sind umwunden von Schlangen.
Durchwaten dort sah ich wilde Ströme
Meineidige Männer und Mordgesellen;
Dort sog Nidhogg an entseelten Leibern,
Der Wolf zerriß Menschen."

Das sind die „Leute der Hel",[64] die auf dem Schiffe Naglfar, das Loki steuert, zum Endkampfe gegen die Götter heranrücken. Nicht aber gehören Balder und Sigurd, obgleich sie bei der Hel weilen, hierzu; Balder kehrt heim, nachdem im Endkampfe Hel samt allen ihren Leuten zerstört ist.

Mithin enthält auch die vermeintlich ältere Helvorstellung schon den Unterschied der Aufnahme in getrennten Räumen, finsteren und lichten. Und allein darauf kommt es an. Nach Gylf. 34 erhielt Hel „Macht über 9 Welten." Die 9 Welten aber sind das Weltall insgesamt, innerhalb dessen auch die Götter hausen; und somit mußte auch die „jüngere" Walhall mit Odin ihrer Macht und ihrem Bereiche unterworfen sein und es besteht

der Widerspruch zwischen der jüngeren und der älteren Auffassung nur in den Worten, nicht in der Sache. „Aus Hel sterben die Menschen nach Niflhel" heißt es Wafthr 43. Hel mit ihrer Macht über 9 Welten umschließt also Nifhel und Walhall, Böse und Gute.

Dadurch daß Balder und Sigurd zur Hel fahren, werden sie nicht ewig dem Zusamenhange der lichten Mächte entzogen. So wird es erst erklärlich, daß Balder bei der endlichen Vollendung der Schöpfung aus der zeitweiligen Verfinsterung wiederauftaucht, während Hels Macht als riesischen Ursprungs vergeht. Die Hel-Ortskunde war von geringerer Bedeutung und dichterischer Freiheit überlassen. Die sittliche Ordnung des Weltalls dagegen bleibt durch die Verdunkelung, welche die Lückenhaftigkeit der nordgermanischen Schriftüberlieferung über das Verhältnis von Hel zu Walhall zu werfen scheint, deutlich erkennbar. Es ist dieselbe Gesinnung, welche sich in der Einvatbrücke und in Bifrost ausspricht, die im Leben einen fortwährenden Kampf für das Licht gegen die Finsternis sehen, wenn auch die Vorstellungen dichterischer Freiheit genießen mögen.

Wie die Edda kennt auch das vedische Indien 9 Welten; in der obersten Lichtwelt weilen die Frommen (Zimmer, Altind. Leb. 358), die 3 Himmel der Edda entsprechen den 3 Himmeln des Rigveda (5,60,6); und wie Niflhel als neunte Welt bezeichnet wird, so heißt es von dem Missetäter im Rigveda (7,104,3): „Unter den 3 Erden allen soll er wohnen." Dieser Ort heißt Karta, Grube (Rigv. 2,29,6): „Schützt uns, ihr Götter, daß der Wolf uns nicht verschlingt, daß wir nicht in die Grube fallen."

Daß der Kampftod auch altindischem Glauben religiöse Pflicht ist, beweist eine Stelle aus Manus Gesetzbuch:[65] „Der König muß beim Herannahen des Todes seinem Sohne die Sorge für das Reich überlassen und den Tod im Kampfe aufsuchen, oder wenn kein Krieg ist, den Hungertod wählen." So findet auch Ardschunas[66] zwischen den göttlichen Geistern „kampferschlagene Helden" in des Götterfürsten Indra leuchtender Stadt. Im 2. Gesange heißt es ausdrücklich noch: „Wer dem Kampfe feige entflohen, schaut jene Welt der Guten nicht." Und so mündet auch die Lehre der Bhagavadgita[67] in die Mahnung: „Nichts ist dem Krieger besser als gerechter Krieg, Von selbst bereit eröffnet ihm des Himmels Pforte sich."

Wenn also schon Altindien seine Walhall d. i. den Götterhimmel für die im Kampfe Gefallenen hatte, so ist das Alter der Vorstellung bei den arischen Stämmen überhaupt bezeugt. Sie dem germanischen Norden und dem germanischen Zweige überhaupt abzusprechen, weil sie in der bruchstückhaften Überlieferung nicht mit Sicherheit nachzuweisen ist, geht nicht an; mit gleichem Rechte könnte man in der reinen Helvorstellung eine sehr späte aber vorübergehende vernünftelnde Denkweise

des nordischen Altertums finden. Die Nachricht des Appian,[68]) daß die Germanen den Tod verachten, weil sie auf eine Auferstehung hoffen, ist genügende Bestätigung.

Es folgt hieraus, daß aus dem behaupteten Fehlen einer älteren nordischen Walhallüberlieferung kein triftiger Einwand gegen die urarische Scheidebrücke hergeleitet werden kann.

* * *

Im ganzen Zusammenhange ist noch die Stellung Heimdalls, des Himmelswächters und Gjallarhornbesitzers zu ermitteln.

Der Name bedeutet „Weltglanz"; hiernach wird er[69]) der „weißeste Ase" genannt; er ist Asengott, weiß aber die Zukunft den Wanen gleich. Nach Vol. 46 und Gylf. 51 „beginnt das Ende beim Klange des alten Gjallarhornes, laut bläst Heimdall"; nach Vol. 27 ist bis dahin „das Horn verborgen unter dem Himmelsluft trinkenden Baume." Nach Lokas. 48 ruft Loki spottend dem Gotte zu: „Stets stehen mußt du mit feuchtem Nacken, Wenn du als Hüter des Himmels wachst." Seine Wohnstätte ist Himmelsburg, dort wo Bifrost den Himmel erreicht.[70]) Er ist nach Riglied 1 der wackere alte weise Ase und begründet die 3 rassisch gekennzeichneten Stände. Nach Gylf. 27 ist er „groß und heilig". Er wurde von 9 Jungfrauen geboren, die alle Schwestern waren. Das geht wohl auf die 9 Räume der Welt, die 9 Göttinnen des Weltbaums nach Vol. 2. Seine Zähne sind von Gold. Er sitzt am Orte, wo die Brücke den Himmel erreicht, um diesen gegen die Bergriesen zu schützen. Er bedarf weniger Schlaf als ein Vogel und sieht bei Nacht ebenso gut wie bei Tage hundert Meilen weit. Er kann auch hören, daß das Gras auf der Erde und die Wolle auf den Schafen wächst, sowie überhaupt alles, was einen Laut von sich gibt. Den Ton seines Gjallarhornes kann man in allen Welten hören. Sein Roß heißt Gulltopp (Goldzopf). Im Endkampfe töten Heimdall und Loki sich gegenseitig.[71]) Leider ist uns gerade das Gylf. 27 erwähnte Heimdall-Lied nicht erhalten.

Wenn man bedenkt, daß der Ansturm der Riesen gegen die Brücke unter lautem Toben des Weltunterganges vor sich gehen soll und daß die Bergriesen auch gerade kein leise schleichendes Geschlecht sein werden, so erscheint Heimdalls, des weißesten Asen, Fähigkeit, das Gras und die Wolle wachsen zu hören, in merkwürdigem Lichte. Seine Tätigkeit erschöpft sich offenbar nicht in der Erwartung der „Bergriesen" und des letzten Ansturmes der Götterfeinde. Offenbar ist seine Wachsamkeit zu jeder Stunde vonnöten, weil das Riesische dauernd über die Brücke zu den Göttern zu gelangen sucht.[72]) Heimdall, als weißester Ase zugleich der vollkommenste Gegensatz zu Loki, weist als Wächter der Brücke mit Hilfe jener Modgud und des Hundes Garm alles Riesische, also auch die Leute der Hel, die Meineidigen und Mörder, alles Nichtasische ab, so daß sie von

der „hohen Gjallabrücke“ in die „wilden Ströme“ stürzen „voll von Gift, Dolchen und Schwertern“: Er ist Gerichtsherr auf der Brücke, auf welcher des Gerichtes dauernd gepflogen wird. Eben darum muß er auch Sproß aller 9 Welten sein, weil sein Gericht durch alle 9 Welten reicht. Er ist ja auch[73] „höher (meiri) als alle“ und „die Erdkraft wars, die den Edlen nährte, Eiskaltes Meer und des Ebers Blut“; Erde, Meer und Sonne haben ihn also genährt als die innere Geistesnahrung des Weltalls. In Übereinstimmung hiermit nennt ihn Vol. 1 den Vater der Menschen, seiner heiligen Kinder. Das alles erinnert an Helios, der „alles sieht und hört“, und an Ahuramasdas Gericht auf der Cinvatbrücke. Eine ursprünglich „erhabenere Rolle“ Heimdalls in hohem Altertume vermutet auch Grimm 214. Fast dem vedischen Mitra-Varuna scheint der „große, heilige, Weltglanz“ zu gleichen. Dem höchsten indischen Gotte, der alles sieht, Recht und Unrecht unterscheidet und dem der Regenbogen, von vielen Müttern gezeugt — wie Heimdall von 9 Müttern, — nahesteht.[74] Scheint doch auch Varuna später von Indra wie Heimdall von Odin verdrängt zu sein.[75]

Vertritt Heimdall somit das lichte Asenwesen als solches, so ist sein Wächteramt erklärt und sein Kampf gerade mit dem finsteren Loki zum Schlusse nur die selbstverständliche Folge aus beider Wesen. Über die Brücke kommt niemand, der seines, Heimdalls, Wesens nicht ist, und somit ist Heimdall das Gottesgewissen der Schöpfung und, wie er von der Himmelsburg beide Brückenseiten übersehend Licht und Finsternis immerdar unterscheidend wahrnimmt, so ist er die „große und heilige“, die eigentliche Gesinnung der Götter. An seinem Dasein allein scheitert das riesische Beschreiten der Brücke; sein Wesen, durch alle Welten verbreitet, ist das stets aufmerksame unbeirrbare Gottesgericht auf der Brücke, welches die Wege zum Licht von denen zur Finsternis scheidet. In ihm lebt die Gesinnung der masdageschaffenen Cinvatbrücke. Von hier aus klärt sich nun auch der Name seines Gjallarhornes; Heimdall ist der Wächter auf der Gjallarbrücke, dem schwindlichten Stege, auf dem nicht zu beben braucht, wessen Leben den Lichtmächten diente. Die Brücke ist nach allem eine innerweltliche Tatsache; sie bricht im Endkampfe, bis dahin aber ist sie das stets wachsame Weltgericht diesseits und jenseits, das in den Brückengerichten des Volksrechtes und in der Sage, ja selbst im Kinderspiele eine äußerliche Darstellung findet.

Daß die Gleichung Brücke gleich Gewissensgericht nicht zu kühn und etwa nur unsere Erfindung ist, beweist das Avesta in den oben angeführten Stellen, wonach dem Toten die guten Taten in Gestalt eines schönen Mädchens, die schlechten Taten aber in Gestalt eines häßlichen Mädchens auf der Brücke entgegenkommen, womit die dem Gotte begegnende mutige Kriegerin,

die der Brünhild entgegentretende hartgesinnte Riesin in der eddischen Überlieferung, aber auch noch die Gesinnung des Draumakvaethi aufs deutlichste übereinstimmen.

* * *

Im Gewitter wird die Brücke sichtbar, aber sie ist zu allen Zeiten unsichtbar da. Alle Tage reiten die Götter hinüber. Daß in Bifrost die Naturdeutung als Regenbogen nicht am Platze ist, geht auch daraus hervor, daß an anderer Stelle der Wodansweg (die Irminsstraße, Milchstraße, Eriksgata) als Weg zu den Göttern genannt wird.[76]) Wenn Helgi (H. Hund. 2, 47) vor Tagesanbruch wieder „im Westen von Windhelms Brücke" sein will, so kann Bifrost auch nach diesem Zeugnis nicht der Regenbogen sein. Diese sichtbaren Lichtbrücken deuten umgekehrt nur das Bestehen der unsichtbaren d. h. innerweltlichen und jenseitigen Brücke an. Sie sind Märchen.

Die Vorstellung mag derart gewesen sein, daß der Totenweg[77]) als Brücke zwischen Erde und Himmel gedacht wird; oben empfängt ihn das Gericht. Entscheidet es wider den Toten, so wird dieser auf der jenseits wieder abwärts führenden Hälfte der Bogenbrücke von der Gehilfin Heimdalls — schön dem Tüchtigen, häßlich dem Schlechten erscheinend — und dem blutbefleckten Helhunde in die Giftströme, die zur Hel führen, hinabgestoßen, — während der Asenwürdige oben, wo die Brücke den Himmel berührt, in die „Himmelsburg" eintritt.

Wie in der germanischen Vollendungslehre wird auch nach dem Glauben des persischen Avesta die Brücke des Scheiders am Ende verschwinden. Und in beider Lehre aus demselben Grunde: Die bis dahin im Argen liegende Schöpfung ist vollendet, das Böse geschwunden, weil völlig besiegt und in Licht gelöst. Eine Brücke des Gerichtes ist überflüssig geworden.[78])

* * *

Nach allem ergibt sich folgende Übersicht:

Die Brücke (Weltscheide)

bei den

Germanen.	Parsen.
1. Bifrost, Bilrost = Beberast, schwankende Strecke. Asenbrücke. Gjallarbrücke = Hellbrücke. Grimn. 44. Gylf. 15, 17, 27. Windhelms Brücke. Helg. Hund. 2; 48.	Cinwatbrücke, Brücke des Scheiders. Videvdat 19, 30 u. a. Brücke Tschandor. Minokhired.
2. Die Brücke bebt, der Tote geht schwindlicht auf ihr. Gylf. 49. Eiriksmal 3. Draumakvaethi.	Die Seele zittert an der Brücke Cinvat. Yasna 50, 13.

3. Sie scheidet Götter- und Riesen, Asen- und Riesenhörige. Gylf. 15, 17, 27. Vol. 39. Alemannische Kinderspiele.	scheidet die Anhänger des Lichtes von denen der Finsternis, die Aschagläubigen von den Druggläubigen. Vid. 19, 29 f. Yasna 45, 11.
4. Sie führt zu den Göttern und zur Hel. Grimm. 44. Gylf. 15, 17, 49.	zu den Lichträumen Ahuramasdas und in das Reich der Finsternis. Yasna 19, 6. Vid. 19, 30. 13, 9. Yasna 45, 11.
5. Auf der Brücke wacht der weißeste Ase Heimdall = Weltglanz, groß und heilig, gegen die asenfeindlichen Riesen. Gylf. 15, 17, 27. Thrym. 14.	Ahuramasda, die Gottheit des Lichtes, führt den Guten über die Brücke in den Lichthimmel. Yasna 19, 6.
6. Unter der Brücke fließen die Höllenströme, Gjoll. Grimm. 28. Vol. 39. 36.	Unter der Brücke befindet sich der Abgrund der Finsternis, Dugakh. Vid. 19, 30.
7. Dem asenzugehörigen Hermod tritt auf der Brücke zur Hel eine Jungfrau, Modgud-Mutige Kriegerin, entgegen und kann ihm nichts anhaben; der Brünhild eine Riesin. Gylf. 49. Brünh. Helritt.	Dem Toten tritt auf der Brücke ein schönes mit einem Stricke versehenes Mädchen entgegen, welches die Schlechten zur Hölle hinabzerrt. Vid. 19, 30. 13, 9. Dem Guten ein schönes, dem Schlechten ein häßliches Mädchen. Yascht 22, Sp.
8. Zwischen dem Heltore und der Brücke lagert der blutbefleckte Hund Garm. Dem asenzugehörigen Odin kann er nichts anhaben. Bald. Tr. 2. 3.	Zwei Hunde zerren die Seelen der Bösen von der Brücke in den Abgrund. Vid. 19, 30. 13, 9.
9. Das Beschreiten der Brücke erfolgt sogleich nach dem Tode. Eiriksmal 1. Hakonarmal 10. Gylf. 38.	drei Tage nach dem Tode. Vid. 19, 28 f.
10. Die Brücke bricht im Endkampfe der Welt. Sie ist in der vollendeten Schöpfung nicht mehr nötig, weil aller Zwiespalt in ewiges Licht aufgelöst ist. Fafn. 15. Gylf. 13. 51. Vol. 64. 66.	Die Brücke Cinwat wird nach dem Endkampfe nicht mehr sein, die Scheidung ist nicht mehr nötig, weil die Schöpfung vollendet und das Böse selbst Licht geworden ist. (Bundehesch 31.) Yascht 19, 11. 19, 89. Yasna 62, 3.

In den indischen Quellen ist mir eine Stelle im 3. Gesange der Kathaka-Upanishad aufgefallen, welche von einer Brücke,

die zum Jenseits führt, handelt: „Wir können dieses dreifältige Feuer kennen lernen, diese Brücke, über welche die Opferer schreiten; wir können auch diesen unvergänglichen Brahma erkennen lernen, dieses höchste, furchtbefreite Wesen, dieses Gestade, wo die Menschen landen, die den Ocean des Lebens überschreiten."

Auch die Chandogya-Upanishad [79]) scheint eine Erinnerung an die Weltscheidebrücke zu bewahren: „Der Atman (das Selbst), der ist die Brücke (der Damm), welche diese Welten auseinander hält, daß sie nicht verfließen. Diese Brücke überschreiten nicht Tag und Nacht, nicht das Alter, nicht der Tod und nicht das Leiden, nicht gutes Werk noch böses Werk, alle Sünden kehren vor ihr um, denn sündlos ist diese Brahmanwelt. Darum fürwahr, wer diese Brücke überschritten hat als ein Blinder, der wird sehend, als ein Verwundeter, der wird heil, als ein Kranker, der wird gesund. Darum fürwahr auch die Nacht, wenn sie über diese Brücke gehet, wandelt sich in Tag. Denn einmal für immer licht ist diese Brahmanwelt." Der vedische Inder fürchtet auch den „Strick" der Recht und Unrecht schauenden Gottheit; [80]) es könnte der eingangs erwähnte „Strick" der Brückenwächterin des Aveſta hierzu gehalten werden.

Und anderes klingt an. Unter dem Pfade, der [81]) in Yamas, des Totengottes, Reich hinabführt, scheint Wasser zu fließen, denn „auf Furten kommen sie hinüber" heißt es Atharvav. 18, 4, 7. Und an anderer Stelle [82]) wird dem Toten geraten: „Dies Rohr besteige als Fahrzeug, auf dem Rohr gehe den Weg." Des Höllenabgrundes erwähnen auch andere Stellen. [83]) Volle Übereinstimmung aber mit den beiden Wächterhunden an der Cinvatbrücke zeigen dann die beiden Hunde Yamas, die der Seele auflauern:

„Die wechselnd wachen, schläfre ein,
laß schlafen, nie erwachen sie", Rigv. 1, 29, 3.
„Lauf graden Wegs vorbei an den zwei Hunden,
der Sarama, die bunt sind und vieräugig."
Rigv. 10, 14, 10 f.

„Wenn weißer Sarameja du,
wenn brauner du die Zähne fletschst,
dann leuchten sie den Schwertern gleich
in dem Gebiß des schnappenden.
O Sarameja, bell den Dieb,
den Räuber an, o lauf zurück!
Was bellst du Indras Sänger an?
Warum willst du uns Böses tun?" Rigv. 7, 55, 2 ff.

Dunkle Erinnerung an ein Totengericht scheint sich Rigv. 10, 12, 8 zu finden:

„Der Rat, zu dem die Götter sich versammeln,
der tief geheime, er ist uns verborgen,
dort künde uns dem Varuna als schuldlos
Gott Savitar und Aditi und Mitra."

In einem jüngeren vedischen Texte, den Oldenberg 541 anführt, heißt es noch: „Bei König Yama scheiden sich die Menschen, die der Wahrheit hienieden treu sind und die Unwahres reden."

Im eddischen Fjolswidliede befindet sich Freyja-Menglöd in der Gewalt der Riesen, also der Götterfeinde, der Finsternis. Zwei Hunde bewachen sie „mit gierig gähnendem Schlund; sie sind wild und stark und es wachen die beiden, bis die Götter vergehn. Beschieden ist's ihnen, im Schlafe zu wechseln, der eine schläft nachts, der andre am Tage." [84]) Wenn diese beiden Hunde (garmar) mit dem Hunde der Hel Garm in Beziehung gesetzt werden dürfen, wäre die vedische Übereinstimmung im Besonderen wegen des abwechselnden Wachens schlagend. In den Götterheimen werden Hunde nicht erwähnt.

Der nordische Name des Höllenhundes Garm ist aus der altnordischen Sprache bisher nicht erklärt; Müllenhoff [85]) hält ihn für die Verkürzung eines nicht mehr erkennbaren Kompositums. Der Name entstammt zweifellos urältester Vergangenheit. Eine sprachliche Gleichung möchte aber zur vedischen Sarama führen, wie sich sanskr. satam, lat. kentum, altnord. hundrad (hundert) entsprechen. Hierzu möchte auch der avestische Name Sarwara, der menschenfressenden Schlange (= Hund, wie die Midgardsschlange auch Jormungand d. i. Allwolf genannt wird) zu vergleichen sein. [86]) Die volle Bestätigung bringt wohl die Heranziehung einer Bemerkung Wilfords: [87]) „Yama hat 2 Hunde, von denen der eine, nach den Puranas, Kerbura [der griechische Kerberos] und Sabala oder „verändert" heißt, der andere Syama oder schwarz; der erstere heißt auch Trisiras oder dreiköpfig und hat als Epitheton das Attribut Kalmasha, Kitra und Kirmira, alle in der Bedeutung von besudelt oder befleckt." Wir erinnern uns an die vorhin erwähnte Schilderung des eddischen Höllenhundes Garm (Balders Träume 2 f.): „Der war blutig um die Brust vorne". In der Bedeutung „besudeln, beflecken" findet sich aber altnordisch gryma. [88]) In dem Namen Garm = der Blut„besudelte" spricht sich das Amt des höllischen Brückenwächters aus. Die Gleichung scheint völlig zu stimmen, sprachlich und sachlich. — Übrigens ist Sarama, die Mutter der beiden Höllenhunde, Indras Hündin, welche prüft, ob die Wege des Rechts beschritten sind. [89])

Unsere Übersicht wäre hiernach unter Punkt 8 für die Totenhunde (Brückenwächter) wie folgt zu ergänzen: bei den

Germanen.	Parsen.	Indern.
8. Zwischen dem Heltore und der Brücke lauert der Wächterhund. Vol. 44. Bald. Tr. 2. Gylf. 51. Deutsche Volkssage (Henne am Rhyn Nr. 229, 233).	Zwei Hunde zerren die Seelen der Bösen von der Brücke in den Abgrund. Vid. 19, 30.	Zwei Hunde lauern dem Bösen auf. Rigv. 1, 29, 3. — 10, 14, 10 f. — 7, 55, 2 ff.
Zwei Hunde vgl. unten.	ein weißer und ein gelber, beide vieräugig. Vid. 8, 8, 16 ff. — Spiegel, Av. II, CXV.	ein weißer und ein brauner (schwarzer), beide vieräugig. Rigv. 10, 14, 10 f. 7, 55, 2 ff. Oldenberg, Rel. d. Veda S. 538.
er heißt Garm Vol. 44. Die Brust ist ihm blutig. Bald. Tr. 3 vgl. grȳma = besudeln. Kurz. Sig. 60, 8.	Sarwara Jasna 9, 11. griech. Kerberos.	ihr Name: Söhne der Sarama, in den Purāṇas als Kirmira bezeichnet = „besudelt, befleckt“. Wilford a. a. O. Weber, Ind. Stud. 2, 297: Karbura.
umbellt lange den nicht zur Hel gehörigen Odin. Bald. Tr. 3.		„was bellst du Indras Sänger an?“ Rigv. 7, 55, 3.
Zwei Hunde (garmar), stark, wild, gierig, gähnenden Schlundes vor der Riesenburg abwehrend, nur den Rechten einlassend. Fjolsw. 19 ff. Vgl. Müllenhoff 5, 138.	s. oben.	s. oben.
der eine schläft tags, der andere nachts. — Fjolsw. 22.		als Tag und Nacht erklärt, vgl. Weber, Ind. Stud. 2, 296.
sie wachen abwechselnd. Fjolsw. 22.		sie „wachen abwechselnd“. Rigv. 1. 29, 3.

Nach allem ist die geschichtliche Folgerung unabweislich gegeben, daß die Sinnsage von den Höllenhunden allen drei Großstämmen der Arier vor ihrer Trennung gemeinsamer gefestigter Besitz war, so fest wie der von dem Weltbaum. Das Sinnbild der Brücke als Weltscheide, ursprünglich ebenfalls gemeinsamer Besitz, erblaßte in des üppigen Indiens aufkeimender vorwiegend allgottümlicher (pantheistisch-monistischer) Entwicklung vielleicht im Zusammenhange mit des obersten Gottes Mitra-Varuna Verdrängung durch Indra,[90]) während die in härterer Welt lebenden Iranier und Germanen innerhalb der bleibenden Einslehre den zweiheitlichen Weltkampfglauben im altgemeinsamen Sinnbilde um so folgerechter und klarer ausbauten: An malerischer Kraft, dichterischer Schönheit, wilder Erhabenheit und gottümlich-sittlicher Größe überragt die germanische Weltbrücke selbst die zarathustrische Überlieferung der Iranier; wie im Weltbaum so bewahrten die Germanen auch in der Brücke den ursprünglichen Glauben der Arier am reinsten.

* * *

Die Gellertsche Fabel von der „richterischen Brücke" wirkt noch heute stark und oft wohl nachhaltig auf das Kindergemüt. Und doch ist diese Gerichtsbrücke, im Volke meist „Lügenbrücke" genannt, nur ein schwacher Nachklang des urarischen gewaltigen Sinnbildes der Weltscheide. Wer deren Sinn erfaßt, dem ist sie Leben, dem schenkt sie heilige Scheu vor dem Selbstbetruge im Gewissen, dem gibt sie klare Wegerichtung im Kampfe um ein ewiges Ziel mit der ältesten arischen Glaubenslehre: Der Welt noch unvollendete Schöpfung liegt im Argen. Durch Kampf bis zum Selbstopfer für Gott und gegen die Finsternis hilft der Mensch diesseits und jenseits zur Unterwerfung des Bösen und zur Vollendung der Schöpfung im Lichte. Diese tritt im Endkampfe der durch die Gottesbrücke geschiedenen lichten und finsteren Mächte ein.

Im Einzelnen hat sich ergeben:

Die Jüngere Edda sagt, Bifrost sei der Regenbogen. In den älteren Liedern findet sich jedoch diese Gleichung nicht und wir dürfen sie nach dem Ergebnis unserer Untersuchung für einen Beweis ansehen, daß die wirkliche Bedeutung der Brücke von dem christlichen Verfasser der Jüngeren Edda nicht mehr erkannt wurde. Wir müssen sogar auch in allen anderen Fällen, in denen eine Widerspiegelung von Jahreszeiten- oder Tagesvorgängen nahezuliegen scheint, weit tiefere Zusammenhänge mit den geheimnisvollen Wurzeln des inneren Menschenlebens und mit den großen Gedanken des arischen Urglaubens voraussetzen und nachzuweisen suchen. Die sogenannte Natursymbolik erscheint dann als eine späte Verzärtelung und als eine schwächliche Spielerei,

wenn nicht letzten Endes als eine gefährliche Verfälschung unserer gesamten urgermanischen Geisteswelt. Wie der Germane von innen heraus dichtet und gestaltet, so mag ihm freilich das stets wiederkehrende Schauspiel des Wechsels von Tag und Nacht, Sommer und Winter ein Sinnbild dieser seiner inneren Welt- und Lebensgeheimnisse geworden sein, das Äußere aber rein als äußere Vorgänge zu vergöttlichen, ihnen eine wesentliche Bedeutung beizulegen, konnte seinem grüblerischen Geiste nicht genügen. Die Gottessage entspringt tieferen Quellen und die Brücke ist ein Beweis dieser größeren und höheren Glaubensart.

Die Untersuchung hat ferner ergeben, daß die eddische Überlieferung nicht allein aus sich selbst erklärt werden kann, weil sie bruchstückhaft und oft gerade der geistige Kern nicht in den Bruchstücken erhalten geblieben ist. Wir müssen daher die urarischen Zusammenhänge zu Rate ziehen und sehen dann erst die wahre und gewaltige Größe der tragenden Grundpfeiler unseres eingeborenen Glaubensgebäudes wieder aus den Tiefen der Erde, in welche sie versunken waren, auftauchen. Es kommt hinzu, daß unter der überlieferten Göttersage die gottümliche Lebenswurzel verdorrt und daß ohne den inneren Zusammenhang mit dieser Lebenswurzel auch die nordische Göttersage ohne Leben und Wahrheit ist. Wir sehen, daß auf ihrer Grundgemeinsamkeit die drei Großstämme der Arier jeder eine hohe Blüte gottümlichen Lebens und Glaubens entfalten und zwar jede der Blüten von reicher Eigenart und von wundervollem Glanze und reinem Duft, aber ihren Sinn empfangen sie aus der göttlichen Urwurzel.

Auch die „Himmelsbrücke" kann ihrem Wesen nach nur aus dem Gesamtzusammenhange des urarischen Gottums verstanden werden. Wir beschränken uns hier darauf zu sagen, daß sie nicht vornehmlich Gerichtsbrücke sondern Weltscheide ist, d. i. sie moralisiert nicht, sondern schafft neue Tatsachen. Der Endkampf zwischen Licht und Finsternis, Leben und Tod, Gut und Böse, zwischen Odin und Surt, Ahuramasda und Angramainjus steht bevor; da sammeln sich die Heere, da scheiden sich die Heergenossen jeder an seinen Ort, bis das Horn ertönt. Erst in kleinerem Verstande ist die Brücke Gerichts- und Urteilsstätte, dadurch ihre sittliche Ordnung mit dem letzten Ziele, der Neugestaltung der Welt verbindend. Der höchste Friede zieht erst nach höchstem Kampfe herein. So bezeichnet der durchgängige Zweiheitsgedanke (Dualismus) in Persien wie im germanischen Glaubensbereiche nur eine Vorstufe; die Welt ist Kampf zwischen Schöpfung und Zerstörung, weil sie noch nicht vollendet ist. Die Vollendung aber wird durch das Einsetzen des Lebens, durch das höchste Selbstopfer gewonnen; Gewinn des Todes ist der Sieg des Ewigen.

Wie das Gottall von innen heraus, aus dem menschenähnlichen Urleibe gebildet worden,[91]) wie die Götter danach im

Innern der Welt ihren Wohnsitz nehmen, von dem aus sie alles leiten und ordnen, so geht die große Scheidung der aus Riesischem und Göttlichem gemischten Welt in die zwei Heerlager des Lichts und der Finsternis vom innersten Gefühlsgrunde des Menschen aus; denn gerade in diesem ringen die beiden Urfeinde gewaltig um den Sieg und so muß die Scheidung zunächst auch im Menschen selbst vollzogen, dann im Gottall ausgefochten werden, bis die Heere versammelt sind und der letzte Kampf ausgefochten werden kann. So stellt sich das innere Gewissensgericht in das größere Gotteswalten, der Mensch nimmt an der Erlösung und Neugestaltung der Welt in jedem seiner Augenblicke teil. Die Welt ist also auf Tat und Kampf gestellt, aber nur Tat und Kampf der reinsten göttertreuen Gesinnung haben diesen eigentlichen Weltwert. Die Brücke entscheidet und scheidet unablässig durch jedes Herz und jedes Zeitalter und wirft auch den, der dies nur als sein eigenes Heil berechnete, in die Schwerterströme zu den Feinden der guten Götter hinab. Nur derjenige, welcher in sich den Gotteskampf zum guten Ende kämpfte, kämpft auch den großen Kampf der Schöpfung auf der Seite des Ewigen mit.

Soweit der Zusammenhang zwischen dem germanischen und dem Zendstamme des späteren Persiens in Frage kommt, dürfen wir uns also freuen, in der Gerichts- und Weltscheidebrücke, welche Babylon nicht kennt, ein Kernstück unseres ältesten Gottums wiedergefunden zu haben. Trotz eines Alters von wenigstens vier Jahrtausenden ist diese älteste Brücke der Welt noch heute frisch wie am ersten Tage und jedermann erfährt täglich, im Leben oder im Tode, gläubig oder ungläubig, daß diese Brücke zum Grundmauerwerke der Schöpfung gehört.

IV.

Altgermanischer Sternenhimmel.

Mit dem Eindringen der christlichen Bekehrung drang auch das Bestreben ein, im Volke alle und jede Erinnerung an den alten Glauben, an die wirksamen Gottesmächte Allvaters, die Götter, zu zerstören. Hatten unsere Vorfahren doch das ganze Weltall glaubens- und gottümlich verklärt, so daß nichts blieb, das nicht in irgendeiner Hinsicht mit dem göttlichen Bau der Welt zusammenhing und von ihm Sinn und Bedeutung lieh. Das Gericht des Volkes „tagte", d. h. Gerichtes wurde nur bei scheinendem Tage gepflogen, denn das allsehende Licht, die Sonne, sollte das Recht an den Tag bringen. Das ganze Leben war dieser Art voller Weihe; die für uns unscheinbarste Handlung hatte doch bei den Vorfahren immer noch irgendeine tiefe Beziehung zu den tragenden göttlichen Mächten. Das alles wurde

in jahrhundertelanger Arbeit zerstört. Und so kommt es denn, daß wir auch von unserem alten Sternenhimmel getrennt worden sind; die römische Bildung zerstörte auch diesen einstigen Zusammenhang.

Viele werden staunend fragen, ob denn überhaupt unsere Vorfahren sich mit den Sternen und der Beobachtung des Himmels abgegeben hätten, welches doch nicht Sache eines so ungebildeten barbarischen Volkes gewesen sein könne. Diese mögen sich ein wenig belehren lassen.

Schon Jornandes,[92]) ein gotischer Schriftsteller im 6. Jahrhundert n. Chr., berichtet im 11. Kapitel seiner Gotengeschichte, daß die Goten in ihrer Heimat zur Zeit des römischen Sulla von einem ihrer mit fast königlichem Ansehen bekleideten (offenbar sagenhaften) Lehrer Dikenaeus außer in der Philosophie, Ethik, Logik und Physik auch in der Astronomie unterrichtet worden seien. „Durch den Vortrag der theoretischen Philosophie leitete er sie auf das Betrachten des Himmels hin und lehrte sie, die Bahnen der 12 Himmelszeichen und den Weg der Planeten durch dieselben zu beobachten und die ganze Sternkunde zu betreiben; er setzte ihnen auseinander, wie der Mond wächst und abnimmt, und wieweit die feurige Sonnenkugel den Erdkreis an Größe übertrifft, oder er machte ihnen klar, unter welchem Namen oder welcher Bezeichnung die 346 Sterne, die am Himmelsgewölbe auf- und untergehen, von Osten nach Westen jäh hinabsinken. Was muß das für eine Freude gewesen sein, fährt Jornandes fort, da heldenmütige Männer, wenn sie die Waffen für kurze Zeit ruhen ließen, mit den Lehren der Philosophie erfüllt wurden? Da konnte man sehen, wie der eine nach der Lage des Himmels, der andere nach der Beschaffenheit der Kräuter und Gesträuche forschte, dieser das Zu- und Abnehmen des Mondes, jener Sonnenfinsternisse beobachtete und sich bei der Erklärung beruhigte, wie er, der nach Osten eilen wollte, durch die kreisförmige Bewegung des Himmelsgewölbes erfaßt, nach Westen zurückgebracht wird."

Und auf Island lebte jener Sternen-Odd, der wegen seiner Sternenkunde berufen wurde, an der Einführung des christlichen Jahres mitzuwirken; er gehörte einem Geschlechte an, in dem die Sternenwissenschaft erblich war. Auch von einem Schweden Raudulf[93]) wußte die Vorzeit, daß er den Gang von Sonne und Mond zu berechnen verstanden habe, daß er den Lauf aller Gestirne und namentlich derer kannte, die für den Zeitenwechsel wichtig sind. Er bestimmte die Länge von Tag und Nacht und wußte die Stundenzahl anzugeben, selbst wenn kein Stern sichtbar war. Auch in seinem Geschlechte scheint diese Sternenkunde Erbbesitz gewesen zu sein.

In der Edda, den geringen Bruchstücken heidnischer Überlieferung, die uns ein gutes Glück erhalten hat, ist nur wenig über

den Sternenhimmel unserer Altvordern zu finden. Die Götter „nahmen Funken aus Muspellsheim und setzten sie mitten in Ginnungagap oben und unten an den Himmel, um die Erde zu erleuchten. Allen Lichtern gaben sie ihre Stellen; danach werden Tage und Jahre gezählt" — so berichtet [94]) Snorre Sturluson, der gelehrte Verfasser der Jüngeren Edda. Derselbe überliefert die uralte Orendelsage. [95]) Thor habe den Aurvandil aus dem Riesenlande mitgebracht, über die Eisströme her, und seine erfrorene Zehe an den Himmel geworfen, daher das Sternbild den Namen Aurvandils Tâ, d. i. Orendels Zehe, trage; es muß im Frühjahr sichtbar geworden sein, d. h. zur Zeit, da der Sommergott Thor aus dem Winterriesenland heimkehrt. Wir wissen nicht, welcher Stern damit bezeichnet war; nur daß es ein helleuchtender ist, geht aus einem angelsächsischen Gedichte hervor: „Heil Orendel, der Engel glänzendster, über Mitgard sende den Menschen, du lichter über den Sternen —." Danach mag Grimm mit Recht den Morgenstern unter dem alten eddischen Namen vermuten.

Noch eines Namens erwähnt die Edda. Thor wiederum, nach anderer Überlieferung Odin, [96]) warf des Riesen Thiazi Augen an den Himmel und schuf Sterne daraus. Diese Augu Thiassa mögen die Zwillinge sein, wir wissen nichts darüber. Aber „Lokis Brand" heißt heute noch auf Island der wildfunkelnde Sirius.

So scheint es, knüpfte sich an jeden der leuchtenden Sterne oder an deren augenfälliges Zusammenstehen eine Erzählung von Göttern und Riesen. Es waren nicht irgendwelche toten Namen, die den Himmel zu einem Wörterbuche gemacht hätten, es lebte der Himmel den frommen Vorfahren wie ein offenes, weit aufgeschlagenes, dichtgeschriebenes Buch, geziert mit leuchtenden Bildern, Märchen, Mahnungen, eine wahrhafte Gottesschrift, während die Bekehrer ein irdisches Buch brachten, dessen Inhalt weit weniger zu leuchten schien als der gestirnte Himmel. Die Gottesmacht offenbarte sich den staunenden, hinauf und über sich gekehrten Augen ihrer Verehrer und Bekenner so voller Wunder und Mären, daß sie Nacht für Nacht zu staunen fanden und des Staunens nicht müde werden konnten. Der gläubige, fromme und ernste Sinn, der „den gestirnten Himmel über sich und das moralische Gesetz in sich" verehrte, fühlte sich heimisch im glänzenden Weltall, in der großen Gotteshalle, durch welche der unsichtbare Weltbaum mit den leuchtenden Sternen in dem blauen Nachtgezweig aufragte. Denn dieser Weltbaum ging mitten durch der Menschen Herz, der Weihnachtsbaum, der Jahr für Jahr an seinem Feste die Zeitfolgen überglänzte. Die große Heilige Schrift des Himmels wurde von jedem gelesen und die Schrift war von seltsamer Schönheit und schien unvergänglich, bis sie von den Bekehrern unleserlich gemacht wurde.

Im Saterlande und im Jeverlande ist um Neujahr bis zum Tage der Heiligen Drei Könige,[97]) also in den Heiligen Zwölften, den Weihnächten, zu der Zeit, da die Götter bei den Menschen einkehren, das Wandern mit dem Saebensternen gebräuchlich, einer Nachahmung des Siebensterns aus Papier. Die Städte Antwerpen und Groningen haben dasselbe Sternbild im Siegel und in England malt man es auf die Weinhausschilder.[98]) Um Weihnachten kehrt der alte liebe Gott bei den Menschen ein; Wodans Sternbild ist dieses Siebengestirn, der Wagen. Himmelswagen nennt ihn unser Altertum, Karlswagen, Herrenwagen die Schweiz. Alles weist auf den obersten Gott und eine niederländische Handschrift von 1470 zeugt ausdrücklich dafür: Wodanswagen ist der Name der Sieben Sterne;[99]) mit Recht, als des großartigsten, würdigsten Sternbildes unseres nördlichen Himmelskreises. Der oberste Gott, der das Weltall mit seinem grübelnden Geiste schaffend durchweht, der um Weihnachten als ein armer alter Wanderer die Menschenherzen prüfte, ob sie ihn aufnähmen, dort oben am nächtigen Himmel fährt er, der unsichtbare, auf leuchtendem Sternenwagen dahin, ein Mahner durch die irdische Nacht, ein Geistleuchtender über der menschlichen Finsternis. So umfährt der Gott Erde und Himmel, er ist immer auf der Fahrt und auf der Wanderung, ruhelos weht der Gottesgeist durch Menschenherzen hier unten und fährt dort oben durch die leuchtenden Scharen der ewigen Gestirne. Ihn selbst sieht das menschliche Auge nicht, aber das Bild seines Wagens wirkt mächtiger auf das im Aufblicke staunende Gemüt: Die Gottesmächte walten über uns.

Auch ihre Freude wollten unsere Altväter haben. Über dem mittleren Sterne der Deichsel steht noch ein Sternchen, der Alkor der Schulwissenschaft. „Hans Dümken sitt opm Wagn" sagt man in Holstein; Dümeke heißt er allgemein in Niederdeutschland; Zup-Dümeken in Westfalen. Auch Fuhrmann ist sein Name und Knecht, Reuterlein und Knechtfink. Däumling steckt dahinter und der Wilde Jäger, der in Ewigkeit zu jagen wünscht, wie eine Sage hierüber erzählt, daß er für diesen Wunsch auf den obersten der drei Deichselsterne versetzt worden sei. Auch dies Geschichtchen deutet auf den Wodanswagen hin.

Das ähnliche Sternbild des Kleinen Bären, der Kleine Wagen, hat im Norden auch seinen heimischen Namen, die Isländer sehen die „Melkweiber am Himmel" darin.

Ähnlich werden die Plejaden, bei uns noch häufig „Siebengestirn" (obgleich es ein dichter Sternenschwarm ist) genannt, in Deutschland und im Norden im Volke als eine „Henne mit sieben Küchlein", Klucke, Kluckerin, Kluckhenne betrachtet. In Dänemark Abendhenne. Auch hier erscheint altes Sagengut in volkstümlichem Gewande.[100])

Die drei hochglänzenden Sterne des Oriongürtels tragen mehrfach heimische Namen. Die drei Mader nennt sie Oberdeutschland, drei Mäher, welche nebeneinander ihre Arbeit auf der Himmelswiese verrichten. Rechen heißen sie am Rhein, Pflug in althochdeutschen Glossen. Mögen diese Benennungen einen tieferen Sinn bergen oder einfacher Vergleichung entsprungen sein, der Norden hat uns auch hier echte Überlieferung bewahrt. Noch heute heißen die drei leuchtenden Sterne des Orion dort Friggjarrockr, Friggerok, Friggas Rocken. Während der oberste Gott auf dem Wagen gewaltig die weite Welt durchschweift, sitzt die hehre Göttermutter am stillen Rocken und spinnt, das echte Bild einer deutschen Hausfrau jener entschwundenen Zeit. Blickte der Mann zum leuchtenden Bilde des Wagens empor, weil sein Geist gleich dem Gotte vorwärtstrieb und grübelte und erfand und sich sehnte, der Frauen Auge hing an dem schönen ruhigen Glanze des Spindelrockens, von dem die unsichtbare Gottesmacht, die Mutterschaft des Alls, den goldenen Flachs spann, ein Bild des Hausfriedens, der emsigen mütterlichen Arbeit. Die beiden Gottesmächte, die zeugende und die gebärende Kraft Gottes, die obersten und großen Schöpfungsmächte, Wodan und Frigg walteten durch die blaue Nacht, wenn das fromme Auge nur aufwärts sich wenden wollte. Sie kannten keine Ruhe; als ewig erschienen sie, wenn auch der Altvordern tiefgründiges Schauen noch Zeit und Wechsel in ihnen erkannte und über ihnen das ewige Geheimnis ahnte und ehrte. Wahrlich eine hehre Heilige Schrift, die nicht in irdischen Buchstaben, aber in Bildern von gewaltigem Glanze erschien. Wohl mochte da das Auge des Knaben dürstend an der Pforte unergründlicher Geheimnisse hängen, die sich dort oben „geheimnisvoll offenbar" zu öffnen schien; das dunkle Tor der Nacht offenbarte den Zugang in eine Welt überirdischen Lichtes, das ungreifbar und unbegreifbar richtend über den Menschen und über der Erde dahinströmte, wie das rings umfassende Aufglänzen eines silbernen Meeres. Alles war Wunder, nichts offenbar. Aber gerade, daß der Mensch nichts anderes als die tiefsten Wunder ringsum über sich sah, das machte die Welt so wundervoll, so herausfordernd zu kühnen Taten, weil es nunmehr galt, mitzuschaffen, mitzutaten im großen Gottall. Nicht begreifen galt es, nicht eine tote Wissenschaft, sondern leben überall, den Gott, der in die Brust eingeboren war, fortzeugen, die Götter, die Gottesmächte des Lichtes, in ihrem Kampfe mit der Finsternis zu unterstützen. In der Brust dieser Menschen erglänzt wie die Ahnung eines vollkommeneren, eines wahrhaftigen deutschen Lebens, das lichte Bild des Drachenbezwingers, des strahlenden Gottsohnes, der immerdar kämpfte und sich nicht fürchtete, weil er es nicht verstand.

Man könnte sagen, jenes Sternbild, das die Nordländer Friggs Rocken benannt hätten, habe in Deutschland selbst viel-

leicht doch anderen Namen getragen, einen Namen von geringerer Bedeutung und ohne die innere Kraft jenes anderen. Aber auch in Deutschland eignet die Spindel der lichten Göttermutter. Eine gemeinsame Kunde vom Geschicke der Götter, der siegmächtigen, erfüllte unseren sagen- und dichtungsreichen Norden und ein Himmel gab seinen blonden Geschlechtern allnächtlich geheimnisvollen Unterricht; wie die Sprache des Nordens in jener Zeit in Niederdeutschland, Schweden, England, in Dänemark und Norwegen, von Island bis zur Ostsee, in die südländischen Meere hinab und hinauf bis Grönland und Winland einheitlich war, die eine niederdeutsche Sprache, in der sich der Norden verstand und fand,[101]) so wölbte sich auch über dies eine Geschlecht die eine „goldene Schrift durch den Sternenraum" und gab ihm Mahnung, Lehre, Gebot, Sage und Gotteskunde. Sie zählten die Zeit nach Nächten, da nach ihrem Glauben das Licht aus der Nacht geboren worden; und so waren es die gestirnten Nächte auch, mehr noch als der scheinende Tag, welche „das Gemüt zu immer neuerer Bewunderung" zogen und in denen sich die große Gemeinsamkeit des blonden Nordstammes bezeugte: Das göttliche Paar, dessen Kinder sie sich wußten,[102]) zog über ihnen allverehrt am blauen Gewölbe des Weltalls dahin.

Die beiden herrlichsten Sternbilder, Himmelswagen und Spinnrocken waren den höchsten Gottesmächten, den Lebensspendern und Hütern des Geistes und der Sitte, der zeugenden und der gebärenden Gottheit geweiht. Wem aber galt jenes dritte gewaltige Wunder der Sternennacht, jenes breithinströmende Sternenband, das wir mit dem nur von der griechischen Schulwissenschaft verstandenen Namen der Milchstraße belegen? Irminstraße und Iringsweg heißt diese in unserem eigenen Altertume, Vroneldenstraet in Niederland; altnordisch Vetrarbraut d. i. Winterweg.[103]) Was mögen diese Namen bedeuten? Die Irminstraße erinnert an die Irminsul und den Irmingot und das Irmindiot des alten Hildebrandliedes. In der Milchstraße haben wir mit dem gesamten indogermanischen Altertum den großen Heerweg des Himmels zu sehen. Und hiermit stimmt überein, was Ansgar, der Bekehrer der Schweden, von dem alten schwedischen König Erich berichtet, daß er die Milchstraße nach Walhall emporgeritten sei, wonach die Straße Eriksgata, Erichsweg genannt sei. — Der Name Iringsweg (Erich und Iring will Grimm gleichsetzen) gründet sich auf die alte Sage jenes Krieges zwischen den Sachsen und Thüringern. Iring, der Ratgeber des Thüringerkönigs, erschlug ihn zugunsten der Sachsen; verfehmt erschlug er auch den feindlichen König und legte den Thüringer nun über den Feind, damit der im Leben Besiegte im Tode überwände. Ich kann nicht umhin, in dieser rätselhaften Gestalt den alten Todesgott Odin zu sehen, der „Kriege erregt", um Helden sterben zu lassen, damit sein Göttergefolge für den End-

kampf sich mehre. Iring bahnte sich den Weg und verschwand. Und hiernach ist, so erzählen die Quellen, der Iringsweg genannt. Sie alle die Helden folgen dem Herrn über Leben und Tod den Heldenpfad, den Heerweg hinauf nach Walhall. — Odin, heißt es in der Edda, bekommt die eine, Frigg die andre Hälfte der Toten. Da wird es verständlich, daß der große Heerweg der zu den Göttern emporsteigenden Helden auch Vronel-denstraet genannt wird, Frauen-Hilden-Straße; denn Frau Holda eben ist die Mutter aller Huld, die lichte gute Gottesmutterkraft, die im weiten Himmelssaal einer züchtigen Hausfrau gleich an der leuchtenden Spindel sitzt. Zu den Göttern, den obersten Lichtmächten, führt also die breite schimmernde Straße den hinauf, der der Götter würdig ist, den Tapferen und Furchtlosen, den Helden, der am Göttergeschicke mitwirken soll. Den kalten Winterweg zur Walhall, der Totenhalle, hinauf zu gehen, die eine Halle des herrlichen Lebens war, das war des Helden höchstes Ziel; nicht den Strohtod zu sterben, sondern durch Kampf hindurch zum lichten Saale Wodans und Friggas, geleitet von den Walküren, aufzusteigen, das war die unendlich wiederholte Mahnung der goldenen Sternenschrift, einprägsam, jedem forschenden Auge geläufig. Denn wer nun in der schimmernden Nacht die staunenden Blicke erhob, der sah über sich die Mächte Gottes in leuchtenden Bildern walten und erblickte zugleich den einen gewaltigen Weg, der aus sich selber leuchtend durch Kampf und Nacht zu jenen, dem Tapferen bestimmten, Gotteshöhen führte. Leben und Tod lehrte ihn diese Goldene Sternenschrift; nicht Märchen allein und Sage, sondern Gott selbst sprach in gewaltigen Bildern zu dem Herzen, das ihn unter den Namen von Göttern nur durch Ehrfurcht schaute!

Andere Zeitalter kamen; die Heerzüge aus dem fernen Frankenlande unter Karl bezwangen den alten Glauben, dessen Schrift bis heute in jedem tapferen Herzen und im leuchtenden Sternenall bewahrt blieb, wenn auch Namen und Worte im breiten Strome des Vergessens sanken. Es ist unser Glaube, der dort droben lebt!

V.

Die Deutung der nordischen Felsbilder.

Im westlichen Norwegen und Schweden, vornehmlich in Bohuslän, in Östergötland und dem südöstlichen Schonen sowie dem norwegischen Smaalenes Amt bis hinauf zum Fjorde von Drontheim finden sich zahlreiche und oft sehr umfangreiche Felszeichnungen, deren Ursprung von der Forschung in die Bronzezeit, von Kossinna in die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahr-

tausends, verlegt wird. In ebene oder schräge Felsflächen tiefer oder flacher eingehauen, enthalten sie zahlreiche Schiffs-, Tier- und Menschenbilder, Gefährte und ähnliches. Doch sind diese Vorwürfe fast durchweg wiederkehrend; selten, daß ein Baum sich findet. Häuser kommen überhaupt nicht vor. Diese Bilder sind durchsetzt von mannigfachen Kreisen, Fußsohlenbildern und von einer Fülle einzelner oder gehäuft stehender Punkte. Das Vorkommen der vielen fast spiegelglatt geschliffenen Felsbuckel im skandinavischen Gebirgsrücken wird auf die Tätigkeit der Gletscher in der Eiszeit zurückgeführt. [104])

Man hat diese Bilder als Darstellungen des damaligen Lebens, von Waffen, Kriegszügen, Jagden und anderem aufgefaßt. Andere haben darin eine Art sinnbildlicher Darstellungen gottümlichen Inhaltes sehen wollen. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß an mehreren Stellen das Hakenkreuz in vortrefflicher Ausführung auftritt. Eine Deutung, welche restlos befriedigen könnte, ist bisher nicht gelungen. Dies scheint daran zu liegen, daß die Erklärer allzu abhängig vom einzelnen Gegenstande der Darstellung sind, daß sie den durch alles hindurchgehenden großen gemeinsamen Zug nicht bemerken und als grundlegend erkennen.

Demgegenüber muß uns bei der Betrachtung der Felszeichnungen, die inzwischen in einem Tafelwerke veröffentlicht [105]) worden sind, auffallen:

1. Die durchgehende phallische Auffassung der Gestalten; eine nicht seltene Vogelköpfigkeit, die ihr Flugwesen anzudeuten scheint;
2. ihre schwebende Haltung;
3. ihre meist hoch erhobenen Hände, oft in Übergröße;
4. die Verbindung dieser Gestalten mit Kreisen, vielfältigen Schleifenwindungen, Schiffen und Wagen;
5. die Durchsetzung der Bilder mit zahlreichen einzeln und gehäuft stehenden Punkten. die in einigen Bildern durch strahlende Sterne ersetzt sind;
6. die Verbindung der Gestalten und Gefährte mit diesen einzelnen oder gehäuft stehenden Punkten oder Sternen;
7. das Fehlen von Hausbildern und irdischem Bedarf.

Schon, daß alle diese Gestalten, menschenähnliche und Tiere (Pferde, Rinder, Vögel u. a.), zu *schweben* scheinen und durch die Zeichnungsweise diesen Eindruck des Schwebens offenbar auch erwecken sollen, läßt darauf schließen, daß es sich nicht um irdische, sondern um himmlische Schilderungen, um Darstellungen von Gottheiten handelt. Dies wird auch durch den ausgesprochenen phallischen Charakter der Bilder bezeugt. Auch daß die Gestalten meist beide Arme hoch mit übergroßen Händen wie segnend oder betend erheben, läßt den gleichen Schluß zu. Für irdische Verhältnisse würde auch das Ineinandergreifen von Gestalten, Händen, Gefährten u. a. nicht zu erklären sein; das wird erst möglich,

wenn wir sinnbildliche Darstellungen von Gottheiten annehmen. Auch daß Häuser sich nirgends eingeritzt finden, läßt vermuten, daß diese Gestalten irdischer Behausung zu entraten wußten. Und schließlich geben die zahlreichen einzeln und gehäuft stehenden Punkte, Speichenräder u. a. uns den unauslöschlichen Eindruck des — gestirnten Himmels wieder.

Denn daß diese zahlreichen Punkte (bisher meist „napfartige Vertiefungen" genannt) in der Tat nichts anderes als die Sterne selbst andeuten sollen, geht aus den Bildern in der Domäne Backa, Gemeinde Brastad (Tafel 1, 5 und 6) hervor, in denen statt der sonst üblichen Punkte sich ausdrücklich in gleicher Größe und Stellung achtstrahlige Sterne finden, die erst in den neueren genaueren Nachbildungen sichtbar sind. (Vergl. Abb. 1).

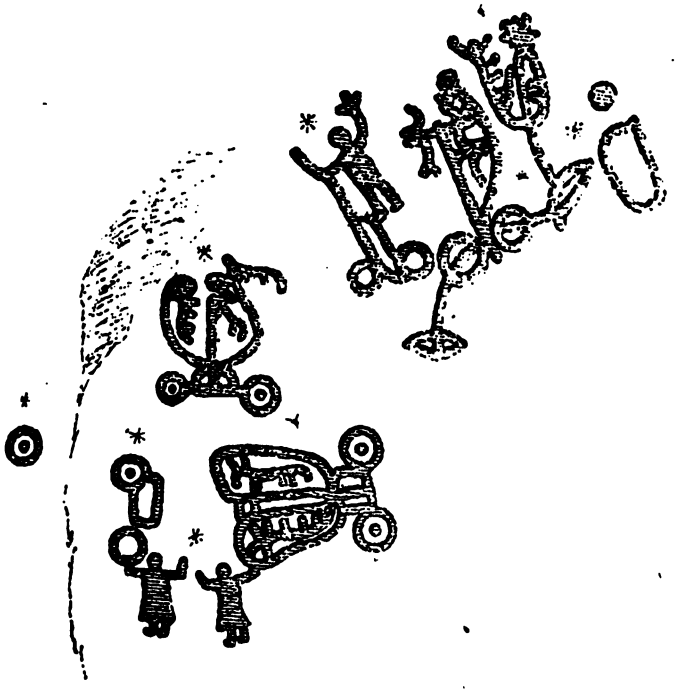


Abb. 1: Sternenwagen.
Domäne Backa, Gemeinde Brastad. Schwed. Felsb. Hagen 1919. Tafel 6. Ausschnitt.

Wenn wir nun von dem gewonnenen Grundgedanken, in den Felsbildern eine Darstellung des gestirnten Himmels zu haben, ausgehen, so bietet uns die Deutung der Bilder selbst keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr.

1. Die Schiffsbilder. Wir wissen aus dem Altertum, daß Sonne und Mond als Schiffe des Himmels angesprochen wurden, die auf dem Himmelssee dahinfahren. Die Vorstellung

derartiger Schiffe ist aber nicht nur den südlichen und östlichen Völkern, sondern auch den germanischen (wie Tacitus berichtet) bekannt gewesen. Selbst in der Edda findet sich eine ausführliche Angabe hierzu:

„Es zimmerten den Skidbladnir in der Zeiten Anfang
Iwaldis Söhne einst,
der Schiffe bestes, dem schimmernden Freyr,
dem kecken Kinde des Njord." (Grimnir 43).

Die Jüngere Edda (43) bemerkt hierzu: „Das Schiff ist so groß, daß alle Asen mit ihrer gesamten Kriegsrüstung darin Platz haben, und Fahrwind hat es, wohin man fahren will, sobald das Segel aufgezogen ist. Wenn man aber nicht mit ihm in die See fahren will, so kann man es zusammenfalten und in der Tasche tragen: so künstlich ist es aus allerlei Dingen zusammengesetzt." Die See, auf welcher Freyr sein Schiff benutzen kann, ist aber Noatun, Schiffsgarten, am Himmel belegen, wie wir an anderer Stelle dartun. Eben dieser waniſche Schiffsgarten wird nun auf den Felsbildern dargestellt. Es stimmt dazu ausdrücklich die phallische Darstellung des Freyr zu Upsala, die aus Meister Adam von Bremen bekannt ist.

In den Zeichnungen erscheinen die Schiffe häufig mit Kriegern besetzt, oft aber auch (Tafel 1 und 2) gehen die Sternkreise unmittelbar aus den Schiffen hervor; oft auch schwebt ein einzelner Stern über, vor oder unter dem Schiffsbilde. Wir wollen zunächst annehmen, daß den Sternen ein solches Gefährt angedichtet, daß also die Sterne ſelbſt als Gottheiten angesehen wurden. Dann wären die menschenähnlichen Gestalten nichts anderes als eben diese Sterngottheiten, deren phallische Natur und erhobenen Hände sie als ſegende Fruchtbarkeitsſpender, als Wanen, genügend ausweisen.

Wenn sie gelegentlich ihre Schiffe verlassen zu haben und sogar im Kampfe miteinander begriffen zu sein scheinen,[106]) so zeigt sich hierin, daß nicht die Sterne, sondern die Gottheiten des Himmels selbst den eigentlichen Gegenstand der Darstellung ausmachen sollen. Gibt doch z. B. der Anblick eines Gewitters genügend Anlaß, die Fruchtbarkeitsmächte des Himmels in gelegentlichem Kampfe begriffen zu wähnen.[107]) Und so geht auch bei Seneca noch der Kampf der Sterne dem Untergang der Welt voraus. Die Sternschnuppenfälle mußten den Sinn der alten Beschauer des Himmels mächtig aufregen. Und in der Tat sehen wir in einigen Felsbildern[108]) die Gottheit von ihrem Schiffe herunterstürzen.

Übrigens sah noch der Kirchenvater Augustin in den Sternen Engel, also himmlische Wesen.

2. Die Wagenbilder. In weit geringerer Zahl als die Schiffsbilder finden sich als Gefährte der Sterngottheiten Wagen mit einem Roßgespanne dargestellt. Am wichtigsten erscheint hier

die Darstellung aus Backa (vergl. unsere Abb. 1). Auch mit den Wagen sind segnende Gestalten oder große Gebetshände verbunden. Neben oder über diesen Wagen und Gestalten findet sich je ein achtstrahliger Stern. [109])

Aus dem germanischen Altertume ist das Sternbild des Wodans- oder Irminswagens, des Großen Himmelswagens geläufig. Von den persischen Magiern berichtet Dion Chrysostomus, daß sie den höchsten Gott als den vollkommenen und ersten Führer des allervollkommensten Wagens besingen. Sie unterhalten dem Zeus zu Ehren einen Wagen mit Nysäischen Pferden. Dieses ganze Weltall hängt (nach der persischen Lehre) von der Regierung eines einzigen ab, der es mit vollkommenster Geschicklichkeit und Macht wie einen Wagen lenkt. [110]) Auch die Sonne und die Erde hatten ihren Wagen, wie Xenophon berichtet. Und wie den indischen Himmelsgottheiten allgemein Wagen zugelegt wurden, dem Indra, Agni, den Maruts, den Açwin, ist bekannt. [111]) Ich setze zum Vergleich eine Stelle aus dem dritten Teile des Mahabharatam [112]) her:

„Als er nun dem Bezirk nahte, der unsichtbar den Sterblichen,
Erdenwandelnden, sah Wagen er, wunderschön, zu tausenden.
Dort scheinet Sonne nicht, Mond nicht, dort erglänzet das Feuer nicht,
sondern in eigenem Glanz leuchtet allda durch edler Taten Kraft,
was in Sternengestalt unten auf der Erde gesehen wird,
ob weiter Ferne gleich Lampen, obwohl es große Körper sind."

Und ferner:

„Jenen himmlischen Wald sehend, der von himmlischem Sang erklang,
trat er nun ein, der Machtvolle, in des Indras geliebte Stadt;
der Götter Wagen sah Ardschun tausende, welche gehn nach Wunsch,
sowohl stehend als auch gehend, in unbegrenzter Zahl . . .
(es) nahete nun der Machtvolle unter Muschel- und Trommelschall
der großen Sternenheerstraße, Surawithi wird sie genannt."

Nach Tacitus [113]) ist das Gefährt der Göttin Nerthus zu berühren nur dem Priester gestattet; ähnlich berichtet Herodot (7, 40) von jenem heiligsten Wagen der Perser: „Den Wagen selbst darf kein Mensch betreten." Nach der Jüngeren Edda (49)

besitzt Freyr ebenso wie Freyja einen Wagen als Gefährt. Der Perser preist den himmlischen Wagen: [114]) „Ich will den Wagen verehren, den er der schaffende heilige Geist gezimmert hat, den sternengeschmückten, den von Geistern gezimmerten, den Wagen des Mithra." Wenn wir hinzufügen, daß Thor auch Wagenthor genannt wird, so finden wir die heiligen persischen Wagen, des höchsten Gottes, der Sonne und der Erde wieder in der germanischen Entsprechung bei Wodan, Freyr, Freyja, Nerthus und Thor. [115])

Aus allem geht hervor, daß wir in den Wagen der Felszeichnungen, die durch die beigegebenen strahlenden Sterne als Sterngefährte ausgewiesen werden, dasselbe wie in den Schiffsbildern zu sehen haben. Es handelt sich nicht um irdische, sondern um himmlische Gefährte der Sterngottheiten. Gelegentlich [116]) sind Schiff und Wagen sogar miteinander verbunden dargestellt.

3. Die Fußsohlenbilder. Der Erklärung boten bisher die häufigen Bilder von Fußsohlenpaaren, die sich zwischen den Schiffen u. a. verstreut finden, Widerstand. Wir müssen uns die starke Vorstellungsweise der Alten vergegenwärtigen. So heißt es in dem herrlichen orphischen Hymnos [117]) auf Apollon, daß er in der Nacht die Wurzeln der Erde von unten beschaut. Ich stehe nicht an, in den Fußsohlen die „Götterspuren", die hoch am Himmel über den Irdischen schweben, zu sehen. Diese Fußsohlenbilder sollen demnach wahrscheinlich ebenfalls nichts anderes als Sinnbilder der Himmlischen sein.

4. Übereinanderstehen der Bilder. In manchen Darstellungen reihen sich Schiffe übereinander, aber auch Wagen u. a. Ich halte es für möglich, daß darin das Aufsteigen eines besonders hellen oder angesehenen Gestirns hat angedeutet werden sollen. [118])

5. Die Schleifenbilder. Auf vielen Felsen finden sich seltsame Schleifengebilde, verschlungene, in sich verlaufende Bänder dargestellt. [119]) In unsrer Wiedergabe (Abb. 2) befinden sich am oberen Rande zwei dieser seltsamen Seilverschlingungen, welche bisher als „Dingseile" der das Göttergeding hegenden Gottheiten angesprochen worden sind. [120]) In anderen Darstellungen befindet sich ein ähnliches Seilgebilde am Bug eines Sternschiffes, oder scheint von 2 Schiffen gezogen zu werden. Auch treten solche Seilverschlingungen ohne weiteren Zusammenhang gesondert auf. Die Deutung erscheint um so schwieriger, je enger man sich an das einzelne Gebilde hält und wohl gar die eddische Göttersage oder germanische Bräuche zu Hilfe nimmt. Unterstellt man aber unsere Auffassung der Felszeichnungen als Darstellungen der segnenden, Fruchtbarkeit spendenden Himmelswelt, insbesondere der mit dem Sternenhimmel verbunden gedachten Gottheiten, so erhellt sich auch dieses Dunkel auf eine einfache Weise.

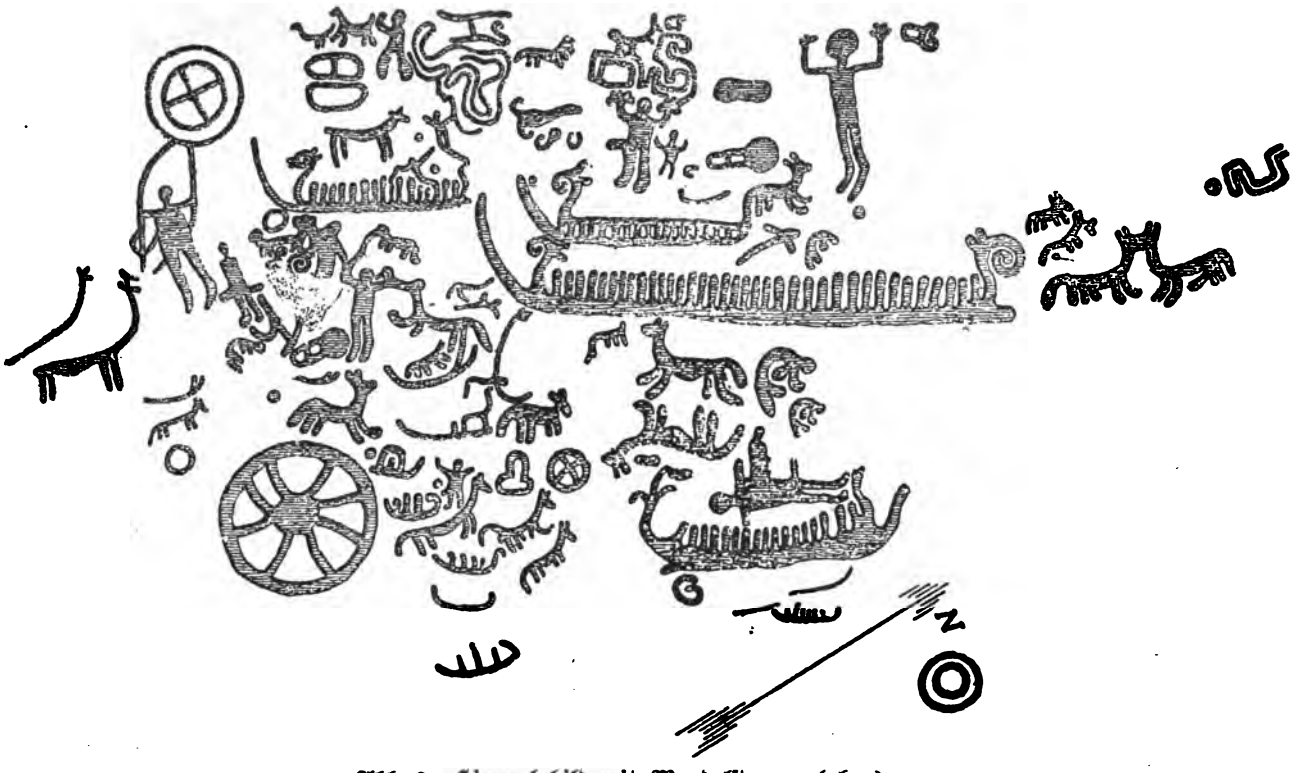


Abb. 2: Himmelsbild mit Wandelsternen (oben).
Domäne Backa, Gemeinde Brastad. Schwed. Felsb. Taf. 9, 1. In der Mitte des oberen Randes Darstellung des Wandlers Jupiter mit Schleifengebilde und Mond. Links davon Saturn, rechts davon eine weibliche Gottheit über einem Sterne. Rechts am Rande ein dritter Wandelstern (Merkur?).

Im Jahre 1920 beobachtete ich während des meist heiteren Frühjahrs und Sommers, wie der Wandelstern Mars scheinbar von Osten her sich immer mehr dem gleichfalls mit dem gesamten Standsternhimmel scheinbar nach Westen zu sich bewegenden Hauptstern der Jungfrau, der Ähre (Spica), näherte, sie um etwa 2 Vollmondbreiten überholte, dann stillstand, um darauf mit schneller Bewegung wieder zurück, d. h. an der Ähre vorbei, ostwärts zu wandeln. Diese Beobachtung läßt sich in ähnlicher Weise bei den anderen Wandelsternen machen und sie ist von jeher auch dem Altertume aufgefallen. So erwähnt z. B. Cicero in seiner Schrift über die Natur der Götter [121]) diese scheinbare Zickzackbewegung der Wandler wie folgt: „Besonders bewunderungswürdig aber sind die Bewegungen der 5 Sterne, die man fälschlich Irrsterne nennt. Denn nichts irrt, was in aller Ewigkeit sein Vorschreiten und sein Rückschreiten und die übrigen Bewegungen unwandelbar und fest bewahrt. Und dies ist bei den genannten Sternen um so bewunderungswürdiger, weil sie bald verschwinden, bald wieder erscheinen, bald sich nähern, bald sich entfernen, bald vorangehen, bald nachfolgen, bald sich schnell, bald langsam bewegen, bald sich gar nicht bewegen, sondern auf eine gewisse Zeit stillstehen ... Der Stern, den wir Saturn nennen, ist von der Erde sehr weit entfernt und beschreibt in etwa 30 Jahren seine Bahn, und obwohl er auf dieser Bahn viele wunderbare Erscheinungen zeigt, indem er bald vorangeht, bald zurückbleibt ..., so macht er dennoch in der ewigen Dauer der Weltalter keine Veränderung, sondern zeigt die nämlichen Erscheinungen in den nämlichen Zeiträumen. Unterhalb von ihm, der Erde näher, kreist der Jupiter; er durchläuft denselben Kreis der 12 Sternbilder (des Tierkreises) in 12 Jahren und zeigt in seinem Laufe dieselben Abwechselungen wie der Saturn." Nachdem Cicero auch für den Mars, für Merkur und Venus ähnliche Erscheinungen festgestellt hat, fährt er fort: „Diese bei den Sternen herrschende Unwandelbarkeit, die außerordentliche Übereinstimmung, die in den Zeiten ihrer Umläufe trotz der so mannigfaltigen Bahnen in aller Ewigkeit stattfindet, können wir uns nun nicht ohne Verstand, Vernunft, Überlegung denken. Da wir aber diese Geisteskräfte bei den Gestirnen finden, so können wir nicht umhin, sie selbst unter die Götter zu zählen."

Die seltsamen scheinbaren Zickzackbewegungen der Wandler zwischen den Standsternen des Himmelsumschwungs sind uns erst seit Kopernikus erklärbar geworden.

Da die Erde sich in unserer Ausdrucksweise in der Westostrichtung um die eigene Achse dreht, so bewegt sich scheinbar das Himmelsgewölbe mit seinen Standsternen ihrer Umdrehung entgegen, von Ost nach West. Die mit der Erde um unsere Sonne

kreisenden Wandelsterne dagegen bewegen sich sämtlich dauernd in der gleichen Richtung wie die Erde. Diese ihre einzige Bewegung nennt man daher rechtläufig; die entgegengesetzte Bewegung, von Ost nach West, rückläufig.

Die Wandler beschreiben in größerer oder geringerer Entfernung nahezu Kreise (eigentlich Ellipsen) um die Sonne, zwar nicht in derselben Ebene wie die Erdbahn, sondern mehr oder weniger geneigt zu dieser, aber sie treten doch sämtlich nicht aus dem Sternbildbande des Tierkreises hinaus. Während der Erdumlauf um die Sonne uns unser Zeitmaß des Jahres gibt, gebrauchen Venus 225 Tage, Mars 1 Jahr 321 Tage, Jupiter 11 Jahre 315 Tage, Saturn 29 Jahre 167 Tage usw., um ihre einmalige Bahn um die Sonne zu vollenden. Daraus folgt, daß die Erde die langsameren Wandler wie Mars, Jupiter und Saturn während ihres Umlaufes überholt, d. h. zwischen der Sonne und ihnen schneller kreist, im Verhältnis der Umschwungszeiten. Wenn z. B. Saturn einmal die Sonne umwandelt hat, so ist inzwischen die Erde etwa 29mal zwischen ihm und der Sonne, den entfernteren Wandler 29mal überholend, hergefahren.

Wie erwähnt, laufen die Wandelsterne sämtlich dauernd in gleicher Richtung um die Sonne, d. h. von West nach Ost, dem scheinbaren Himmelsumschwung der Standsterne entgegen. In der nachstehenden Zeichnung (Abb. 3) kreisen Erde und Mars um

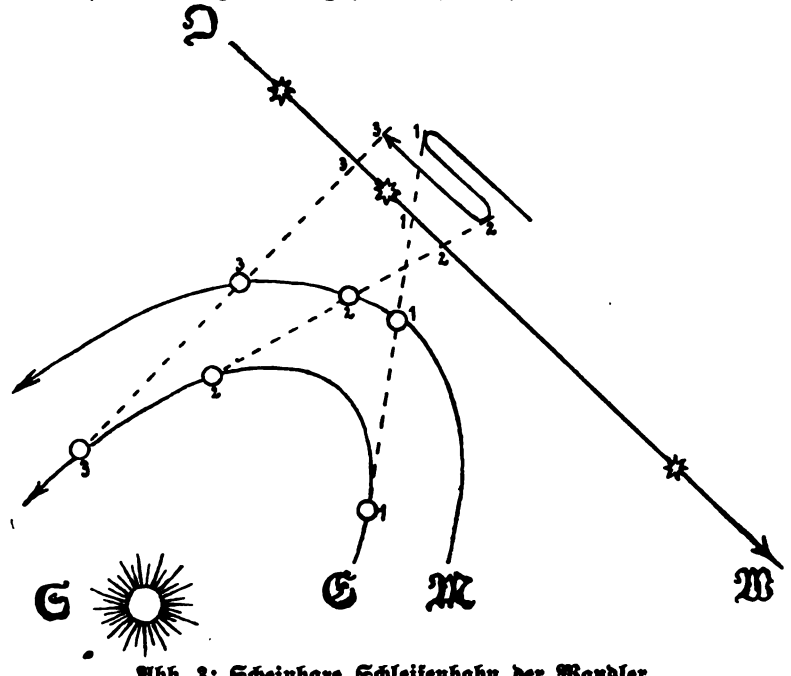


Abb. 3: Scheinbare Schleifenbahn der Wandler.
S = Sonne, E = Erdbahn, M = Marsbahn, OW = Standsternhimmel.

die Sonne. Von der Erde gesehen dreht sich der Standsternhimmel scheinbar von Ost nach West, also der Erddrehung entgegen. Die Sichtlinie 1 zeigt den Mars am Himmel OW bei Punkt 1. Einige Zeit später, wenn die Erde den Mars überholt hat, werden die beiden Wandler, die sich in gleicher Richtung bewegen, bei 2 stehen; die Gesichtslinie von der Erde zeigt den Mars am Standsternhimmel OW, jedoch den westlichen Sternen näher gerückt bei 2. Scheinbar also ist Mars (seiner ursprünglichen Richtung entgegen) von Ost nach West mit den Standsternen gewandert, d. i. rückläufig, während er in Wirklichkeit von seiner eigentlichen rechtläufigen Richtung nicht abgewichen ist. Bei weiterem Umschwung der Erde wird Mars wieder die Rechtläufigkeit aufzunehmen scheinen. Beim Übergange von der Recht- in die Rückläufigkeit und umgekehrt scheint der Wandelstern eine Zeit lang still zu stehen. Aber wir sehen ein, daß alle diese Abweichungen von der dauernden Rechtläufigkeit der Wandelsterne nur scheinbare sind und aus der Verschiebung der die Wandelsterne verbindenden Gesichtslinien gegen den Standsternhimmel herrühren.

Ein Wandler, der wie Jupiter zu seinem vollen Umlauf um die Sonne rund 12 Jahre braucht, unter dem also die Erde 11mal in dieser Zeit hereilt, macht während dieses einmaligen 12jährigen Umlaufes scheinbar 11 rückläufige Bewegungen, welche dem Auge des Beobachters als Schleifen erscheinen. Da nach dem zweiten Keplerschen Gesetze der Leitstrahl in gleichen Zeiten gleiche Flächen beschreibt, d. h. die Bahngeschwindigkeit der Wandler nach der Entfernung von der Sonne wechselt, so erscheinen diese Schleifen von verschiedener Dauer, verschiedener Größe und Wiederkehr. Die scheinbaren Schleifen ergeben also am Himmel ein Bild völliger Unregelmäßigkeit. Berechnungen vor etwa 10 Jahren ergaben als Zwischenzeiten zwischen 2 aufeinander folgenden rückläufigen Bewegungen bei:

Venus	Mars	Jupiter	Saturn
585	780	399	378 Tage.
Dauer dieser Bewegung:			
42	70	121	140 Tage.
Größe dieser scheinbaren Bewegungen:			
16°	15°	10°	8°.

Für das Jahr 1920 ergibt der Stand der Wandler andere Zahlen. Mars war 79 Tage (vom 14. März bis 1. Juni) rückläufig über scheinbar 18°; Saturn 136 Tage über 6,5° (Nautisches Jahrbuch 1920 unter „Planetenörter").

Da bei ausgestrecktem Arme die Handquerfläche etwa 10° des Himmels überdeckt, so fallen diese scheinbaren Bewegungen in den Kreis gewöhnlicher Sichtbarkeit.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese seltsamen auffallenden Bewegungen der Wandelsterne schon zur Zeit der Entstehung der nordischen Felszeichnungen beobachtet worden sind. Eine auf die See angewiesene Bevölkerung hatte trotz der häufigen Unsichtigkeit nicht nur genug Gelegenheit, derartige Beobachtungen anzustellen; sie bedurfte der Sternbeobachtung, um ihre Schiffe sicher über die wüste See zu leiten. Dabei mußten diesen Menschen die im Gegensatz zu den Standsternen ruhig und ungewöhnlich hell glänzenden Wandelsterne auffallen, welche, gering an Zahl — denn nur Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn kommen in Betracht, — zum Unterschiede von den unzählbaren Standsternen des Himmels dauernd unter diesen, welche immer die gleiche Stellung bewahrten, einherwandelten, mehr noch, nichts anderes als dauernd seltsame Schleifen und Zickzackbewegungen am Himmel vollführten.

Da die Wandler diese Schleifen immer nur dann vollführen, wenn sie im Widerschein (Opposition) gegen die Sonne am nächtlichen Himmel in ihrem höchsten Glanze stehen, so erscheinen diese Bewegungen, wenn auch stets zwischen anderen Sternen, so doch alljährlich nahezu an derselben Stelle des Nachthimmels.

In den Felsbildern finden die Wandelsterne daher eine besonders ausgezeichnete Wiedergabe. Die „Gottheit" scheint an seltsamen Schleifengebilden zu schweben, wie dies besonders auf dem großen Himmelsbilde von Backa (unsere Abb. 2) sichtbar wird. Ich stehe nicht an, in den beiden oberen, der Schiffs- und Manngottheit, die Wandler Saturn und Jupiter, in dem rechts einsam in das Bild tretenden Schleifenstern Merkur oder Abendstern zu erkennen. Solche Schleifengebilde sind auf den Bildern, wie gesagt, nicht selten. Sie mußten ja die Vorstellungen von den himmlischen Pfaden der Gottheiten mächtig anregen. Manchmal scheinen daher die Schleifen die Hauptsache zu sein.[122]) Dann ist der Wandler selbst nur durch Sterne oder Schiffe angedeutet; weit merkwürdiger mußte ja auch deren seltsame Bewegung sein, die einer Irrfahrt auf hohem Meere glich. Die einfache Schleifenbewegung des Merkur oder des Abendsterns scheint auf anderen Bildern[123]) wiederzukehren, ein Beweis für die Bedeutsamkeit der bisher für sinnlos gehaltenen Linien. In den Schleifendarstellungen nahmen die nordgermanischen Sternbeobachter des 2. vorchristlichen Jahrtausends den Kern der Epicyclentheorie des Ptolemäus voraus.

Wir sehen die Planetengottheiten gleich den übrigen Sterngottheiten als segnende Wesen behandelt. Wie andere Gebilde erscheinen sie nicht allein, kleinere Gestalten scheinen unter, über oder neben ihnen zu schweben. Von einer mit ungewöhnlich scharfem Sehvermögen begabten Verwandten hat mein sterngelehrter Vater nach seinem eigenen Berichte sich mehrfach planmäßig die wechselnde Stellung der größeren 4 Monde des

Jupiter, die sie zu erblicken behauptete, genau angeben lassen, diese Angaben mit dem Fernrohre seiner Warte stets sofort nachgeprüft und richtig befunden. Der alte Mädler sagt in seiner „Populären Astronomie" (5. Aufl. S. 244) von den Jupitermonden, daß „einzelne Personen von seltener Scharfsichtigkeit zuweilen einen oder den anderen wahrgenommen haben." Es besteht also durchaus die Möglichkeit, daß die ungeschwächten Augen der skandinavischen Schiffer wenigstens den lichtstärksten Mond des so überaus auffälligen Wandlers Jupiter als einen dauernden Begleiter auf seiner Reise erkannten und nun solche Begleiter auch anderen Himmelsbewohnern beilegten. Als Standsterne konnten sie ihnen nicht gelten, denn diese Monde begleiteten ja den mächtigen Stern auf seiner seltsamen Schleifenfahrt, stets verbunden mit ihm, durch den unverändert bleibenden Garten der Standsterne. Die Unselbständigkeit dieser Begleiter mögen sie gelegentlich auf den Felsbildern in der Einarmigkeit oder Armlosigkeit ausgedrückt haben. Auf Abb. 2 hat der kleine munter mitschwebende Begleiter des „Jupiter" (oben in der Mitte) seine Arme fröhlich behalten. Im Übrigen werden Planetenmonde (4 des Jupiter) erst wieder drei Jahrtausende später nach Erfindung des Fernrohrs durch Galilei entdeckt.

6. Die Tierbilder. An Tieren erscheinen fast nur Rinder, Pferde und Vögel. Auch diese dürften nur die „Geister" der Gestirne, Sinnbilder der einwohnenden Beweglichkeit und Fruchtbarkeit des Sternenhimmels darstellen. Im persischen Avesta [124]) erscheint derselbe „prächtige glanzvolle" Stern Tistrya in verschiedenen Gestalten, in der „eines fünfzehnjährigen glänzenden, klaräugigen, hohen, überstarken, machtvollen geschickten Mannes", während der ersten 10 Nächte; während der zweiten 10 Nächte in der Gestalt „eines goldgehörnten Rindes"; während der dritten 10 Nächte in Gestalt „eines weißen schönen Rosses mit goldfarbigen Ohren und goldbeschlagenen Zügeln im Lichtglanze schwebend." Ebenso nimmt an anderer Stelle die Gottheit Verethragna die Gestalt eines Pferdes an.[125]) Das Tier (Rind oder Pferd) wird so Vertreter der Gottheit. Und ähnlich erscheinen im arischen Altertume Sonne und Mond als Adler und Falke im Weltbaume, dem „Glanzwalde" und Vorbilde des arischen heiligen Haines. Selbst wenn Reiter in den Felsbildern auftauchen, so dürfen auch sie nicht anders denn als Sinnbilder der Himmelsgeister angesprochen werden.

Die „Himmelsjagd" ist ein altes Sinnbild des Sternenganges. Aus dem Scherz der Abb. 4 geht zur Genüge hervor, wie fern die Felszeichner einem Sternenkult standen; in Chaldäa wäre ein solches Bild Gotteslästerung gewesen. Der „Lichthirsch" tritt zweimal auf den Himmelsplan dieses Bildes und über allem (unser Bild 4 gibt nur die oberste Spitze eines großen Gemäldes) schwebt das segnende große Gestirn.

7. Der Baumbilder sind nur wenige. Möglich, daß dabei an das urarische Gottheitssinnbild des Weltbaums gedacht ist. Für wahrscheinlicher möchte ich halten, daß die altdeutsche Bezeichnung „Gerichtsbäume" (stalboume)[126]) für Sterne verglichen werden dürfe. Auch die Bäume sind ja Sinnbilder des Wachstums und der Fruchtbarkeit, deren Segen von den göttlichen Sternen niedertaut.

Das „große segnende Gestirn" unserer Abbildung 4

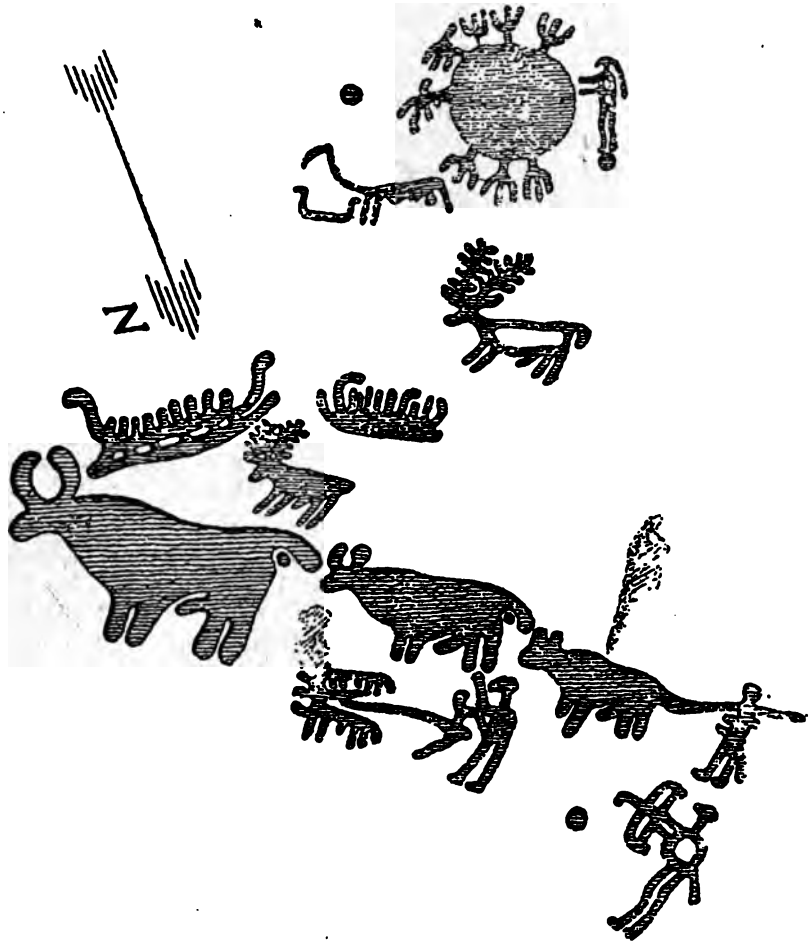


Abb. 4: Himmelsbild mit Hauptgestirn, Lichthirschen und Sternenjagd. Kreis Tanum, Gemeinde Tanum. Schwed. Felsb. Taf. 23, 1; oberster Teil.

schwebt (wie erwähnt) über einem gewaltigen Himmelsgetriebe, davon hier nur die oberste Spitze wiedergegeben ist. Die Scheibe wird links von einem Sterne geleitet, rechts von einer auf einem anderen Sterne stehenden Gottheit getrieben. Durch Ver-

gleichung mit anderen Bildern erweist sich diese Gestalt als weiblich. Wie fast alle die Geistwesen ist auch dieses mit einem Vogelkopfe begabt, wodurch offenbar lediglich ihre Flughaftigkeit, ihre himmlische Wesenheit und Unirdischheit angedeutet werden soll. Ähnlich wird Ahuramasda mit einem Adlerhaupte dargestellt, der ägyptischen Gottheiten nicht zu erwähnen. Wie der Heilige Geist in Gestalt einer Taube dargestellt wird, so darf man in dieser Bildung nicht etwa einen geringeren Grad der Gottheitsanschauung erkennen wollen. Die Mächte des Himmels sind nicht von Menschenart und dies eben läßt sich, will man sie überhaupt als bewußte Wesen auffassen, nur dadurch andeuten, daß man ihnen die „Flugfähigkeit" beilegt. Die Gottheiten rein nach Menschenart zu bilden, könnte noch weit eher als minderer Glaubensstand angesehen werden.

Aus der großen Gestirnscheibe, die wir, weil sie über dem nächtlichen Sternenhimmel steht, nicht als Sonne, sondern als Mond anzusprechen haben werden, treten nach allen Seiten handähnliche Gebilde hervor, links eine Hand mit 5 Fingern, darüber eine andere mit 4, oben und unten je 3 Hände mit je 3 Fingern. In zahlreichen Darstellungen erscheinen die hocherhobenen Segenshände der Himmelsgeister mit nur 3 Fingern begabt in derselben Gestalt wie die aus der Mondscheibe hervortretenden Gebilde. So dürfen wir mit Fug in diesen Händen den Segensausstrom des großen Nachtgestirns erblicken, wie der Mond im alten Glauben (im Abschnitt über die Himmelskönigin wird dies näher erwiesen) Fruchtbarkeit spendet.

Die Zahl der Segensfinger beträgt 27. Diese Zahl entspricht genau den 27 Tagen des Sternmonats, über dessen Geltung im alten arischen Glauben und Kalender im Abschnitte über die „Himmlische Zahl" sowie im 2. Bande Weiteres beigebracht werden wird. Diese Geltung reicht von Skandinavien bis nach Indien. In unserem Felsbilde haben wir die älteste Spur.

Die 27 Tage des Sternmonats begründeten eine 9tägige Woche. Schwieriger erschien es, die beiden sichtbaren Lichthälften des Monats (Neumond und Vollmond) mit der ungeraden Tageszahl des Monats zu vereinigen. Der Felszeichner hilft sich auf eine einfache Weise. Die Segensfinger bilden (entsprechend den 3 Wochen des Sternmonats mit der heiligen Zahl 9) drei Abteilungen, oben 3×3 und unten 3×3 „Finger"; die mittlere Woche muß nun in 2 Teile geteilt werden, es erscheint also dieser mittlere 9tägige Abschnitt nur mit 2 Händen, jedoch von 5 und 4 Fingern. Die Zahl 9 erscheint auch auf den nahe umgebenden Schiffen unserer Abbildung, die Zahl 3, aus welcher die 9 besteht, auch in den Geweihsprossen der „Lichthirsche". Die Neunzahl erscheint in der Edda und im gesamten arischen Altertum von großer und zwar (wie wir noch sehen werden) „himmlischer" Bedeutung.

Jedenfalls dürfen wir in dieser Felszeichnung von Tanum die Darstellung des Mondes erkennen; dieser eignet einem weiblich gedachten Himmelswesen. Der Mond ist als zeitbestimmend dargestellt; und zwar gilt der Sternmonat von 27 Tagen, welche die alte arische 9tägige Woche begründen und die Heiligkeit der Dreizahl umschließen. Die Erscheinungen der beiden Monatshälften mit Neu- und Vollmond sind gleichfalls als zeitbestimmend dargestellt. Alle diese Ergebnisse werden uns im Verlaufe der Untersuchung wiederum begegnen.

Es liegt auf der Hand, daß die nordischen Felszeichner diese Gelegenheit, ihrem Glaubenswissen Ausdruck zu geben, nicht ungenutzt haben vorübergehen lassen, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß mancherlei Unaufklärbares erscheint. So wächst aus der Brust einer liegenden Gestalt (vergl. Abb. 2) eine andere aufwärts. Und andere Gedankenverbindungen, Verschlingungen u. a. sind nicht selten. Bedeutsam ist das mehrmalige Auftreten einer alles andere weit (um das 5—20fache) an Größe überragenden, mit einem mächtigen Speere ausgerüsteten Gottheit. Sie mag den Himmelsgott selbst, Tyr oder sein arisches Urbild, bedeuten sollen; denn die Sage von der Einhändigkeit Tyrs kann aus späterer Zeit stammen; aber auch im anderen Falle braucht keine Darstellung einen Mythus, der nur eine bestimmte Beziehung andeuten sollte, in jedem Falle aufzunehmen. So wird Hephäst von den Griechen keineswegs hinkend dargestellt.

Wir dürfen uns nicht an der zeichnerischen Unvollkommenheit der Bilder stoßen; sie mußten mit Steinen in den Granit eingeklopft werden. Ihre Herstellung wird handwerksmäßig betrieben sein, etwa wie im Mittelalter ein frommer Stifter die Mutter Gottes darzustellen einem Maler übergab, der oft mit geringer Kunst und frommem Sinne sein gleichmäßiges Geschäft betrieb. Dazu sind diese Felszeichnungen Erzeugnisse einer im äußersten Nordwesten weitab von den Hauptsitzen des arischen Geschlechtes ärmlich hausenden, sich notdürftig nährenden Bevölkerung. Wenn wir die Felsbilder mit Kossinna, Sophus Müller u. a. in das 16. Jahrhundert vor Chr., also in die Jüngere Bronzezeit legen, so würden doch gleichzeitig Handwerkserzeugnisse von höchster Schönheit und Vollendung entstanden sein, wie die damaligen Bronzewaffen oder auch wohl Steinzeichnungen nach Art der von Kiwik in Schonen [127]) ausweisen.

Man muß übrigens vergleichend bedenken, daß die Schönheit der griechischen Bildnerei erst 1200 Jahre später auftaucht. Aber auch da ist die Axt in gleicher Form heiliges Zeichen und Gewaffen der Götter und ihre himmlischen Gestalten sind sternumleuchtet. (Abb. 11). Selbst die Unschuld der phallischen Darstellung der Fruchtbarkeits- und Segensgewalten eint das späte griechische Auge mit dem Sinne ihrer so viel älteren Verwandten.

Je weniger unser nördlicher Erdteil, insbesondere die skandinavische Halbinsel sich infolge des oft Monate anhaltenden Nebels und Regens der klaren Sichtbarkeit des Sternenhimmels erfreute, um so mehr mußte den Bewohnern daran liegen, den Anblick und die Gunst der alle Frucht und Freude spendenden himmlischen Gewalten zu erlangen. Die Bilder sind *nicht in senkrechte, sondern in wagerecht oder schräg liegende* Felsflächen eingehauen und wenden also gleichsam ihr Gesicht dem Himmelsgewölbe zu, als wollten sie dessen Gnade erflehen und mit stummer aber dauernder Bitte zur Erde herabziehen. So wendet noch 100 Jahre später der deutsche Hausvater oder Priester, der das Schicksal befragen will, nach des Tacitus Bericht (Germ. 10), mit einem Gebet an die Götter den Blick gen Himmel.

Belege für die arische Geltung des Sternmonats, griechische und indische Entsprechungen zu den Fußsohlenbildern als Götterzeichen sowie die Entzifferung der Felsbilderzahlenschrift u. a. finden sich im zweiten Bande.

Wir fassen also zusammen: Im 2. Jahrtausend vor Chr. erblickten die nordischen Arier (denn das Hakenkreuz weist die Felszeichner als solche genügend aus) in der mächtigen Himmelswölbung den Sitz aller Fruchtbarkeit und alles Segens. Der Sitz der Götter der Edda findet in jener Zeit schon seine verläßlichen Spuren. Es ist *ein lebendiger Himmelsglaube*, der die Germanen jener frühen Zeit bewegt; dieser Glaube an die Wirksamkeit des himmlischen Segens war geistiger Art; die Sterne und der Himmel selber glichen geistigen Mächten mit Seele und Sinn. Jene Zeit hatte nicht „Götzen", betete nicht „Fetische" an, sondern Götter des Himmels, den Himmel als Lenker des Alls.

Für Deutschland sind dieselben Göttervorstellungen in Felsmeißelungen derselben Zeit bezeugt. So fand sich eine solche an der Innenwand des südlichen Schlußsteins einer Steingruft mit den eingehämmerten Gestalten dreier Götter mit erhobenen Gebetshänden zu Anderlingen im Kreise Bremervörde.[128]) Diese Götterbilder erscheinen gleichfalls schwebend, jedoch ohne Gefährt und ohne Sterne. Da aber der Zusammenhang mit den nordischen Felsbildern klar zu Tage liegt, so dürfen wir in dem Fehlen der Gefährte und Sternzeichen auch für Deutschland den Beweis unserer oben ausgesprochenen Ansicht erkennen, daß in den nordischen Felsbildern weder die Gefährte noch die Sterne selbst die Hauptsache sind, sondern daß es sich um Darstellungen der himmlischen Segensbewegungen, der Licht und Leben spendenden Himmelsgewalten handelt, die „von unten als Sterne gesehen werden." Die Macht dieser Himmelsgottheiten reicht in die dunkle, tiefverschlossene Steinkammer der Toten. Und so ist das Anderlinger Bild das Zeichen des Unsterblichkeitsglaubens.

Berossos (zu Alexanders des Großen, also in persischer Zeit) auf. Der Zusammenhang mit der sogenannten platonischen Zahl 12 960 000, in welchem die Zahl 432 000 auf babylonischen Rechentafeln aus Nippur (mindestens 2000 vor Chr.) erscheint, sichert ihr keineswegs eine Bedeutung als Weltalterzahl, als welche sie bei den Indern erscheint.[132])

Nach der Grundlehre der Inder ist ein Tag Brahmas gleich 4 320 000 000 Jahren, eine Calpa. Der 1000ste Teil einer Calpa ist ein Tchaukery von 4 320 000 Jahren. Das Tchaukery wird wieder in 12 000 Götterjahre eingeteilt und enthält (einschließlich der Morgen- und Abenddämmerungen), nach dem Verhältnis 4, 3, 2, 1 umgerechnet, die 4 Weltalter:

1. das Satiajug (Devajug) zu 1 728 000 = 4×432 000,
2. das Tiraitajug zu 1 296 000 = 3×432 000,
3. das Twabarjug zu 864 000 = 2×432 000,
4. das Calyjug zu 432 000 = 1×432 000,

also zu insgesamt 4 320 000 = 10×432 000 Jahren.

Die Zeitdauer der Morgen- und Abenddämmerungen der Weltalter beträgt für dieselbe Reihenfolge

1. — 288 000 = 4 × 72 000,
2. — 216 000 = 3 × 72 000,
3. — 144 000 = 2 × 72 000,
4. — 72 000 = 1 × 72 000,

zusammen 720 000 = 10 × 72 000 Jahre,

so daß die Grundzahl der Weltalter mit der Zahl der Tage des altarischen Gemeinjahres (432—72=) 360 übereinstimmt. Dieses altarische Gemeinjahr muß also die sinnbildliche Grundlage des ganzen Weltaltergebäudes gegeben haben.

Man bemerkt, daß die Anzahl der indischen Weltaltereinheiten 4+3+2+1 die altarische Heilige Zehnzahl ergibt, die Grundzahl unseres Zahlengebäudes. Sie sind wohl dadurch gewonnen, daß das Tchaukery von 4 320 000 in 10 Teile von je 432 000 Jahren geteilt wird, von denen 4 Teile das 1. Weltalter, 3 das 2., 2 das 3. und 1 Teil das 4. gegenwärtige Weltalter ergeben. Auch das scheint, und zwar im Sinne des Weltalterumschwungs, bedeutsam, daß die Weltalterfolge 1 bis 4 sich in der Folge der die 10 Einheiten zusammensetzenden Verhältniszifferen 4, 3, 2 und 1 umkehrt. Ähnlich entspringt, anderer Zeugnisse nicht zu erwähnen, nach einem Liede des Rigveda,[133]) vor dem Beginne der Schöpfung die Unendlichkeit der Kraft, diese aber wiederum der Unendlichkeit, indische Denkweise bezeugend. Die Zahl 432 000 hat nach allem einen völlig mystischen Charakter angenommen, was sich in der Folge noch mehr bestätigen wird.

Jedenfalls hat diese geheimnisvolle Zahl in Indien eine weit höhere Bedeutung als in Babylon, wo sie im Grunde doch nur

gelegentlich erwähnt wird. Wenn Babylon diese Zahl im Zusammenhange mit dem 12 geteilten Tierkreise denkt, wie Hilprecht vermutet, so kennt das älteste Indien wohl die 4 Weltalter, die sich aus dieser Zahl bilden, aber die Zwölfteilung des Himmels ursprünglich nicht.[134]) Demnach muß die Zahl 432 000 in Indien eine andere und vielleicht tiefere Bedeutung haben als in Babylon.

Der indischen „Mondhäuser" (Konstellationen, Mondörter) im Tierkreise werden in ältester Zeit 27 angenommen, in Unterteilung[135]) für Tag und Nacht mithin $2 \times 27 = 54$.

Sämtliche Zahlen, in welche sich die Zahl 432 000 auflösen läßt, haben himmelskundliche Bedeutung. „Die wahren Grundzahlen, so äußerte sich schon 1819 von der Hagen,[136]) sind überall Naturzahlen. Der große indische 24 000jährige Kreis mit kleineren 60jährigen Kreisen entsteht aus der angenommenen Mittelzahl von 54 Sekunden des jährlichen Vorrückens der Nachtgleiche."

In der Tat eilt nach der heutigen Berechnung der Frühlingspunkt im Laufe des Jahres der Sonne auf ihrer Bahn etwa 50, 2″ entgegen, so daß der vor Jahrtausenden im Sternbilde des Widders eintretende Frühlingspunkt heute bereits im Sternbilde der Fische liegt. Diese Voreilung des Frühlingspunktes ist (vergl. Abb. 5) eine Folge der pendelnden Bewegung der Erd- und somit auch der Weltachse. Sie erfolgt derart, daß die Weltpole von Ost nach West einen Kreis um die Pole der scheinbaren Sonnenbahn in etwa 25 920 Jahren beschreiben. Die 24 000jährigen Großen Jahre der indischen Sternkundigen wären also mit staunenswerter Genauigkeit ermittelt und in die Zahl 432 000 eingegliedert.

Aber 50,2 und 54, welche letztere Zahl v. d. Hagen in der Zahl 432 000 richtig enthalten sah, liegen doch allzuweit auseinander, um eine solche Deutung rechtfertigen zu können. Vielleicht bringen uns die 27 indischen Mondhäuser weiter.

Ich versuche zunächst, der Entstehung der bisher unerklärten Zahl 432 000 auf eine einfache Weise nachzugehen.

Dem heutigen bürgerlichen Jahre ist die scheinbare Umlaufszeit der Sonne im Tierkreis um die Erde vom Frühlingspunkte bis zu ihm zurück zugrundegelegt. Man rechnet es mit 365 Tagen um etwa 5¾ Stunden zu kurz und muß daher alle 4 Jahre 1 Tag einschalten und alle 400 Jahre 3 Schalttage ausfallen lassen.

Die älteste Himmelskunde nutzte stattdessen dieses sogenannte siderische Sonnenjahr für ein bürgerliches Jahr von 360 Tagen und half sich mit anderer Einschaltung der dem wahren Umlauf eignenden überzähligen 5 Tage.

Soweit das Sonnenjahr.

Gleichzeitig ist eine Zählung der Zeiten mit Hilfe der Mondumläufe möglich. Die Dauer der Umlaufzeit des Mondlichtes

um die Erde, eines Mondmonats, beträgt etwa 29,5 Tage; wir rechnen heute mit 30 und 31, den Hornung mit 28 Tagen, so daß 12 dieser Zeitspannen unser Jahr mit 365 Tagen ausmachen. Es sind also Sonnen- und Mondjahr zur Ausmessung der Zeit einander künstlich angeglichen.

Den Zeitraum, welchen der Mond braucht, um in seiner Bahn an dieselbe Stelle des Himmels in Bezug auf die Standsterne zurückzukehren, nennt man zur Unterscheidung vom Mondmonat einen Sternmonat; seine Dauer beträgt rund 27 (27,32) Tage oder 54 Tage und Nächte. Die Belege für die Geltung des Sternmonats im ältesten indischen Kalender finden sich im zweiten Bande dieser Untersuchungen. Seine Beobachtung ist leichter als die des Mondmonats nach dem Neulicht und wird daher älter sein.

Wollte man nun Sonnen- und Mondumlauf in ihrer scheinbar gleichen Bahn zwischen den Sternen mit einander rechnerisch übereinkommen lassen, so mußte die Sonnenbahn in die 27 Tage oder 54 Tagnächte des Sternmonats, die Mondhäuser des später von den Griechen so genannten „Tierkreises", entsprechend dem siderischen Sonnenjahre, einstimmen. Eine solche für Sonnen- und Mondumlauf geltende gemeinsame Zählung empfängt ihre Berechtigung dadurch, daß die Bahn des Mondes nur wenig, etwa 5°, gegen die scheinbare Sonnenbahn geneigt ist, so daß gleicherweise Mond und Sonne (wie die Wandelsterne) immer durch die Sternbilder des Tierkreises wandern. Dies aber war den Indern bekannt.[187])

Die Überlegung mag nun folgender Art zum Ziele geführt haben: Das Jahr wird zu 360 Tagen angenommen; diese Zahl, welche eine Himmelsteilung in 36 Zehngrade (Dekane) bewirkt, muß sich zur 36 eine andere suchen, in welcher auch die Zahl 27 des Sternmonats aufgeht. Die Vielfachen sind:

1 × 36	= 36	7 × 36	= 252	1 × 27	= 27	7 × 27	= 189	13 × 27	= 351
2	= 72	8	= 288	2	= 54	8	= **216**	14	= 378
3	= **108**	9	= **324**	3	= 81	9	= 243	15	= 405
4	= 144	10	= 360	4	= **108**	10	= 270	16	= **432.**
5	= 180	11	= 396	5	= 135	11	= 297		
6	= **216**	12	= **432**	6	= 162	12	= **324**		

In beiden Vielfachenreihen treten die Zahlen 108, 216, 324 und 432 auf, aber erst das letzte Vielfache beider Zahlen, 432, liegt höher als die Zahl 360 der Tage des Rundjahrs und entspricht der Absicht, die Zahlen 360 und 27 als den gleichen Kreis bezeichnend rechnerisch übereinanderzulegen: Sonn- und Mondweg sind dasselbe, für die Sonne durch die Zahl 360, für den Mond durch die Zahl 27 ausgedrückt. Die Zahl 432 erhebt sich damit zum Range einer Weltallszahl (Sternzahl).

Der oben erwähnten indischen Zusammensetzung der 432 aus der Jahreszahl von 360 und 72 (je 36) der Dämmerungszeiten *fehlt, da das Jahr* keine derartigen Dämmerungen besitzt, jede

natürliche Grundlage. Sie verrät späte Deutelei und kommt daher für unsere Untersuchung nicht in Betracht.

Sonne und Mond mit den Standsternen geben nun im alten Glaubenswesen ein Sinnbild der vereinigten Urlichtmacht des Weltalls, im vedischen und vorvedischen Indien Mitra-Varuna genannt. Die Zahl 432, welche den Sonnenmondlauf herbergt, erscheint daher als die Grundziffer des Weltalls; es handelt sich nicht mehr um irdische Jahrläufte, sondern um göttliche Zeitalter, und da nach alter arischer Lehre „für Brahman 1 Tag 1000 Weltperioden währt und 1 Nacht nach 1000 Weltperioden endet",[138]) so wird die Zahl $432 \times 1000 = 432\,000$ als mystische Zahl des göttlichen Lebens betrachtet und 1000 Weltzeiten (Tchaukery) von je $10 \times 432\,000$ Jahren ergeben 1 Tag Brahmas zu 4 320 000 000 Jahren. Das irdische Jahr, vom Himmel abgeleitet, ist Grundlage des Weltjahres.

Es ist mehrfach behauptet worden, daß die von Hultsch und Adam gefundene „Platonische Zahl" 12 960 000 die Grundlage des indischen Weltaltergebäudes sei,[139]) indem sie „als Ausdruck der Präzession der Äquinoktien das allgemeine Zahlengesetz für das gesamte Universum darstelle und dieses in allen seinen Teilen, im Makrokosmos wie im Mikrokosmos, durchdringe und beherrsche."

Wir haben diese Zahl schon als Dauer des 2. Weltalters, des Tiraitajug, gefunden und es ist auch aus sich selbst deutlich, daß die dauernde Voreilung der Frühlingsnachtgleiche (Präzession der Äquinoktien) sich zur Abgrenzung einer Weltaltereinheit nicht eignet, da sie lediglich sternkundlicher Art mit willkürlichem Beginne ist. Die wahre Voreilungszahl erscheint auch nur mit ihren Grundziffern in den alten sternkundlichen Nachrichten;[140]) sie ist in der Reihe von 180 000 bis 8 640 000 [als 1 Tchaukery (Mahajug) von 4 320 000 weniger 1 Satia- oder Devajug von 1 728 000 Jahren = 2 592 000] nur als eine höhere Zehnerstufe der wahren Voreilungszahl enthalten; will man diese als solche ansehen, so muß man auch zugeben, daß sie nirgendwo wie 432×10^n als weltalterbestimmend auftritt, daß sie also nur mit dieser Zahl zusammenhängt, d. h. in sie eingegliedert sein könnte.

Betrachten wir noch einmal die Entstehung der Voreilungszahl. Der Frühlingspunkt (vgl. Abb. 5) rückt in rund 72 Jahren um 1° vor, so daß er die 360° des Tierkreises (dessen jüngere Einteilung) in 25920 Jahren zurückgelegt und seinen angenommenen Ausgang im Sternbilde etwa der Fische wieder erreicht haben wird. Die Einheit 72 ist in 360 fünfmal, in 432 sechsmal, im wahren Voreilungsumlaufe 360mal, in der „platonischen Zahl" 18×10^n mal enthalten. Dies rührt daher, daß, wie eingangs erwähnt, die altbabylonische Himmelsumwälzung in 720 Neren und weiter in $720 \times 10 \times 60 = 432\,000$ Jahre eingeteilt worden

ist; deren Einheit ist aber nicht 720, sondern 360, d. h. die Tageszahl des Sonnenjahres. Diese 360 Tage des Sonnenjahres sind mithin die Einheit, in welche sämtliche Zahlen des Weltaltergebäudes einstimmen; daraus ergibt sich, daß die Einheiten 72 (=2×36), 2592 (=2×36×36) und 1296 (=36×36) ursprünglich nicht die Voreilungseinheit 72 sind und daß das ganze Zahlengebäude samt der vermuteten „Voreilungszahl" 25 920 (=2×36×360, an deren Statt in den Nippurtafeln doch nur die Zahl 25 920×10², also das Hundertfache der wahren Voreilungszahl erscheint) zwangsläufig auch ohne deren Kenntnis aus der Grundzahl 360 des Sonnenjahres lediglich als deren Vielfaches entstanden sein kann. Soll das Weltaltergebäude himmelskundlich begründet werden, und dies steht außer allem Zweifel, so wäre die Eingliederung der Voreilungszahl, falls sie bekannt war, eine Notwendigkeit gewesen. Andererseits ergibt sich aber, daß die Voreilungszahl mit ihrem willkürlichen Beginne nicht die Grundlage der Weltalterschlußzahl sein kann und daß diese einen anderen Ursprung haben muß.

Erst wenn man nicht die wahre Vorschreitungszahl 25 920, sondern die künstliche von 24 000 als Großes Voreilungsjahr oder Weltjahr annimmt, kommt man durch Umrechnung auf Jahrestage (24 000×360) ebenfalls zu den großen Schlußzahlen 864, in welchen 432 zweimal enthalten ist. Andererseits ergeben erst 500×25920, wie Hommel erkannt hat, 12 960 000=3600²; aber auch schon 2×1296 ergibt 2592=2×36×36; alles eben führt auf die Einheit der Jahrestage 360 und läßt ebenfalls in diesem Zusammenhange nicht die Voreilungszahl, sondern in Verbindung mit den 27 Tagen des Sternmonats das Sonnenjahr als grundlegend erkennen.

Die Großen Weltjahre auch der Pythagoräer enden tatsächlich dann, wenn nach beendetem Umlaufe die Gestirne wieder den gleichen Stand haben wie früher, wenn also der Frühlingspunkt wieder im Widder liegen wird. Die Anpassung mit 24 000-jährigen Umläufen würde aber ein bereits vorhandenes Grundgebäude voraussetzen. Hierzu kommt, daß die Weltalter in Zerstörung enden. Eine solche Zerstörung wird durch den Umlauf des Frühlingspunktes nicht begründet, wohl aber durch die Erscheinung der Jahreszeiten,[141] die in den Sonnenwenden einen deutlichen Einschnitt im Zeitenablauf versinnbildlichen. Soll doch das Ende durch den „großen Winter" angekündigt werden. Außerdem steht die Weltalterbestimmung Indiens auf der heiligen Zehnzahl, die aus der Summe der ersten 4 Zahlen gebildet wird, und auch hieraus wird deutlich, daß die Voreilungszahl nur die Schritte des Zeitenablaufs, also die Großen Jahre der Weltalter, nicht aber den Abschluß dieser Weltalter bestimmt. Und in der Tat findet unsere Erklärung, die der Bedeutung der Vor-

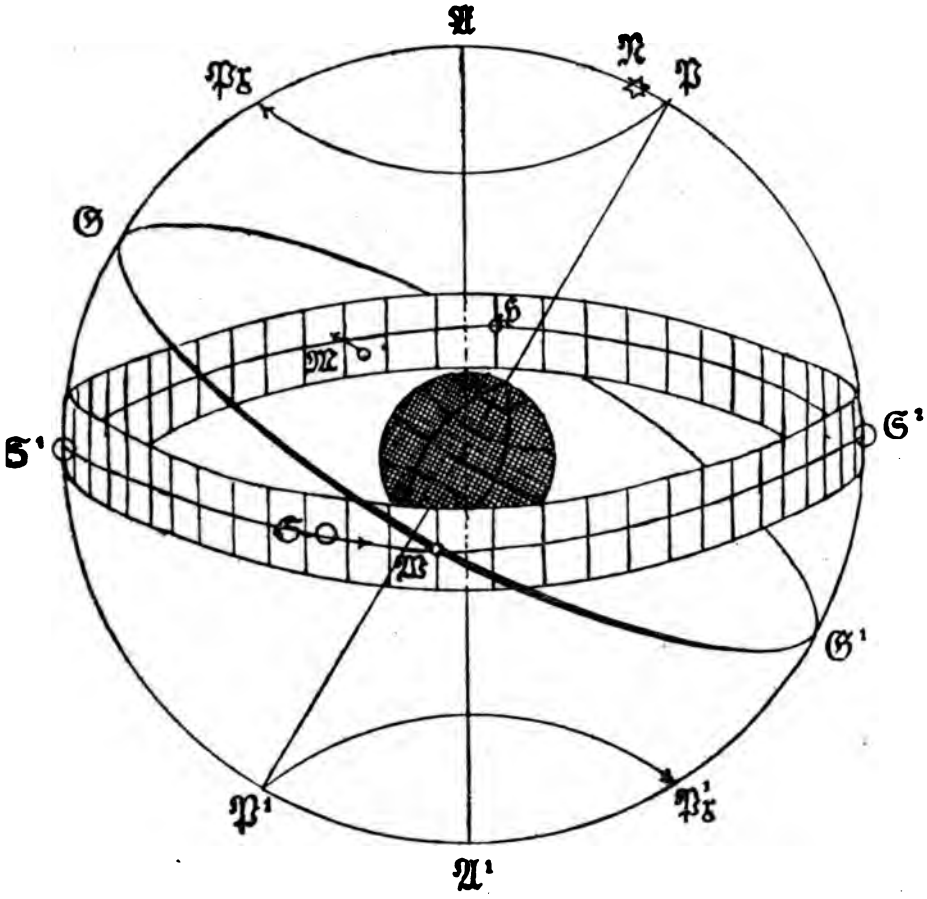


Abb. 5: Erde und Tierkreis.

GG¹ = Weltgleicher. PP¹ = Weltachse. N = Nordstern. M = Mond. S = Sonne. S¹ = Sonnenwende am 22. Julmonat; S² = Sonnenwende am 21. Brachmond. W = Frühlings-Tagundnachtgleiche (Widderpunkt) am 21. Lenz. H = Herbst-Tagundnachtgleiche am 23. Scheiding. AA¹ = Achse der scheinbaren Sonnenbahn. PPγ, P¹ Pγ¹ = Kreisen der Weltpole um den Pol der scheinbaren Sonnenbahn (Vorrücken des Frühlingspunktes).

eilungszahl durchaus gerecht wird, ihre Bestätigung in den indischen Quellen selbst.

Nach den Upanishad's [142]) werden Brahman, Pradjapati und Purusha, d. s. Allgott, Geschöpfeherr und Weltallsurleib, sechszehnteilig genannt. „Eben dieser Pradjapati ist das Jahr, ist 16teilig." Zugleich ist dieser selbe Allvater aber auch der Mond. Deussen, der die Sechszehnteiligkeit nicht erklären kann, deutet Pradjapati als Menschenjahr, die 16 Teile als 15+1 Tage zwischen Neu- und Vollmond, und fügt seiner Besprechung der Purushalehre hinzu, daß die Alten selbst nicht gewußt hätten,

was unter den 16 Teilen zu verstehen sei. Nicht aber als Mond, sondern als Jahr ist Pradjapati 16teilig. Faßt man dieses Jahr als Menschenjahr zu 360 Tagen, so ist allerdings eine Teilung durch 16 nicht möglich; legt man aber der Weltallsgottheit unserer Erklärung gemäß die Zahl 432 des mystischen Weltalters und des Sonnenmondes gleich Mitra-Varuna zu Grunde, so ist die Sechszehnteiligkeit mit $16 \times 27 = 432$ ohne Weiteres gegeben und auch klar, warum Pradjapati zugleich Jahr und Mond sein kann, denn gerade 16 Sternmonate zu je 27 Tagen ergeben die Ziffer des Sonnmondes, ebenso wie die 12 000 Jahre zu je 360 Tagen in die Endzahl 432×10^n münden. Die alten Lehrer wußten also sehr wohl, was die Sechszehnteiligkeit [143]) Pradjapatis, Brahmans und Purushas bedeuten sollte: Sie erhob die Weltallsgottheit aus der Niederung des irdischen Jahres in das Licht der Weltallszahl.

Somit erscheint auch unser Versuch, die Weltalterzahl 432000 aus der Zusammenlegung von Sonnen- und Mondumlaufzahl im Weltallssinnbilde zu erklären, aus indischen Quellen gerechtfertigt und die Erklärung selbst als richtig erwiesen. Die sternkundlichen Phantastereien der Chaldäer kommen gegen die Einfachheit dieser „indischen" Deutung nicht auf.

Auch die Perser haben diese Sonnmondzahl ihren alten Djemschidzeitläuften von 1440 Jahren zugrundegelegt, von denen 3 wiederum die Ziffern 432 ergeben. Diese Zeitläufe setzen nach Rhode, [144]) der diesen Zusammenhang nicht bemerkt, eine sehr genaue Kenntnis des Sonnenlaufes voraus. „Nimmt man nämlich das wahre Sonnenjahr zu 365 Tagen 5 Stunden und 50 Minuten, das gemeine Sonnenjahr aber zu 365 Tagen 6 Stunden an, so folgt, daß der Anfang des bürgerlichen Jahres sich jährlich um 10 Minuten, oder alle 1440 Jahre um 10 Tage verspäten müsse. Diese 10 Tage müssen nun alle 1440 Jahre eingeschaltet werden."

Im Übrigen legten die Perser dem Weltalter Ahuramasdas eine Dauer von 12 000 Jahren bei, welche Zahl gleich 1440 in 432 000 enthalten ist, wahrscheinlich diese aber selbst, als die in 12 Zeichen oder Monde geteilte Himmelsumwälzung, in mystischer Fassung darstellt. Diese Wahrscheinlichkeit wird zur Gewißheit, wenn wir die 12 000 Jahre des Schöpfungsalters in ihre je 360 Tage umrechnen; denn $12\,000 \times 360$ ergeben gerade wieder mit 4 320 000 die Weltallsziffer, die Himmlische Zahl. Und auch in Indien kommen ja, wie wir sahen, 12 000 Götterjahre dem Tchaukery von 4 320 000 Menschenjahren gleich.

Diese persische heilige Zahl läßt sich vielleicht noch auf einem anderen Wege ermitteln. Nach zarathustrischem Glauben ist der Sinn der sichtbaren Welt die Vernichtung des Bösen; die Vollendung der Schöpfung tritt nach dem Endsiege des Lichtes, für das alle Menschen kämpfen müssen, ein. Die ungeschaffene

Zeit als Urgrund brachte zwei große göttliche Wesenheiten hervor, deren eine Ahuramasda das Licht, deren andere Angramainjus, später in Ahriman verderbt, vom Guten und dem Lichte abgefallen, die Finsternis und das Böse verkörperten. Um die finstere Gegnerschaft zu vernichten, brachte Ahuramasda diese sichtbare Schöpfung hervor und begann sie mit der Schöpfung der „Frawaschi", der geistigen Urbilder der sichtbaren Wesen. Jeder Mensch hat auf solche Weise sein Urbild wesentlich in Gott. Und diese Urbilder sind des Lichtes Kämpfer, vor, in und nach diesem Leben, sie sind unzerstörbar; welcher dem Bösen in diesem Leben unterkan wird, steigt nach der jenseitigen Läuterung in der Schöpfungsvollendung nach dem Endkampfe wieder als gut ins ewige Licht empor.

Diese Frawaschi werden als Krieger des Lichtes (als Sterne) gedacht, sie ordnen sich in Heere und bewirken auch die letzte Vollendung auf der Seite des Lichtes mit.[145] Ihre Zahl wird[146] mit 99 999 angegeben, denen auf der Seite der Finsternis dieselbe Zahl feindlicher Krankheiten[147] gegenübertritt. Die 9 ist eine immer wiederkehrende sinnbildliche geheime Zahl; man könnte meinen, daß darum in den 99 999 kein anderer Sinn als der der Unberechenbarkeit enthalten sei, während ihre Gesamtzahl doch in einer nahen Beziehung zu dem Umlaufe des 12 000jährigen Schöpfungsalters, mithin auch zu den 432 000 Jahren dieses Umlaufes stehen sollte, in welchem die Finsternis besiegt und die Schöpfung in ewiges Licht vollendet werden soll. Die Unendlichkeit wird aber in Persien wie in Indien durchaus und in bewußter Absichtlichkeit durch die Heilige Zehnzahl ausgedrückt. Es kann also die Zahl 99 999 keinesfalls den Begriff des Unendlichvielen aussprechen sollen; sie kennzeichnet vielmehr 1. verhüllten, 2. endlichen Wert. Überblicken wir nun unser Schaubild (Abb. 6), so fällt auf, daß nicht nur die heilige Ziffer des Weltlaufs selbst, nämlich 432, die Quersumme 9 enthält, sondern daß auch sämtliche Teiler dieser Zahl in der Zwölftelung des Kreises, also 36, 72, 108, 114, 180, 216 usf. dieselbe Querzahl 9 bezw. 2 mal 9 aufweisen. Hiernach gewinnt es den sicheren Anschein, daß die Zahl 99 999 der Frawaschi ebenfalls nur eine andere, mystische Schreibweise der Zahl 432 000 ist, die am Ende des Götteralters erreicht wird. Es wären also der kämpfenden Urbilder 4 3 2 0 0 0.

Diese verhüllende Bedeutung der Zahl 9 tritt auch im germanischen Norden aufs deutlichste hervor. Die Edda[148] kennt z. B. 9 Räume des Weltbaums. „Im Norden wurden alle 9 Monate Opfer abgehalten, die 3 Monate währen, jedes Opfer 9 Tage lang, zu jedem Opfer 9 Stück Vieh; alle 9 Jahre war Großes Blutopfer; alle 9 Jahre wurden auf Seeland 99 Menschen geopfert."[149] Es ist von größter Bedeutung, daß dagegen die babylonische Siebenzahl in der älteren Edda überhaupt nicht auftritt.

Man kann nicht anders, als auch in diesen Zahlen einen verborgenen Sinn annehmen, und darf vermuten, daß dieser Sinn mit dem altarischen Sonnen-Mondumlaufe als dem Sinnbilde der großen Götterzeitalter eins war. Wir haben schon oben gesehen, daß die Sternenwissenschaft in nordischen Geschlechtern als Erbgut gepflegt wurde. Der gotische Stamm [150]) kannte nach dem Berichte des Jornandes 346 Sterne mit Namen. Der angegebene Sinn der Neunzahl mag sich daher zunächst mutungsweise auch in den folgenden Beispielen bewähren.

Der goldene Ring Draupnir (Träufner) wird von den Zwergen für Odin geschmiedet (Skirn. 21, Skald. 3); von ihm sollen in jeder 9. Nacht 8 ebenso schwere goldene Ringe herabtropfen. Jede 9. Nacht erblickt also 9 dieser Ringe. 9 Nächte reitet Hermod von Asgard zur Hel (Gylf. 49); 9 Nächte trennen Freyr von der Riesin Gerd (Skirn. 40). Die Entfernung vom äußersten Lichte bis zur äußersten Finsternis wird also durch die Zahl 9 ausgedrückt. Nimmt man 9 als Querzahl und verhüllenden Ausdruck für 432, so liegt in der 9. Nacht der Himmelsumschwung und die Wiederkehr eines neuen Umschwungs beschlossen. Odin gab dem Balder diesen Ring zur Hel mit und so scheint darin Balders Wiederkehr am Ende des gesamten Odinweltalters, das danach in den Ziffern 432 enthalten sein müßte, ausgesprochen zu sein, was der eddischen Darstellung (Vol. 62) entsprechen würde. — 9 Nächte auch hing Odin im Weltbaum (Hav. 138), bis er sein Schöpfungsbewußtsein erlangte und somit die Schöpfung dieser Welt beginnen konnte.

Die altarische Gemeinsamkeit der verhüllenden Zahlen in gleicher Bedeutung möchte nun freilich nicht zu dem Erweise ausreichen, daß tatsächlich die nordische und die altarische Himmelswissenschaft und Schöpfungslehre aus derselben Wurzel ohne fremde Vermittlung entsprossen seien.

Die Übereinstimmung der persischen und nordischen Schöpfungslehre, die wir an anderer Stelle dargetan haben und noch weiter erhärten werden, tritt nun aber gerade auch in der Lehre vom Weltende und der Schöpfung der neuen Welt mit Hilfe der götterhörigen Menschen, der Frawaschi in Persien, der Einheerer im germanischen Glaubenszweige hervor. Haben wir vorhin als wahrscheinlich angenommen, daß die Zahl der 99 999 Frawaschi verhüllender Art sei und nur die offene Schöpfungszahl des Himmelsumschwungs 432 000 enthalte und bedeute, so müßte diese Zahl nun auch im Norden wiederkehren. Und in der Tat hat Walhall diese Zahl in sich verborgen: [151])

„Fünfhundert Tore und vierzig dazu
sind in Walholls weitem Bau;
achthundert Einheerer gehen aus einem Tore,
wenn sie ausziehn, zu wehren dem Wolf."

Das sind insgesamt 432000 Einheerer. Es ist also mit dieser

Zahl auch in unserem Altertum, wie schon v. d. Hagen [152]) (allerdings ohne zureichendes Verständnis) sah, die älteste Himmelszahl und Himmelskunde der arischen Gemeinschaft erhalten. Diese 432 000 tapfersten Kämpfer hat Odin zum letzten Kampfe gesammelt; es handelt sich in ihr also wie in Persien um die Schlußzahl des Schöpfungsalters, von dem wir in anderem Zusammenhange handeln werden. Es ist das in Indien und in Persien wie in Germanien mit der Zerstörung durch Feuer endende letzte Weltalter, welches mithin bei allen drei arischen Großstämmen gleicherweise auf 432000 Jahre angesetzt wird, auf die Ziffer des Himmelsumschwungs im Sonnen-Mond. Daß aber auch in Indien diese Zahl eine Heerschar der Kämpfer für die Götter bedeutete, sprechen 600 Jahre vor Chr. die Theologenschulen Altindiens aus. [153]) Der Veda, die heiligen Schriften der ältesten Inder gelten als die Waffen, mit denen die Götter gegen ihre Feinde kämpfen. Die Verse, Worte und Silben des Veda sind ebensoviele Helfer des Lichtes. Diese alten Gottesgelehrten haben nun 600 Jahre vor Chr. schon diese Silben des Veda sorgfältig gezählt und gerade auf 432000 festgestellt. Und „mit diesen Zahlen stimmen unsere modernen Vedahandschriften so genau überein, als man nur unter den Umständen erwarten kann." Wir haben in Indien wie bei den Iraniern und Germanen 432 000 heilige Helfer gegen die Götterfeinde im Zerstörungszeitalter, dem Calyjug, das sich ja auch seinerseits auf 432 000 Jahre beläuft. Die Gesamtzahl der Helfer ist die Gesamtzahl des mystischen Sonnenmondumlaufs, der mithin Kampf der lichten Schöpfung gegen die Finsternis und das Böse bedeutet. Über die Zählung des Grimnirliedes 540×800=432000 vergl. Anm. 154.

Die 540 Tore (dura) der germanischen Gotteshalle entsprechen genau den 54 oder 2 mal 27 Mondhäusern (Mondörtern) der Inder. Hiernach müßten aus jedem Mondhause des Himmelskreises 432 000:54=8000 Einheerer zum Endkampfe, wenn der Umlauf von 432 000 erreicht ist, hervorgehen. Die abweichende Zehntelung entspringt offenbar nur einer besonderen nordischen auf der altarischen Grundlage fußenden Übung, dichterischer Freiheit oder der Absicht, die offenen Schöpfungszahlen zu verhüllen. Bedeuten aber die 540 bezw. 54 Tore in „Walhalls weitem Bau" die Mondstellungen der 27 Tagnächte des Sternmonats, so ist nunmehr hierdurch das Wesen von „Walhalls weitem Bau" erkannt. Walhall ist das Weltall. Seine Tore durchbrechen den Tierkreis.

Wir haben also gefunden, daß die Zahlengröße von Walhall sich aus dem Umschwung von Sonne und Mond in scheinbar gleicher Bahn in unserem „Tierkreise" herleitet. Zugleich aber wird die Umschwungszahl als allgemeines Zahlengesetz des Himmels angesehen und jeder andere durch das Weltall gedachte

größte Kreis muß daher diese Zahl bergen. Das gilt zuvörderst für die Erd- und Weltallsebene, für den Erd- und Weltgleicher. Die himmlische Anschauung fordert, daß die Tore in der Erdebene und im Weltgleicher liegen, der nur einen anderen größten Kreis des als Kugel gedachten Weltalls bedeutet. Das heißt also: Die Zahl der Tore wird aus dem Zahlengesetze des Himmelsumschwungs genommen; gedacht werden sie, um zu sinnlicher Anschauung zu gelangen, im Kreise der Erd- und Weltallsebene.

Auch Thors Götterpalast Bilskirnir wird in einem eingeschobenen Gesätze übereinstimmend gekennzeichnet: „500 Räume (golfa) und 40 dazu hat in allem Bilskirnirs Bau; aller Häuser, die ich gedeckt weiß, sagt Odin, größtes besitzt mein Sohn"; somit ist auch Thors (des Blitzschleuderers) Haus, „aller Häuser größtes", die ganze Weite des Weltalls, das Weltall selbst!

Daß diesem überraschenden, aber unausweichlichen Ergebnisse die eddischen Vorstellungen von der Größe der Götter auch sonst entsprechen, geht aus anderen Stellen genugsam hervor. So reicht nach Gylf. 51 das geöffnete Maul des Fenriswolfes von der Erde bis zum Himmel; da die Götter ihm bei der Fesselung (G. 34) ein Schwert in das geifernde Maul stellen, so müssen die Götter selbst als mindestens doppelt so groß als der Raum zwischen Himmel und Erde gedacht werden, d. h. sie haben Weltallausmaß. — Ähnlich schildert der Rigveda z. B. VIII 59, 5 Indras Größe:

„Wenn, Indra, hundert Himmel dir
Und hundert Erden wären auch,
So faßten tausend Sonnen nicht dich, Blitzender,
Nicht das Geschaff'ne, Welten nicht."

Auch im späteren germanischen Gemeinjahre galt die Zählung zu 360 Tagen und 12 Monaten, wie in Indien.[155]) die sich der Ziffer 432 einfügt. Welche gelehrten Mittel die nordische Sternen- und Himmelswissenschaft besaß, um zur Angleichung an das wirkliche Jahr zu gelangen, mag bei Weinhold[156]) nachgelesen werden. Die Beobachtung der Sonne auch war es, welche die Germanen die Tagnacht in 24 Stunden einteilen ließ,[157]) in deren Verbindung mit der Zahl der Jahrestage die Zahl 432000 zweimal enthalten ist. Und es steht somit auch im germanischen Zweige die Zahl des Götteralters in Übereinstimmung mit der himmelskundlichen Einteilung des Jahreslaufs. Der Himmelsumlauf ist ein Sinnbild der Glaubenslehre, Walhall auch hierin das Weltall!

Nach der Jüngeren Edda entsteht die Schöpfung zwischen den beiden Schöpfungsfeinden, der Eiseskälte und der Feuerhitze. Jene ist nördlicher, diese südlicher Herkunft. Zwischen beiden lag uranfänglich Ginnungagap, die Gähnungenkluft. Zwischen den beiden Sonnenwenden, dem giftigsten Wintereise

Abb. 6: Die Himmlische Zahl.

und der brennendsten Sommerglut, im Schmelzungspunkte entsteht der Frühling, das Leben, sinnbildlich die Schöpfung. Wintereis und Sommerdürre sind beide der Schöpfung Feinde: Loki und Surt. Die Schöpfungssage der Edda entnimmt also ihr Sinnbild dem Jahresumlaufe; die Lebensmacht kämpft um ihr Leben mit den beiden Urfeinden; das Gute kämpft um sein Leben mit dem Bösen; die „Giftströme" widerstehen aller rein natursymbolischen Deutung. Somit erhält die Schöpfungssage der Edda ihre Aufklärung: Die Welt eilt aus der Winternacht unablässig dem Feuertode zu, „bis die Zeit erfüllt ist" d. h. der große Himmelsumschwung von 432 000 Jahren endet.

Die oberste Gottheit, der allsehende Himmelsgott, ist in vedischer und vorvedischer Zeit Indiens Mitra-Varuna, die vereinte geistige Lichtmacht des Weltalls mit ihren äußeren Vertretern der Sonne, des Mondes und der Gestirne, welche als Augen und Späher der Gottheit bezeichnet werden. Dieses Licht herrscht durch diese Schöpfung, leitet und belebt sie, sieht und straft jedes Unrecht, wie es sich auch des Sünders erbarmt.[158]) Herrlichste Lieder auf diese altarische Gottheit hat jene alte Zeit in den Veden überliefert. Ihr alter Name ist Asura, sprachlich dasselbe Wort wie das persische Ahura-Masda. Wie in Persien alle Urbilder von dieser Lichtmacht ausgehen, so ist dem Inder alle Schöpfung in Zeitaltern über Zeitaltern aus Gott geflossen. Der letzte Umschwung läuft bis zur Zerstörung in 432 000 Jahren ab. Diese Zeit ist freilich in Brahma nur ein Augenblick, 1 Tag Brahmas ist gleich 4 320 000 000 Jahren. Inmitten des Alls thront die Gottheit als vereinten Lichtes Urmacht, geistig und unsichtbar, aber einer Sonne vergleichbar. Aus der Urlichtmacht strahlen die Urbilder der Schöpfung und mit ihr der Menschen in den Kreis der sichtbaren Welt hinaus, um dort bis zum Selbstopfer für die Gottheit zu zeugen; wer sich hier so kämpfend bewährte, der kehrt in jenes Urlicht, das in ihm selber atmet, zurück und hilft der Gottheit und mehrt ihre Macht bis zur Vollendung der Schöpfung.

In Indien entwickelt sich die Lehre vom Kreislaufe der Zeitalter, aber doch kehrt derjenige, der schon in diesem Leben ganz Brahman wurde, nicht wieder; im göttlichen Menschen vollendet sich die Welt.

In Persien wird die noch im Argen liegende Schöpfung am Ende des Großen Zeitalters durch Zerstörung der Finsternis im Endkampfe der guten und bösen Mächte vollendet; eine Wiederkehr des Bösen findet auch hier nicht statt.

Im germanischen Gottum haben die Asen ihren Wohnsitz „mitten in der Welt"; so lautet auch das Gebet, daß der Gott im Herzen wohnen möge. Die im irdischen Kampfe bewährten Menschen gehen durch den gottgegebenen Tod zu den Göttern ein, bei denen sie schon vor diesem Leben gewesen

sind.[159]) So ist auch im germanischen Altertume der Mensch gottgeboren, Strahl des Urlichts, und durch seinen Kampf für diese seine geistige Heimat in der sichtbaren Schöpfung bis zum Selbstopfer vollendet er sich und im Endkampfe der Götterdämmerung die Welt.

Das Schaubild (Abb. 6) des Zeitenumlaufs zeigt also die Himmelskunde der arischen Völker zugleich im höheren Lichte ihres Glaubens. Es ist das Schaubild der Schöpfung und ihres Urlichts, das der Sonne gleich die Schöpfung erleuchtet und in treibender Unruhe durch den Tod zum ewigen Siege führt. Es ist ein Schaubild des arischen Urglaubens, in welchem die Götternamen nur Boten des verborgenen Ewigen sind.

Die alten Heiligen Schriften sorgen dafür, daß die Weltalterszahl nicht in grobem Sinne und wörtlich aufgefaßt wird. Nicht also in 432 000 Menschenjahren ist das germanische, persische, indische Schöpfungsalter abgelaufen. Vielmehr lehren sie übereinstimmend, daß *die Stunde des Weltunterganges durch den sittlichen Verfall der Menschheit bestimmt wird*. In jener Stunde, in welcher sich die Zeit erfüllt, wird der Urwolf der Finsternis los, aber die vereinte Lichtmacht steht zum letzten Kampfe bereit. Wie der sittliche Verfall der Menschheit sich im Ganzen nicht nur, sondern auch im Einzelnen offenbart, so ist auch der Endkampf, die Götterdämmerung, zu jeder Stunde da und die Erneuung kann zu jeder Stunde beginnen. Aber nicht darin ist dem Menschen ein eigensüchtiges Ziel gegeben, immer aufs neue treibt der Ewige aus sich die Schöpfung hervor, *bis alles in ihm vollendet ist*. Der Mensch hat seinen Sinn und seine Aufgabe in sich, in seinem Volke, in der Schöpfung und oberhalb dieser Welt im Göttlichen, dessen unermüdlicher Kämpfer er sein soll. —

Wollte man sich darüber wundern, daß eine solche Zahl durch Jahrtausende hindurch und in so weit entlegenen Gebieten aufbewahrt worden, so muß doch daran erinnert werden, daß 1. auch die Einzelheiten der urarischen *Weltbaumvorstellung* sowie der von den *Totenhunden* und der *Brücke* sich in verblüffender Genauigkeit durch 4 Jahrtausende bis in das germanische Altertum, ja bis in unsere heutige Volksüberlieferung hinein erhalten haben, daß 2. aber diese Himmelszahl keiner Willkür entsprang, sondern fest auf den durch Naturbeobachtung gewonnenen Zahlen 360 und 27 gegründet stand, so daß, wo diese Grundzahlen im Gebrauche waren, und dies war im germanischen Altertume der Fall, die Ziffern 432 immer wieder unter der Wirkung des Bedürfnisses und des Glaubens auftauchen mußten. Sehr viel wichtiger als dieses ist die zugrundeliegende Übereinstimmung in der Zeitzählung, welche danach eine altarische Lebensgemeinschaft aufs neue bezeugt. Auch die

mystische Wertung der arischen Zehnzahl taucht ja in der Berechnung der 540 Tore Walhalls wieder auf, wie sie die indische Weltalterslehre beherrscht.

Im Übrigen ist die mündliche Überlieferung durch Jahrtausende nichts Ungewöhnliches. Die Brahmanen überliefern aus Glaubensgründen („Wort durch Wort") noch heute den gesamten Veda mit seinen 432 000 Silben auf mündlichem Wege (vergl. „Wort von Wort", Hav. 141; Odin). „Wir wissen", sagt W. Tomaschek in seiner Schrift über die alten Thraker, daß bereits die „Agathyrsen, die Vorväter der [germanischen?] Daken ein Gesetzbuch in Versform besaßen, das sich im Gedächtnis der Volksältesten von Mund zu Mund fortpflanzte." Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch die nordischen Überlieferungen auf ältesten Gesängen ruhten, die keiner Aufzeichnung bedurften und ihr wie in Indien vielleicht nicht einmal preisgegeben worden wären. Diese Gesänge umfaßten zweifellos die gesamte Weisheit der germanischen Völker; sie enthielten die Weltschöpfungssage, den Unsterblichkeitsglauben, sie sangen vom Weltbaum, von der Himmelsbrücke, vom Untergange der Welt und nicht zuletzt wird die alte Himmelskunde mit der Himmlischen Zahl sich in ihnen geborgen haben: Bis die Zerstörung durch die christliche Gewaltbekehrung einsetzte.

Wir sind hierbei, wie es scheint, zugleich auf den Grund einer bisher unverstandenen Zahlenlehre des Pythagoras (geb. um 569 vor Chr.) gekommen, der diese dem arischen Osten verdankt. Aus dem Gedanken der Harmonie alles Seienden nannte er als erster die Welt einen Kosmos. Wenn wir uns nun erinnern, daß die indische Weltalterberechnung sich auf der Heiligen Zehnzahl im Verhältnis der Zahlen 1, 2, 3 und 4 aufbaute, aus deren Summe sich wiederum die Zehnzahl ergab, so klärt sich das Verständnis der nachfolgenden schönen Anrufung aus den Diatheken: [160])

„Ew'ges unsterbliches Wesen, nennbar Unsterblicher einzig,
Komm, mit dem mächtigen Schicksal vereint, o erhabenste Gottheit,
Furchtbar und unbezwinglich und ewig, in Äther gehüllt, und
Gnad' uns, gepriesene Zahl, die du Götter und Menschen erzeuget,
Heil'ge Vierfaltigkeit du, die der ewig strömenden Schöpfung
Wurzel enthält und Quell! Denn es gehet die heilige Urzahl
Aus von der Einheit Tiefen, der unvermischten, bis daß sie
Kommt zu der heiligen Vier, die gebiert dann die Mutter des Alls, die

Alles aufnehmende, Alles umgrenzende, erstgeborne,
Nie ablenkende, nimmer ermüdende heilige Zehn, die
Schlüsselhalt'rin des Alls, die der Urzahl gleichet in Allem."

Die 1, d. i. die Einheit, Monas, die unsichtbare Ursonne des Weltalls, um welche alles sich umschwingt, von der Alles Licht und Leben erhält, ist der Quell der ewig strömenden Schöpfung. Diese aber gelangt von der 1 in 4 Weltaltern bis zur 4, und die Summe dieser 4 Weltalter d. i. 1+2+3+4 ist die heilige 10, aber auch diese wieder in den Zahlen 4, 3 und 2 ausgedrückt und auch diese in umgekehrter Weltalterfolge von der 1 ausgehend, bis die Vierfaltigkeit der Weltalter, von denen jedes sich in diesen Zahlen ausspricht, die Mutter des Alls, die heilige Zehn gebiert, die Urzahl des Gottalls, in der Entfaltung die Einheit selbst. Zeller bemerkt in seiner „Philosophie der Griechen" [161]) über die Wichtigkeit des dekadischen Systems für die Pythagoräer: „Indem sie nämlich die Zahlen über zehn nur als Wiederholung der ersten betrachteten, so schienen ihnen in der Dekas alle Zahlen und alle Kräfte der Zahl befaßt zu sein; sie heißt daher bei Philolaos groß, allgewaltig und alles vollbringend, Anfang und Führerin des göttlichen und himmlischen, wie des irdischen Lebens. Eine ähnliche Bedeutung hat die Vierzahl nicht bloß deshalb, weil sie die erste Quadratzahl ist, sondern hauptsächlich aus dem Grund, weil die 4 ersten Zahlen zusammengezählt die vollkommene Zahl, 10, ergeben." Auf den tieferen Grund der hohen Schätzung dieser Zahlen kommt Zeller nicht (wie auch Platon ihn schon nicht mehr kannte), und auch sonst scheint man nicht darauf gestoßen zu sein; dieser tiefere Grund war die aus der Beobachtung des Himmelsumschwungs gewonnene, aus diesen Ziffern bestehende harmonische Zahl des Weltalls, des Sonnen-Mondes, Mitra-Varunas und Pradjapatis, in welche alle arischen Weltalterlehren einstimmten. Ihren Sinn erhält nun auch der pythagoräische Eidschwur bei der Zahl 36 und die Nachricht des Plutarch (Isis und Osiris 76) darüber: „Die sogenannte Tetraktys aber, die aus 36 besteht, galt bekanntlich als der höchste Eidschwur und war „Welt" genannt, weil sie entsteht aus den vier ersten geraden und ungeraden Zahlen." Pythagoras hatte die Veröffentlichung seiner Schriften nach seinem Tode verboten; so wird es verständlich, daß weder Platon und Plutarch noch Zeller den Sinn der 36 als heiliger Zahl der Welt, als der Grundeinheit der himmlischen Zahl 432000, dem Sonnenjahr von 360 Tagen entnommen, erkannten.

Es wird im Altertume behauptet, daß Pythagoras auch von den gallischen Druiden gelernt habe, aber es wird solche Angabe wohl mit Zeller (1,258) so zu verstehen sein, daß man damit die in unserem ganzen Zusammenhange allerdings überaus bedeutungsvolle Übereinstimmung seiner Lehre mit der dieser

nordwesteuropäischen Glaubenslehrer habe treffen wollen. Daß aber Pythagoras (um 525 bis 513 vor Chr., also 12 Jahre lang) in Babylon, und zwar auch von den Brahmanen, in diesen Wissenschaften unterrichtet worden sei, wird so eindringlich bezeugt, daß die Übereinstimmung seiner Zahlenlehre mit dem hier dargestellten Weltaltergebäude nur als Bestätigung dieser (von Zeller — 1,261 — als unerweislich, an anderer Stelle sogar als unwahrscheinlich bezeichneten) Nachrichten des Altertums angesehen zu werden braucht.[162])

Wenn dem aber so ist, dann sehen wir auf dem Umwege über den mächtigen griechischen Weisen in das geheimnisvolle Gewebe der alten arischen Denkweise hinein. In der Himmelszahl des vereinigten Sonnen-Mondumschwungs, in der Zahl der 4 Weltalter, der Vedasilben und der Urbilder scheint sich nun die Pythagoräische Gleichsetzung zwischen Logos (Urbild, Frawaschi) und Zahl vorgebildet zu finden. Und wir gewinnen Verständnis für die sinnbildliche Gleichsetzung der Himmelsumschwungszahl mit der Zahl der eddischen Einheerer am Ende des Schöpfungsalters.

Die 540 Tore Walhalls als Voreilungszahlen zu deuten, geht nur an, wenn man die Zahl 54 als künstlichen Wert für die wahre Zahl 50,2″ ansprechen will. Hierfür fehlt jede Berechtigung. Indem aber die 540 Tore oder Räume sich als den Mondhäusern der indischen Himmelseinteilung entsprechend ergeben, beweist die Edda das klare Verständnis für die wahre Grundlage der Weltalterschlußzahlen Persiens und Indiens und es fällt somit aus dem finsteren, verachteten Norden überraschendes Licht auf das indische, griechische, persische und babylonische Altertum. Wir werden noch mehr hierüber hören.

Es wird nicht behauptet, daß die Zahl der Einheerer buchstäblich 432 000 betragen werde, sondern diese Zahl deutet nur an, daß die aus den scheinbaren Wirklichkeiten der Schöpfung entnommenen Zahlen eine größere wesentliche Wirklichkeit bergen, daß die unsichtbare sittliche Welt und die sichtbare Schöpfung demselben Grunde entspringen, daß der im Argen liegenden Schöpfung ein Ende gesetzt ist, daß die Art dieses Endes von jeder einzelnen lebendigen sittlichen Kraft abhängt, daß das Versagen der sittlichen Welt den Zusammenbruch des Schöpfungssinnes bedeutet, daß das All also eine Sittliche Weltordnung birgt, hier in der verhüllenden Weise der Zahl und der fallenden Weltalter, dort im gewaltigen Sinnbilde der „Weltscheidebrücke“ ausgesprochen.

Wir dürfen nach allem, wenn die Übereinstimmungen auch in anderen noch erheblicheren Gegenständen so schlagend sind, für die Glaubenslehre der Edda die indische und sonstige urarische Gleichung nicht nur zum Erweise ursprünglicher Gemeinsamkeit heranziehen, sondern müssen auch die Lücken der Edda aus dem

Vergleiche zu erkennen und, wenn auch mit Behutsamkeit, zu schließen trachten. Denn diese Arbeiten bezeugen, daß die Edda einem gewaltigen Trümmerfelde gleicht, dessen wild zerstreute und oft zerbrochene Bauklötze den einstigen Burgbau nicht mehr zur Genüge erkennen lassen, und daß es der Aufdeckung des altarischen Grundrisses bedarf, um die zerstörten Überreste wieder an ihre Stelle bringen und zum Wiederaufbau geschickt machen zu können.

Zum Schlusse möge die Meinung eines angesehenen Forschers[163]) über unseren Gegenstand, der im übrigen allgemein durch bedeutendes Schweigen geehrt wird, mitgeteilt sein, um zu zeigen, wohin die Sucht, überall bei den Germanen fremden, insbesondere römischen und christlichen Einfluß nachzuweisen, führt: „Die Offenbarung Joh., sagt er, schildert 21, 10 f. das neue himmlische Jerusalem. Es mag etwas abenteuerlich klingen, aber unmöglich ist es nicht, daß die rätselhaften 540 Tore Walhalls ihre Zahl, die zu erklären bis jetzt nicht einmal der Versuch gemacht worden ist, einem Mißverständnis der 144 [verstanden als 100 und 4 (hundert) und 40] Ellen, welche die Länge der Stadtmauer ausmachen, verdanken." Auf ihren Streifzügen im Mittelländischen Meere seit dem Ende des 8. Jahrhunderts nach Chr. hätten die Wikinger diese Schilderung gehört, falsch verstanden und in solcher Gestalt nach dem Norden gebracht, wo dann Walhall mit seinen 540 Toren und 800 Einheerern daraus geworden sei. Daß in Wirklichkeit das Verhältnis von Apokalypse und Edda nahezu umgekehrt liegt, werden wir in einem besonderen Abschnitte nachweisen.

Demgegenüber dürfen wir darauf verweisen, daß die Zahl der Einheerer ein jeder im Tagesumlaufe von seiner Taschenuhr abhören kann. Treibt doch die Uhrunruhe auch heute noch in 432 000 Schlägen (300 in der Minute) auf das Geheiß der alten Himmelskunde den Zeiger zu 24 Stunden des Tages und der Nacht, jede zu 60 Minuten, diese wieder zu 60 Sekunden derart um, daß 12 Stunden sich regelmäßig mit 43 200 Sekunden in den Weltallsziffern der H i m m l i s c h e n Z a h l vollenden. Und wie Walhall nicht ein Märchen bloß, sondern das Weltall selber ist, so ist auch in der unermüdlichen Unruhe des Uhrwerks das Sinnbild der Schöpfermacht erhalten: Jeder Schlag und jede Sekunde mahnen geistleuchtend an den Eintritt der Götterdämmerung, des Endkampfes, welchen wir mitzubestehen haben werden, und welcher da ist, wo wir versagen.

2. Das Weltbild der Edda.

Höher als Walhall ist der Weltbaum; seine Zweige ragen über Walhalls Dach hinaus.[164]) An seinem Stamme haben die Götter ihre Gerichtsstätte.

Wir haben gesehen, daß die 540 Tore Walhalls im Weltallskreise liegen, d. i. im Weltallsgleicher. Dann muß die Spitze des Daches von Walhall die Spitze der aus der Erdachse sich verlängernden Weltachse sein; das Dach von Walhall schließt sich mithin zum nördlichen Himmelspol zusammen. Wenn die Zweige des Weltbaums, der mitten in der Weltallshalle steht, das Dach der Halle grün überragen, so reicht der Stamm des Baumes von der Erde zum Himmelspol, über diesen hinaus grünend. Da er in der Mitte des Weltalls steht, der „größte und beste aller Bäume", so können sich „seine Zweige über alle Welt erstrecken." Der Weltbaum ist die Weltachse.

Um den Himmelspol vollzieht sich dauernd der scheinbare Umschwung des Sternenheeres. Von der leuchtenden Halle der halsbandfrohen Himmelsgöttin heißt es im Fjolswidliede (32): „Lang wird sie auf der Schwertklinge Spitze beben (en hann lengi mun a brodds oddi bifaz)"; nur durch Hörensagen erhielten die Menschen, heißt es weiter, von der reichen Halle Bericht. Der „Klinge Spitze" soll offenbar eine alleräußerste Spitze bedeuten und ist ein Ausdruck, der ganz gewiß auf die Weltachse und deren höchste Spitze, den Himmelspol, paßt und wahrscheinlich abzielt. Dieser Himmelspol ist unser „Norden", wie denn heute nahe in seiner Richtung der Nordstern glänzt. (Vor 4000 Jahren freilich war das Himmelsbild ein anderes. Während der Wodanswagen heute den Pol mit einem sphärischen Halbmesser von etwa 35° umkreist, umzog er ihn damals in einem Abstande von 15—20°, d. i. in 1½ Handbreite des ausgestreckten Armes). Somit liegen Walhall und seine Vertreterin, die Halle der halsbandfrohen Göttin nordwärts, dauernd umkreist von dem niemals untertauchenden Wodanswagen.

Dies führt zu einer weiteren einstimmenden Betrachtung. Die allgemeine Gebetsrichtung aller arischen Völker ist der Norden. Für den germanischen Zweig bezeugt dies u. a. die Jomsvikinga Saga: „Der Jarl warf sich da nieder auf beide Knie und betet für sich und wendet sich doch nach Norden." Die christliche Bekehrung führte gegen den germanischen Brauch die Gebetsrichtung nach Osten ein: [165]) „Das ist der Anfang unserer Gesetze, daß wir uns ostwärts neigen sollen und zum heiligen Christ beten." Die Götterwelt wurde „im Norden" gedacht. Nun ist klar, daß im Norden der Erde sich das Eis türmt, das nach der Edda (Gylf. 5) zur götterfeindlichen Riesenwelt gehört. Nicht also im Norden der Erde kann die Götterwelt gedacht worden sein. Und hier klärt unsere Lehre sofort: Die Götter wohnten im Himmelsraume und dieser wölbt sich von allen Enden des Himmelskreises, von allen Toren Walhalls zum nördlichen Himmelspol empor; von diesem erst geht alle Richtung aus. So rich-

tete sich das Gebet des knieenden Jarls „gen Norden" an die Götter im Himmel oberhalb alles Irdischen, gen Walhalls Licht, wohin der Jarl alsbald zu kommen gedachte.

Und weiter lehrt dies, daß mit der Walhallvorstellung gegen Norden eine alte himmelskundliche Begründung im Volke lebendig war. Die Sitte der Gebetsrichtung gegen Norden war eben so ausgesprochen heidnisch, daß die Bekehrer an die Spitze ihrer neuen Gesetzgebung ausdrücklich die östliche Gebetsrichtung setzten. Übrigens ist auch bei den germanischen Gräbern die Richtung von Süden nach Norden festgestellt worden.[166]) Der heidnischen himmelskundlichen Glaubensgrundlage muß also ein hohes Alter beigemessen werden. Mithin kann nun auch die eddische Deutung des Grimnirliedes von „Walhalls weitem Bau" und „aller Häuser größtem", das „von innen und außen so anzuschauen ist, als ob es aus eitel Gold wäre" (Gylf. 14), diese Deutung Walhalls als Weltallshaus mit den Toren im Himmelskreise nicht als eine neuere skaldisch-gelehrte Zutat abgetan werden. Sie sichert lediglich die alte Überlieferung.

Ist dem aber so, und an der Richtigkeit dieser Schlußfolgerungen wird füglich nicht gezweifelt werden können, dann liegt dem germanischen Glauben eine ursprüngliche geistige Himmelsverehrung zu Grunde. Dies ist schon aus vielen Gründen behauptet worden.[167]) Hier schimmert aber nun ein Beweis des ältesten arischen Glaubens durch, der nicht wie die bisher vorgebrachten Gründe von Meinungen abhängig ist.

Ich habe mehrfach darauf hingewiesen, daß die Germanen einen alten Erbbesitz an Himmelskunde pflegten. Nach Vorstehendem muß diese aber in die urälteste germanische Zeit zurückreichen, in eine Zeit, in welcher noch der eine Himmelsgott angebetet wurde. Das müßte in arischer Zeit gewesen sein, für welche auch der einheitliche Name in Ty, Ziu, Zeus, Dyaus usw. erhalten ist. Eine Folgerung hieraus müßte weiterhin sein, daß die Gebetsrichtung nach Norden, dem Pole des Sternenumschwungs, auch bei den anderen arischen Völkern nachgewiesen werden könnte. Dies aber ist in der Tat der Fall. „In Kerman (einem der rechtgläubigsten Volksgebiete des alten Persiens) und in Barotch wendet man sich (im Gebete) ausschließlich nach Norden."[168]) Herodot (1, 131) bezeugt aber (und alle Zeugnisse des persischen Altertums stimmen darin ein), daß sie „Zeus" den „ganzen Umkreis des Himmels" genannt hätten. Selbst im alten Griechenland war die Gebetsrichtung der Norden, wofür die Lage des heiligen Götterberges, des Olymps, als begründend angeführt wurde. Aber der wahre Olymp ist auch nach Homer das Himmelsgewölbe (vergl. Anm. 169), und also auch hier ist der Sitz der Himmlischen für die Gebetsrichtung nach Norden bestimmend. So wird Helios, der Sonnengott, im orphischen Hymnus (Hermann, VIII, 4) genannt: „Rechts Erzeuger der Früh' und links

Erzeuger des Dunkels." Diese Ansicht hat nur Sinn, wenn man als Gebetsrichtung den Norden voraussetzt, so daß rechts, im Osten, die Sonne auf- und links, im Westen, untergeht. Dasselbe liegt der Äsopischen Fabel (91) von Hermes und Teiresias zu Grunde: Der glückverheißende Flug des Adlers von rechts her kann nur beobachtet werden, wenn man im Gebete um dies Zeichen der Gottheit sich nach Norden gerichtet hatte, so daß der Adler vom Aufgange der Sonne zu kommen schien. Daß der Sitz der Götter sich nicht auf Erden, sondern im Äther, im Himmelsraum befinde, dafür zeugt das ganze hellenische Altertum. Selbst Gäa, die Göttin Erde, wohnte im Äther.[170] Und:

„Du siehst des hohen Äthers grenzenlosen Strom,
Der unsere Erde liebevoll umfassend hält,
Den nenne Zeus, den achte du für Gott."

Cicero,[171] der diese Verse des Euripides erwähnt, führt auch die römische Auffassung in einem Verse des Ennius an:

„Schau die glanzesvolle Höh', die all' anflehn als Jupiter!"

Daß des Zeus Herrschaftssitz ausdrücklich im nördlichen Himmelskreise gedacht worden, bezeugt eine Sage,[172] nach welcher Zeus sein eignes Bild und das seiner beiden Ammen (der Bärinnen) an den nördlichen Polarkreis versetzt habe. Auch im Gebete an die hyperboreische geburtshelfende Artemis-Eileithyia erhob man die Hände nordwärts zu diesen Sternbildern; ihr Sitz galt also ebendort, wo der helfenden Menglöd-Freyja Halle Lyr auf der äußersten Spitze des Himmelsberges „bebt".

Auch das altarische Indien erblickt den Sitz seiner Götter nach dem Gesetzbuche des Manu[173] am Nordpol des Himmels: „Ein Jahr der Sterblichen ist ein Tag der Götter, die um den Nordpol sitzen." Die Upanishad's geben reiche Aufklärung: „Das Opfer, bei welchem ein wissender Brahmane ist, ist nach Norden geneigt." „Wo die Sonne nordwärts geht, dieser Pfad heißt der Götterweg." Denn von jenem nördlichen Wege der Sonne führt der Götterpfad in die Brahmanwelten („von welchen keine Wiederkehr ist"). Vom „allgestaltigen Brahman", der „das höchste Ziel ist", heißt es: „Sein Haupt ist nördlich, seine Füße südlich." Nur der „Nordweg der Sonne", der „Brahmanweg", führt den „höchsten Gang" zu Brahman, „außer welchem es keinen gibt." Die Wegespur freilich ist der in uns wohnende Atman; zu jenen nördlichen Höhen des Alls kommt man nur auf dem Wege des Herzens, der „innerlicher" als alles ist, weil es diese Seele (atman) ist.[174]

Unsere heutige Gottesanschauung hat die alte Vorstellung beibehalten; denn daß „Gott im Himmel wohne", ist eine begreifliche Redewendung und nicht anders dachte jener oben erwähnte germanische Jarl, wenn er vor dem Tode noch einmal betend niederkniet und sich dabei nach Norden, d. h. zur Himmelshöhe wendet, zu welcher er bald zu gelangen hofft. Aber in seiner

Gebetsrichtung nach Norden tritt klar das Zeugnis für den altarischen Himmelsglauben und seine himmelskundliche Vermittelung auf. Und umgekehrt zeugt diese Gebetsrichtung für die Richtigkeit nicht nur unseres Erweises, daß Walhall selbst das Weltall und daß seine 540 Tore im Himmelsumschwung gelegen seien, sondern auch dafür, daß diese Anschauung nicht etwa neueren gelehrten Ursprungs, sondern ältestem Altertume gemeinarischen Glaubens entstamme. — Die christliche Gebetsrichtung gegen Osten entsprach dagegen der babylonischen; vgl. Hesek 8, 16.

Wenn der Irminswagen den Pol ständig umkreist, so fällt nunmehr auch auf die Irminsäule der Altsachsen neues, völlig klärendes Licht. Denn in der Tat kann sie nun nichts anderes mehr sein als das, wofür schon Rudolf von Fulda (um 800 nach Chr.) sie wörtlich ausgab: „eine große hölzerne Säule hoch aufgerichtet, unter freiem Himmel verehrt, in heimischer Sprache Irminsul, lateinisch: universalis columna quasi sustinens omnia, d. i. allgemeine, gleichsam Alles tragende Säule." Auch zu Scheidungen an der Unstrut erhob sich eine solche Säule mit einem Adler darauf, der gegen Osten blickte und sich dadurch als das Sinnbild der Sonne bezeugte.[175] Und die altdeutschen Hahnbäume gehören hierher nicht minder wie die Hähne auf den Kirchturmspitzen.[176] Den Hahn im Weltbaume bestimmt die Edda, wie ich weiter unten erhärten werde, ausdrücklich als Mond. Überall schimmert deutlich der alte Himmelsglaube durch, in welchem Sonne und Mond nach dem Zeugnisse Persiens und Indiens wie der Edda und Deutschlands zwar keiner göttlichen Verehrung genossen, doch aber wenigstens als Vögel oder Augen Wodans (Zius), und wie des Zeus so auch Ahuramasdas und Mitra-Varunas angesehen wurden. Der Baum steht senkrecht unter der Erde her wachsend in der Richtung der Erd- und Weltachse zum Welt-Nordpol; sein Wipfel überragt noch Walhall. Wer südwärts des Poles stand (wie die Germanen und arischen Völker insgemein), sah zum Nordstern aufwärts in den goldbelaubten Wipfel (den Glanzwald, Glasir, Walhalls), in welchem nach Edda, Avesta und Veda die beiden Weltallsvögel Adler und Habicht, d. s. Sonne und Mond, horsteten. In diesem gewaltigen Bilde erkennen wir nun auch den Grund der altarischen Anbetung in Heiligen Hainen. Diese waren schließlich nur ein Abbild des „Glanzwaldes", des hohen Weltbaums, an dessen Stamm die Himmlischen ihre Gerichtsstätte hatten. Deutlich tritt die Richtigkeit des taciteischen Berichtes hervor, daß die Germanen die Himmlischen für zu groß hielten, um sie in Mauern einzuschließen.

Die Irminsul wie der Weltbaum entstammte also keineswegs nur einer dichterischen Laune, sondern der Beobachtung des Himmelumschwungs um die feststehende Achse und ergab sich als

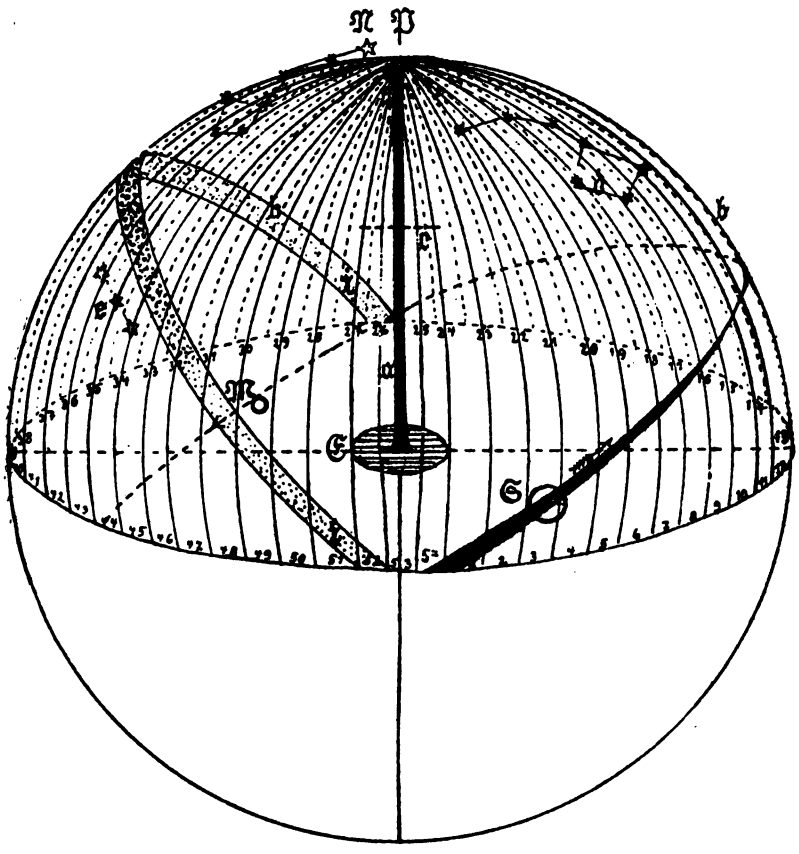


Abb. 7: Das germanische Weltbild.

Unter der kreisrunden Erde (E) „Mittgart" her aufwärts erhebt sich gegen den Himmelspol (P) die Weltachse (a) Irminsul, Yggdrasil, als grünender Weltbaum das Weltall mit seinem Lichtgezweige (bb) „Glanzwald" überlaubend, das Urbild der irdischen heiligen Haine, Bäume und Säulen. In seinem Geäste Sonne (S) und Mond (M), Adler und Habicht. Unter seiner Wurzel der Finsternisdrache Nidhogg. Am Stamme des Baumes, in der Mitte der Welt, die Gerichtsstätte (c) der Götter. Den Stamm umkreist der Irmins- oder Wodanswagen (d), der „Spindelrocken" (e) der Frigg. Die Erde ist umgeben vom Weltallsmeere (Wendelmeer, Ägirs Sitz); in ihm lagert, das Weltall mit Urbosheit umlauernd, sich in den Schwanz beißend, die Mittgartschlange (Irmingand). — Das Weltall ist als Halle (Walhall) mit 540 Toren gedacht, deren Bogen sich im Himmelspole schließen. Zu seiner Höhe führt der Irminsweg (Wodansweg, Milchstraße) hinauf. „Oben vom Himmel" waltet Irmingott (Allgott). In seinem Glanze liegt das Unsterblichkeitsfeld „Odainsakr". Vom Lichtgezweige des Weltbaums sinkt der Tau der Unsterblichkeit und des Lebens über alle Welt nieder. — Das All wird auch als Himmelsberg, Glanz- oder Glasberg gesehen, Odin heißt der „Mann vom Berge" (Regin 18); Urbild der irdischen Götterberge. — Der Nordstern (N) stand vor 4000 Jahren weiter ab vom Pol, dafür umkreiste diesen in großer Nähe der „Irminswagen" (d).

die notwendige Ergänzung zu der auch in der Himmlischen Zahl ermittelten himmelskundlichen Begründung Walhalls als Weltall.

Viele bisher dunkle Mythen erhalten nun volleres Licht. So der Beiname Odins Hangatyr: sein Hängen im windbewegten Weltbaum. Klar wird der Name Yggdrasil des Weltbaums als Odins Träger. Will man statt „Yggdrasil" die Bezeichnung „Yggdrasils Esche", wie sie Vol. 47 und das Grimnirlied kennen, entgegen Vol. 19 allein gelten lassen, so mag Yggdrasil „Odins Träger (Pferd)" und der Baum Sleipnirs Esche genannt sein. Die Achtfüßigkeit Sleipnirs ist bisher nicht erklärt, sie steht aber gerade im Grimnirliede im Einklang mit dem 8teiligen Tierkreise (8×54=432). Wie die 4 Hirsche (deren Deutung als Mondphasen ich im 2. Bande erhärten werde) den Weltbaum, die Hälse biegend, umkreisen, so umläuft das achtfüßige Odinsroß als Sinnbild des achtteiligen Himmelsumschwungs die Weltachse. So erwiese sich auch in dieser Deutung die Zahl 432 000 als Himmelsumschwungszahl und außer der Sternmondzahl 54 (= 2×27) erhielte auch die 8 der Himmelsteilung als die Zahl der Weltgegenden ihren vollen Sinn (Gylf. 8).

Die rätselhafte Bezeichnung der Weltesche als „Maßbaum" (Vol. 2) erhellt sich daraus, daß in der Tat die Weltachse als das Maß der Welt angesehen werden konnte. Auch die griechische Hyperboreersage vom seligen Nordlande, „wo die Mitte der Welt sei und der Gestirne Kreislauf beginne und ende", klärt sich auf. Es ist ursprünglich die Götterhalle am Himmelspol und erst die Verderbung der großen arischen Vorstellungen im Gefolge der südlichen Glaubensmischung konnte das Himmelsland auf dieser Erde suchen. Es ist das derselbe Vorgang wie die spätere Verirdischung des strahlenden Himmelsberges zum irdischen Olympus. Sagte doch schon richtig der alte Strabo (7, 2, 2), „daß wir das Dasein der Hyperboreer einzig der Unwissenheit über die Gegenden jenseits der Germanen zu danken haben." Und er führt hierzu des Sophokles Verse an, daß die vom Boreas geraubte Oreithyia zu jenen Orten gekommen sei, „die an der Erde äußersten Enden hinüber liegen über dem Pontus an den Quellen der Nacht, an den Polen des Himmels und dem alten Ruheplatze der Sonne." Darum sind auch Apollon und Artemis, Sonne und Mond, Kinder der nachtgewandigen Leto (der Enkelin des Polos und Schwester der Asteria, d. h. des Himmelspols und des Sternengewölbes), mit Recht hyperboreischen Ursprungs und ihr Dienst in Griechenland gleich der göttlichen Kunst des Gesanges und des Hexameters von Hyperboreern, d. h. vom Himmel den Griechen gebracht. Diese echte Vorstellung verband sich irrig mit der anderen echten Erinnerung an die eigene alte Herkunft aus nördlichen Gegenden. Es wird auch klar, warum der Hyperboreer Abaris zum Pythagoras nach Griechenland auf einem Pfeile fliegt; vom Himmelspol herab bedarf man wohl des ungewöhn-

lichen Gefährtes des Sonnenstrahles. Es fällt auch einstimmend hinzu, daß die nordische Hjalmarsaga, wenn man ihr auch sonst allen Wert absprechen will, doch ein klareres Verständnis für diesen Abaris, der von Griechenland dort ankam, zeigte, indem sie dessen Nachfolger und Diener zum „Herse in Glisisvallr" machte. Glisisvallr ist eben das Glanzfeld Walhalls, das strahlende Himmelsgewölbe. Verständlich wird auch, daß im Norden der Odainsacker, das „Unsterblichkeitsfeld" gesucht wird; ist der Norden doch nichts anderes als eben Walhalls leuchtende Himmelshöhe. Offen liegt auch, warum die Weltesche vom Weltbrande verschont bleibt;[177] ist doch dieser Stamm der Maßbaum, also als Achse der vom Feuer nicht zerstörbare geistige Halt und Haft der Welt, der zur Neugestaltung erforderlich ist. Und gerade darum kann sich im Weltbrande in diesem Stamme allein das Leben für die Erneuerung der zerstörten Welt bergen (Wafthr. 45; Gylf. 53). —

In einer alten Glosse (III. 422, 17) wird coclea (Schnecke) mit Windilstein übersetzt; in einer anderen (205, 26) oceanum mit Wendilmere. Dieses letztere kommt im alten Hildebrandsliede in der Form wentilseo, Wendelsee vor. In den Bruchstücken eines altdeutschen Lehrgedichts (von Hofmann von Fallersleben „Merigarto" genannt) findet sich das „geronnene Meer" „in dem wentilmere" (Müllenhoff-Scherer, Denkm. 1873, S. 71; Deutsch. Altert. 1, 421). Wir haben denselben Ausdruck noch in Wendeltreppe und Wendelstein. Das Wendilmere ist also das gewundene oder sich windende Meer.

In unserem Weltbilde (Abb. 7) wird die Erdscheibe von einem breiten Bande umgeben, das dem Weltall eignet. In dem Berichte des Pytheas (Müllenhoff, D. Alt. 1, 418) wird gesagt, daß ein lungen-, d. i. gallertähnliches Gemisch Erde und Meer und alles gleichsam „wie ein Band" in der Schwebe halte. Ebenso berichtet Tacitus (Germ. 45), daß „von dem trägen Meere der Erdkreis umgürtet und umschlossen werde." Die ganze Vorstellung (des „Lebermeeres") ist der des griechischen Okeanos verwandt. Auch dieser umwindet die Erdscheibe, er ist das Urmeer (Ilias 21, 195 f.), dem „alle Meere, Ströme, Quellen und Brunnen entfließen." Nach dem 84. Orphischen Hymnus „umflutet er rings der Erde umgrenzende Kreisung", er ist „aller unsterblichen Mächte Ursprung und sterblicher Menschen", wie bei Hesiod „Ursprung von allem."

Verwandt dem griechischen Okeanos erscheint (trotz Müllenhoff, D. Alt. 1, 61 f.) der nordische Aegir, der Meeresriese, bei dem die Asen gerne als in einer Friedensstätte weilen, der ihnen selbst aber nicht wohlgesinnt ist (Hymirlied, Lokis Scheltreden). Den Namen leitet Gering (Edda S. 352) von a = „Wasser" ab. Die Ableitung des griechischen Okeanos ist ungewiß, eine andere Namensform ist Ogenos. Nach der Jün-

geren Edda (Gylf. 8) „ist die Erde kreisrund, und um sie herum liegt das tiefe Meer, an dessen Küsten die Götter den Riesen Wohnsitze anwiesen.“ Wir müssen Aegirs Wohnsitz also am Rande der Erdscheibe ansetzen, welche auch der griechische Okeanos umflutet. Ganz auffällig ist die Namensähnlichkeit. Die Erzählungen der Edda von Aegir haben eine derart ursprüngliche Farbe, daß an eine Entlehnung der Vorstellungen aus dem Süden nicht zu denken ist. Weit eher haben wir auch in diesem Falle einen gemeinsamen Ursprung beider Vorstellungen anzunehmen. Das Meer, auf welches Thor hinausfährt, um mit der Mitgartschlange zu kämpfen, ist zweifellos ursprünglich gleichfalls das Weltallsmeer (nicht die irdische See). Und so treiben denn auch am Strande des Weltallmeeres (nach Voluspa 17) die beiden Bäume an, aus denen die Asen Menschen schufen. Der Sinn dieser Erzählung ist dann einleuchtend: Der Stoff des Menschen stammt aus dem Riesischen; Seele, Geist und Wärme gaben ihnen die Asen; der Mensch ist göttlichen und riesischen Teils. — In unserem Bilde erblicken wir die Erdscheibe (Mitgart) vom Wendel-, d. i. dem Weltallsmeer umkreist; in ihm lagert die Mitgartsschlange, auf den letzten Kampf wartend.

Aegirs Wohnung (Hlesey ist spätere Verirdischung) wird mit Recht eine „Friedensstätte“ genannt. Gehen doch täglich alle Himmelsmächte scheinbar zum guten Trunke zu ihm nieder und steigen aus ihm empor; nicht aus der irdischen See, sondern aus dem Wendelmeere, das ebenso Weltallsweise hat wie die lichten Himmlischen.

In der Mitte des Wendelmeeres liegt die kreisrunde Erde. Darum konnte Snorri Sturluson sein Geschichtswerk Heimskringla, d. i. Erdkreis nennen. Darum hat die Erde ihren Namen Mitgart und dieser ist so allgemein, daß er das Alter und die Bodenständigkeit des vorauszusetzenden Gesamtweltbildes schon allein bezeugen würde.

Im Weltallsmeere liegt die ungeheure Mitgartschlange rings um die Welt, sich in den Schwanz beißend. Sie wird auch Jormungand (Vol. 50, Gylf. 34) genannt, Irmingand. Es bleibe hier dahingestellt, ob in Vol. 50 unter Jormungand nicht richtiger (gand Wolf) der Fenriswolf zu verstehen sei (vgl. Uhland, der Mythus von Thor, 1836, S. 169). Jedenfalls stimmt das ganze Weltbild gewaltig zusammen. Die Irminsäule ist der alles tragende Weltbaum, der Irmingott („oben vom Himmel“) waltet der Welt, die Irminsäule wird umkreist vom Irmins-wagen (dem „Großen Wagen“), die Irminstraße führt über den Irmingrund (Grimn. 20) zur Himmelshöhe und rings um die Welt lagert sich Irmingand, lauernd mit dem Allwolf und Hel auf den Tag, an dem das zur Gotteshilfe berufene Menschengeschlecht, Irminvolk, versagen wird!

Wir sehen, daß der Weltbaum im ganzen Zusammenhange nichts anderes sein kann als der Halt der Schöpfung, der göttliche Sinn, umlagert von der riesischen Macht. Dieser Hast allein überdauert den Weltbrand: „Yggdrasils Esche bebt — stehend" (Vol. 47). — Nur ihr irdisches Abbild konnte Karl fällen.

Nach unserer im II. Abschnitte gegebenen Übersicht über die Darstellung des Weltbaums bei den Germanen, Parsen und Indern hat der Baum seine Wurzel nicht nur in der Erde (unterhalb), sondern auch im Himmel; und gerade in der Himmelswurzel stimmen die drei Überlieferungen überein. Bemerkenswert aber ist, daß Indien und Skandinavien dem Baume Himmels- und Erdwurzel zugleich geben. Die Himmelswurzel ist so überraschend, daß die Übereinstimmung der indisch-germanischen Überlieferung ihr das höchste Alter zu verbürgen scheint. Es schimmert hier wieder durch, daß Edda und Veda sich im Grunde ebenso gut kennen als Edda und Avesta; daß Indien und Germanien Beziehungen binden, die das Avesta fast verloren zu haben scheint. Zu dieser Übereinstimmung tritt das Bild des Urmannes Purusha, aus dessen Teilen die Götter die Welt schaffen, in verblüffender Übereinstimmung mit der Ymirüberlieferung der Edda. Die Kuh Audumla — die Nährerin Ymirs — ist ganz die Weltkuh der Inder. Alle diese Beziehungen treffen die Ursage, das Urschöpfungsbild; leidenschaftlich bewegt in der Edda, voll ruhiger Tiefe in Indien.

Ein Baum, der seine Wurzeln in Erde und Himmel hat, ist gewiß kein irdischer Baum und sein Ursprung kann nicht allein die Vergrößerung eines irdischen Baumes zum Sinnbilde der Welt sein. Er ist mehr als Sinnbild; er ist der wirkliche Halt und Hast der Welt, ihr Maß, die Achse ihres Umschwungs, göttlicher Sinn also, — und das leitet zum Indischen „Erde und Himmel sind aus ihm gezimmert; in ihm beruhen alle Welten, seine Gestalt wird nicht wahrgenommen. Er ist Brahman." Dieser unsichtbare Baum spendet die Unsterblichkeit. Das alles heißt: er ist nicht Sinnbild der Welt, sondern — als Weltachse — der Beweis des göttlichen Sinnes in der Welt, aus welchem allein auch ihre Erneuerung quellen kann.

Die ganze Vorstellung der Weltachse als Weltbaum kann nur im Norden unserer Halbkugel erdacht sein. Wer auf dem Erdpol stünde, hätte den Himmelspol senkrecht über sich; je weiter man nach Süden geht, um so tiefer senkt sich der Himmelspol nordwärts; tritt man auf den Gipfel des Kenia in Britisch-Ostafrika, d. h. auf den Erdgleicher, so ruht der Himmelspol (Nord und Süd) im Himmelskreise (Horizont). Im alten Babylonien, das etwa 20 Breitengrade südlicher als Mitteldeutschland liegt, muß der Himmelspol schon recht tief am Nordhimmel liegen, d. h. die Weltachse erscheint dort auffallend schräg und zwar derart, daß keiner dort auf den Gedanken kommen könnte, diese schräg-

liegende Weltachse mit einem aufrechtstehenden Baume zu vergleichen. Der volkstümliche Vergleich kann daher nur auf einer Erdbreite entstanden sein, wo der Himmelspol noch einigermaßen dem Scheitelpunkte nahestand. „Einigermaßen" nur, denn man kann niemals senkrecht unter dem Wipfel eines Baumes stehen, man steht stets neben dem Stamme und sieht so in einem Winkel in den Wipfel hinein. Zur Entstehung des Vergleiches der Weltachse mit einem Baume ist daher das skandinavische und mitteldeutsche Gebiet das gegebene; Babylon, Indien und Persien können ihn nicht geschaffen haben; er muß mit den arischen Stämmen aus Europa, wie hierüber im I. Abschnitte berichtet ist, nach Persien, Indien und nach Babylon eingewandert sein. Zugleich bezeugt also der Weltbaum als Weltachse den nordeuropäischen Ursprung der arischen Glaubensvorstellungen. Diese Folgerungen erscheinen unausweichlich.

Die Himmlische Zahl hängt nun enge mit Walhall zusammen, deren Dach der Weltbaum durchbricht und überlaubt. Ist die Baumvorstellung nun ganz gewiß nordischen Ursprungs (unsere Übersicht im II. Abschnitte zeigt, wie entwickelt sie gerade in der Edda gegenüber Persien und Indien ist!), so dürfen wir vielleicht auch den Ursprung der Himmlischen Zahl im Norden vermuten. Wir werden in den späteren Abschnitten noch mehr hierzu hören. Sonne und Mond gingen in dem alten Weltbilde in nahezu gleicher Bahn über die Erdscheibe. Gab es überhaupt eine Himmelskunde (und die ist genügend für unseren Norden bezeugt), so mußte jede Einteilung der Bahn die übliche Sonnenzahl 360 und die Mondzahl 27 beherbergen, wie oben schon erörtert. Die Zahl 432 wurde dadurch zum glaubenstümlichen Gesetze des Weltalls und Walhall, d. h. die Weltallshalle, welche als solche nicht ohne Tore gedacht werden konnte, mußte sich in derselben Zahl finden. Über die Spiegelung des Weltbaums in den Hausbäumen des nordischen und niedersächsischen Bauernhauses (welche nicht neben dem Hause, wie Mannhardt will, sondern im Hause als Träger standen) habe ich vor Jahren Mitteilungen in einigen Zeitschriften gemacht. Auch die Vorstellung der Tore muß nordischen Ursprungs sein.

Die Sumerer, unbekannter Herkunft, von denen später die Chaldäer ihre Sternkunde übernahmen, scheinen diese Zahl schon gekannt zu haben, welche ja soweit reichen mußte wie die damalige Sternkunde überhaupt. Die Chaldäer legten sie sich in ihrer Weise zurecht. Zu höchstem Ansehen steigt sie in Verbindung mit der arischen Zehnzahl in Indien; sie ist mitsamt der 9 die Hauptzahl der Edda und selbst die — Apokalypse, wie wir im nächsten Abschnitte sehen werden, unterwirft sich ihrem himmlischen Glanze. —

Manches andere, die Hermenverehrung Griechenlands u. s. f., offenbart sein bisher dicht verhängtes Geheimnis und beweist

seine Wahrheit in einer außerordentlichen und durchgreifenden Vereinfachung, die das feste Grundgebäude eines durch eine sternkundliche Zahl für das Verständnis späterer Geschlechter gesicherten Himmelsglaubens geistiger Art klar wieder an den Tag treten läßt.

3. Offenbarung der Offenbarung.

Es mag kaum ein Buch geben, das die offenbarungsdurstigen Gemüter so lange in Atem gehalten und in seinen Bann geschlungen hätte, wie die Offenbarung Johannis. Die Forschung ist sich weder über den oder die Verfasser einig, noch über die Herkunft aller der krausen, anscheinend gesucht verworrenen Zahlen, deren Deutung durch fast zwei Jahrtausende so oft versucht als verfehlt wurde. Unsere Untersuchung wird ergeben, daß die einzelnen Zahlengeheimnisse, die einzeln der Erklärung widerstanden, in einem festen Zusammenhange stehen und zwar in dem, welchen wir die „Himmlische Zahl" genannt haben.

An mehreren Stellen[178]) gebraucht der Apokalyptiker die Zeiteinheit „3½ Jahre" und setzt sie mit 1260 Tagen oder (1260:30=) 42 Monaten gleich. Dies Rätsel ist bisher[179]) nicht gelöst: warum wird das „himmlische Weib" 3½ Jahre *in der Wüste* genährt? Warum weissagen die 2 Zeugen 1260 Tage, um dann 3½ „Tage" *unbestattet liegen* zu bleiben, bis sie zum Himmel auffahren? Warum wird die Macht des *bösen Tieres* auf die Dauer von 42 Monaten (= 3½ Jahren = 1260 Tagen) festgesetzt? Und ebenso das *Zertreten* der heiligen Stadt? Soviel Fragen, soviel Rätsel! Und doch müßte eine einzige Antwort es sein, welche genügen könnte, diese gleichartigen Rätsel zu klären.

Wenn diese Antwort, um den Ansprüchen zu genügen, auch auf eine dunkle Zeit hinausgehen muß, so ist es doch nicht nötig, mit *Gunkel* den „3jährigen Weltwinter" in den Zahlen 3½ zu suchen. Nach dem Bundehesch[180]) „geht die Sonne jeden Morgen am Himmelsberge Harburc auf und am Abend unter; der Mond, die Fixsterne und die Planeten haben ihr Band und ihr Gehen an ihm; jeden Tag *drei Keschvars und ein halbes* gehen sie, wie durch den Augenschein offenbar ist." Wenn die Sonne aufgeht, erleuchtet sie 3½ Keschvars, und 3½ andere, wenn sie an jener Seite der Finsternis untergeht. „Wenn hier Tag, so ist dort Nacht." Diese 7 Keschvars entsprechen, wenn wir die irdische Tagnacht nach altem Rechte der Himmlischen Zahl in den Sonnenmondkreis mit der Zahl 432 umlegen, den 12 Abteilungen dieses Kreises von je 36 Graden. Diese Abteilungen zu je 36 sind aber, wie wir gesehen haben, nichts anderes als die Vertreter der 360 Tage des Sonnenjahres, von denen dasselbe Kapitel des Bundehesch handelt. Rechnen wir nun die 3½ Jahre

des Apokalyptikers zu je 360 Tagen, so ergibt das gerade die von ihm den 3½ Jahren gleichgesetzten 1260 Tage oder (nach persischen Monaten zu 30 Tagen umgerechnet) 1260:30=42 Monate.

Wenn demnach das „Weib, mit der Sonne bekleidet, und den Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupte eine Krone von 12 Sternen" (12, 1) nach der Geburt des Sohnes „in die Wüste entflieht (12, 6 und 14), wo sie einen Ort hat, bereitet von Gott, daß sie daselbst ernährt würde 1260 Tage", so sind diese 1260 Tage nunmehr zweifellos den 3½ Keschvars gleichzusetzen, welche die Sonne erleuchtet, wenn „sie an jener Seite der Finsternis untergeht." Entspricht doch die Schilderung der Himmelsfrau mit Sonne und Mond und 12 Sternen ganz der Vorstellungswelt des Sonnenmonds in der Himmlischen Zahl. Nach den 3½ Keschvars der Finsternis oder Wüste wird sie wieder zur alten Himmelsherrlichkeit emportauchen.

Und so wird nun auch klar, warum der Verfasser der Offenbarung die Macht des bösen Tieres ebenfalls auf diese 3½=1260=42 festgesetzt hat, warum das Unbestattetsein der Zeugen bis zu ihrer Auferstehung ebenfalls 3½ „Tage", nachdem sie 1260 Tage geweissagt haben, dauern muß. Es ist wieder der Wechsel zwischen den 3½ Keschvars der Finsternis und denen des Lichts, zwischen Leben, Todesnacht und Auferstehung. Daß der Apokalyptiker statt der Jahre hier einmal Tage setzt, ist nach seiner Absicht, von der unten die Rede sein wird, nicht weiter verwunderlich; die Zahlen selbst geben den Ausschlag. Nun wird auch verständlich, was Kap. 11 V. 2 sagen will: „Aber den Vorhof außerhalb des Tempels wirf hinaus und miß ihn nicht; denn er ist den Heiden gegeben und die heilige Stadt werden sie zertreten 42 Monate." Diese 42 Monate sind also die 1260 Tage und die 3½ Keschvars der Finsternis. Auch in diesem letzten Falle ist die Einheitlichkeit unserer Erklärung aus dem Sinnbilde der sonnenlosen Welthälfte gewahrt, und somit darf auch die Himmlische Zahl als Fackelträgerin im Dunkel der Offenbarung anerkannt werden.

Nach den Puranas[181]) hat auch das alte Indien diese 7 Weltgegenden um den Berg Meru, den Himmelsberg der Inder gleich dem Harburc der Perser. Die persischen Keschvars werden in Indien Dwipas, d. i. Inseln genannt. Daraus mag nun auch verstanden werden, wenn es (16, 20) nach dem Ausgießen der 7 Schalen des göttlichen Zornes in die 7 Teile der Welt heißt: „Und alle Inseln entflohen und keine Berge wurden gefunden." Denn auch der Gebrauch der heiligen Siebenzahl klingt hier ein. Der Keschvars sind 7 und ihre Anordnung entspricht der Anordnung der Himmlischen Geister. Ahuramasda schuf um sich die 6 Amschaspands, er selbst hält als vornehmster der 7 die Mitte inne, wie das eine Keschvar von 6 anderen umgeben ist. Weiter

aber schuf Ahura 24 Himmlische Geister niederer Ordnung und diesen entsprechen wiederum des Apokalyptikers 24 Älteste „mit weißen Kleidern angetan und hatten auf ihren Häuptern goldene Kronen" und sie sitzen um den Himmlischen Thron. Der Apokalyptiker schildert nicht Jehova, sondern Ahuramasda.

Übrigens klingt auch die berüchtigte Zahl des Tieres 666 in das Gebäude der Himmlischen Zahl ein, da 666 die Summe aller Zahlen von 1 bis 36 ist. Wahrscheinlich aber steht diese Zahl außerhalb des übrigen Zahlenzusammenhanges. 666 erscheint in den meisten Handschriften, in vereinzelten 616. Der Unterschied erklärt sich (nach A. Pott, Text des Neuen Testaments, Leipzig 1906, S. 82) sehr einfach; „666 gibt in hebräischer Schrift Neron Kesar; 616 gibt die lateinische Form Nero Kesar."

Es könnte nun behauptet werden, daß die Möglichkeit der Ableitung der Zahlen $3\frac{1}{2}=1260=42$ und der anderen schon erwähnten aus dem Zusammenhange der Himmlischen Zahl nur eine zufällige sei. Diese Behauptung dürfte aber in sich zusammenfallen, wenn es gelingen würde, die Himmlische Zahl auch als Grundlage und als Schlüssel der übrigen Zahlenrätsel der Offenbarung zu erweisen.

Der Apokalyptiker beschreibt (Kap. 21, 10 f.) das nach dem Jüngsten Gerichte vom Himmel herabgefahrene neue Jerusalem: Die große Stadt, die hatte die Herrlichkeit Gottes, ihr Licht war gleich dem alleredelsten Stein. Sie hatte eine große und hohe Mauer und hatte 12 Tore, vom Morgen 3 Tore, von Mitternacht 3 Tore, vom Mittag 3 Tore, vom Abend 3 Tore. Die Mauer der Stadt hatte 12 Grundsteine. Die Stadt liegt viereckig und ihre Länge ist so groß als ihre Breite. Und der Engel maß die Stadt auf 12000 Stadien. Die Länge und die Breite und die Höhe der Stadt sind gleich. Und er maß ihre Mauer, 144 Ellen nach Menschenmaß, das der Engel hat.

Um zu einer Klärung dieser Zahlen zu gelangen, die schon lange auf den Tierkreis bezogen worden sind,[182]) müssen wir davon ausgehen, daß die Zahlen der Stadt und ihrer Mauer, 12 000 und 144, in festem Verhältnis zu einander stehen oder gar dasselbe bedeuten sollen. Daß $144=12\times12$ ist, trägt nur wenig zur Klärung bei und ist doch bisher anscheinend das Einzige, das beigebracht worden ist.

Es ist nun klar, daß, wenn die Zahlen mit Recht auf den Tierkreis bezogen werden dürfen, die Stadt selbst nicht den Tierkreis, sondern die von der Tierkreismauer umschlossene Weltallsherrlichkeit bedeuten muß. Wir erinnern uns dann an die Zahlen des Weltallumschwungs und an seine Dauer von 12000 Götterjahren bei den Persern, welche den zwölf Tierkreiszeichen entsprechen. Diese 12 Tierkreisbilder entsprechen wieder den 12 Monaten des Jahres und sind hier als Tore gesehen.

Wenn wir diese 12 000 Götterjahre in Tage zu je 360 umrechnen, so ergibt das die Zahl des Himmelsumschwungs 432×10^n.

Wir erinnern uns aber weiter daran, daß diese himmlische Zahl sich aus den 3 Djemschidaltern von je 1440 Jahren zusammensetzt, da 3×1440 gleich 4320 dieselben Grundziffern ergibt. Nach Off. 21, 17 mißt lediglich die Mauer 144 Ellen, nach Vers 16 aber die Stadt selbst in die Länge, Breite und Höhe insgesamt 12000 Stadien. Mithin scheint der Verfasser andeuten zu wollen, daß auch das Maß der Mauerlänge 144 in Höhe und Breite gerechnet und also, um das doch gleiche Maß der Stadt zu ergeben, verdreifacht werden soll. So zielen die Zahlen 144 und 12 000 beide, mit 3×144 und 36×12, auf die Zahl 432 000 des Himmelsumschwungs.

Wir ermittelten diese Zahl als die Schlußzahl des Zerstörungsalters jener alten arischen Glaubensvorstellungen und als ebensolche erscheint sie nun auch in der Offenbarung Johannis in späterer Zeit. Wir hatten diese Zahl aber auch als die Schlußzahl der vereinten Lichtmächte, als die Zahl der Vedasilben, der Frawaschi, der Einheerer festgestellt. Nun erscheint die Zahl 144 in der Offenbarung ebenfalls (7, 4 f., 14, 1 f.) als die Zahl der Heiligen 144 000 auf dem Berge Zion, die „erkauft sind von der Erde", eine Zahl, deren Herkunft bisher gleichfalls als „unbekannt" galt.[183])

Wenn die Off. 21, 17 die Mauer des Neuen Jerusalems auf „144 Ellen nach Menschenmaß" angibt, während die Stadt selbst 12000 Stadien hat, so stimmt das in rohem Verstande sehr schlecht zu einander. 144 Ellen Stadtmauer sind reichlich dürftig für eine Gottesstadt. Vielleicht will der Verfasser mit dem Ausdrucke Menschenmaß schon darauf hindeuten, daß die 144 in Wirklichkeit in göttlicher Größe zu verstehen, also nach alter Ansicht von 1 in 1000 umzurechnen sind. Dann haben wir den Umfang der Stadt und die Zahl der Heiligen beide gleich, nämlich in der Zahl 144 000. Und dies würde bei den Schlußziffern des arischen Himmelsumschwungs sein Vorbild finden. Denn der Apokalyptiker hat, wie auch Boll bemerkt, eine „seltsame Vorliebe" für den „dritten Teil". So Kap. 8, 12: „Und es ward geschlagen das dritte Teil der Sonne und das dritte Teil des Mondes und das dritte Teil der Sterne, daß ihr drittes Teil verfinstert ward und der Tag das dritte Teil nicht schien und die Nacht desgleichen." „Bei den Divisionen dieser Stelle, sagt Boll, ist das Ursprüngliche sicher die Teilung des Himmels in zwölf, nach den Sternbildern des Tierkreises, deren Drittel 4 ergibt, also die andere dem Apokalyptiker geläufige Zahl . . . Wenn „das Drittel der Sterne" (12, 4), die der Drache mit seinem Schwanze vom Himmel wischt, nicht einen besonderen Grund hat, so ist auch diese Stelle hiermit genügend erklärt; es sind die Sterne von vier Abteilungen des

Himmels. Daß (8, 7 und 8, 10) das Drittel auch auf die Erde und die Flüsse angewendet wird, ist nur ein typischer Einzelfall in der für alle astrologische Spekulation fundamentalen Parallele zwischen Irdischem und Himmlischem. So zeigt wohl auch das Zerfallen der Stadt Babylon in drei Teile (16, 19) nur eine Verwendung der typischen Formel wie andere Stellen auch."

Wir dürfen also in der Zahl der Heiligen 144 000, welche der Apokalyptiker niederschreibt, das Drittel der wahren Zahl erkennen, die mithin mit 3×144 000 gleich 432 000 anzusetzen ist. Und das ist dieselbe Zahl, welche sich ergibt, wenn wir die 144 Ellen der Stadtmauer des himmlischen Jerusalems, wie er selbst zu fordern scheint, in Breite, Länge und Höhe verdreifachen. Denn die Viereckigkeit der zwölftorigen Stadt bezieht sich nach seiner eigenen oben erwähnten Beschreibung (12, 10 f.) lediglich auf die vier Weltgegenden, bedeutet mithin trotz allem keineswegs einen viereckigen Grundriß von 4×144 Ellen Maß. Richtig allein ist die Verdreifachung der 144 in Länge, Breite und Höhe. Nicht nur also verlangt die Gewohnheit der Drittelung beim Apokalyptiker die Verdreifachung der 144 000 Heiligen auf Zion = 432 000, sondern auch die 144 Ellen der Stadtmauer erweisen sich als eine solche Drittelung und die volle Zahl ist wiederum 3×144=432 „nach Menschenmaß" (wie Off. 21, 17 ausdrücklich hinzufügt), in göttlichem Verstande (1=1000) = 432 000.

Wir sahen, daß der Apokalyptiker die Gleichsetzung der Zahlen 3½ und 1260 aus der Tierkreiseinheit 36 gewinnt. Wie aber 3½×36=126, so ergibt 4×36 seine Zahl 144, d. h. das Drittel der Himmlischen Zahl 432. Wir sehen hieraus, daß der Verfasser der Offenbarung beide Zahlen 1260 und 144 bezw. 144 000 unter sich verbunden gedacht hat und daß ihm sein Zahlengebäude wohlbewußt insgesamt in der Himmlischen Zahl aufgeht. Auch seine letzte Zahl 1600 (14, 20) stimmt ein, wie wir oben gesehen haben, da 16 Sternmonate zu je 27 Tagen wiederum 432 ergeben. Und die Bedeutung der Zahl 16 im Gebäude der Himmlischen Zahl habe ich oben schon ausgeführt. Es ging ja nicht anders, der Apokalyptiker mußte mit dem Tierkreise auch dessen Gradeinteilung übernehmen.

Ohne Kenntnis der „Himmlischen Zahl" sind diese Zahlengeheimnisse der Offenbarung Johannis durch mehr als 1800 Jahre nicht zu enträtseln gewesen. Auch der Verfasser der Eddastrophe von den 432 000 Einheerern Walhalls kann seine Kenntnis dieser Zahl nicht aus dem absichtlichen Dunkel dieser „Offenbarung" geschöpft haben. Daß die Edda die Zahl in ihrer richtigen Bedeutung und Klarheit als Weltallsziffer enthält, der Apokalyptiker dagegen in verirdischter Weise als die Zahl der 12 Stämme Israels (7, 4 f.), beweist daher, daß die Edda entweder ursprüngliches Gut bewahrt oder aus besseren Quellen, als die „Offenbarung" sie darbietet, geschöpft hat. Wird das letztere

angenommen, so weist die Klarheit der eddischen Vorstellung und ihre Übereinstimmung mit der persischen und indischen Überlieferung auf ältesten Ursprung. Jedenfalls hat die Edda nicht aus der „Offenbarung" entlehnt, wie früher für die Voluspa hartnäckig behauptet worden und noch heute häufig behauptet wird; gegen welche Täuschung wir noch weitere schlagende Beweise beibringen werden. Andererseits entlehnt die „Offenbarung" offensichtlich aus persischen Quellen,[184]) nicht ohne diese nach dem Muster des Euhemeros zu verderben und in die eigene niedrigere Denkweise und in die Bedürfnisse ihrer Umgebung umzulegen. Der absichtlichen Dunkelheit und unabsichtlichen Verworrenheit der „Offenbarung" steht leuchtend die Klarheit der Edda gegenüber.

Der Verfasser der „Offenbarung Johannis" benutzt fast durchweg dieselbe Art der Bedeutungsverschiebung, um die offenen Zahlen des indisch-persischen Weltalter- und Weltallsgebäudes, die er seiner „Offenbarung" zugrundelegt, seinen Lesern zu verschleiern. Seine Mittel sind aber durchsichtig genug. Der Schlüssel der „Himmlischen Zahl" schließt die dunkelsten Pforten auf. Zunächst arbeitet er stark mit der Drittelung. Dann übersetzt er die Weltzahlen 3½ gleich 1260 in irdisches Zeitmaß, da 1260:30 ihm 42 Monate ergeben. Die 144 000 der Weltalterzahl zerlegt er gleichfalls in die irdischen 12 Stämme Israels zu je 12 000 Israeliten; der Stadtmauer des himmlischen Jerusalems gibt er 144 „Ellen" (die heilige jüdische Elle betrug 28 Fingerbreiten oder 7 Handbreiten) „nach Menschenmaß, das der Engel hat"; der Stadt selbst legt er 12 000 irdische Stadien bei usw. Diese Verschleierungen seines einheitlichen Zahlengebäudes mußten den lichtsuchenden Leser, auf den er rechnete, besonders reizen. Warum aber verbarg er, wenn er doch offenbaren wollte? Verbarg, was doch von Indien bis Skandinavien offenes Sinnbild des Himmels war? Er übersetzte das große Vorbild in das Fassungsvermögen seines Volkes. Hinter seinen Andeutungen leuchtete die Sonne der Himmlischen Zahl, deren völlige Offenbarung ihm den Nimbus des Offenbarers genommen und die beabsichtigte Wirkung seiner „Offenbarung" bei den Seinen vereitelt haben würde.

So mußte also die Edda es sein, welche auch in das mehr als 1800jährige Offenbarungsdunkel der Apokalypse sicheres Licht aus dem finsteren germanischen Norden bringt. Wenn aber die Off. Joh. ihre Bilder, wie längst bekannt, dem Tierkreise (durch persische Vermittelung) entnimmt, wenn wir andererseits nachgewiesen haben, daß alle ihre bisher undeutbaren Zahlenrätsel insgesamt in der Himmlischen Zahl aufgehen, so ist zugleich aufs neue bewiesen, daß unsere Deutung der Himmlischen Zahl als alte Tierkreiszahl die richtige ist. Über den Ursprung der Edda und der Apokalypse werden wir in der Folge dieses Buches noch mehr erfahren.

VII.

Die Himmelskönigin und ihr Halsband.

Nach der Jüngeren Edda (G. 35) hat „Freyja viele Namen; das kommt daher, daß sie sich selbst verschieden benannte, als sie zu fremden Völkern kam, um den Od zu suchen.“ Im Folgenden wollen wir versuchen, sie auf ihrem Wege zu begleiten; dieser ist weit und mühsam, aber wir werden an der strahlenden Beute, die wir heimbringen, erkennen, daß die Mühe des Weges sich lohnte.

Der in die griechischen Mysterien eingeweihte Pindar läßt Artemis, die rossezähmende Tochter der Leto, im hyperboreischen Istrien den Herakles empfangen. Der orphische Hymnus [185]) auf Artemis schildert die Göttin als leuchtende Fackelträgerin, am Himmel wie in der Unterwelt herrschend, und als Helferin in Geburtsschmerzen. Der orphische Hymnus auf Artemis Eileithyia feiert die Göttin gleichfalls als Türwächterin des Lebens, süße Hoffnung der Gebärenden, als Schlüsselbewahrerin, Freundin der neuvermählten Frauen, um Nachkommenschaft zu bittende. Euripides betont im Hippolytos die Jungfräulichkeit der Göttin und nach Pausanias taten ihre Priester und Priesterinnen bei den Orchomeniern das Gelübde der Keuschheit und Reinheit im Lebenswandel. Die Ephesische Artemis öffnete Tempel und Hain nur Jungfrauen, nicht Vermählten.

Nach dem Hymnus des Kallimachus tat die Göttin als zartes Kind die Bitte um ewige Jungfräulichkeit, Vielnamigkeit, Bogen und Pfeil, leuchtende Fackel; Frauen will sie in schweren Geburtsschmerzen helfen; sie erhält die Aufsicht über Straßen und Häfen. Wen sie anschaut mit lächelndem Blicke, dem wuchert der Acker mit Ähren, Herden und Güter mehren sich ihm, keine Zwietracht zerrüttet sein häusliches kinderreiches Glück. Alle Berge sollen ihr Sitz sein. Um ihre Bildsäule, einen buchenen Stamm, zu Ephesus tanzten die Amazonen heiligen Reigen.

Die Ephesische Artemis ist nun, wie schon Creuzer und Böttiger nachwiesen, die hyperboreische Eileithyia, von welcher der Hyperboreer Olen zuerst sang. [186]) Schicksalsgöttin nannte Olen sie und die „gute Spinnerin“. In diesem Sinne legten [187]) Jungfrauen vor der Hochzeit Locken, um eine Spindel gedreht, in ihrem Tempel nieder. Die Ephesische Artemis wird mit dem Kornscheffel auf dem Haupte und mit vielen Brüsten dargestellt, Leib und Füße sind enge von einem Gewande umwickelt, auf welchem Tiergestalten, darunter Bienen, sichtbar sind. In einigen Darstellungen gehen Segensströme von ihren Händen zur Erde nieder. Alles weist auf eine Göttin Allmutter, die alles hervorbringt und nährt, die Fruchtbarkeit selbst. Sie kommt hierin mit der persischen Ardvisura, der indischen Bhavani überein. Als

Schicksalsgöttin gibt sie Leben und Tod, als Geburtsgöttin ist ihr Sinnbild der Mond, dessen himmlischer Tau alle Fruchtbarkeit fördert, sie ist das himmlische und irdische Segenswasser. Die griechische Artemis ist dagegen fast nur eine junge keusche Jägerin, Mondgöttin.

Beide Gestaltungen der Göttin scheinen den Griechen von auswärts gekommen zu sein. Die griechische von Norden über Thrakien, die Ephesische aus dem Osten, aus Medien. In der Eileithyia, der Geburtshelferin, finden sich beide, deren Schnitzbild nach dem Pausanias in Athen wie in Ephesus bis auf die Füße bedeckt war.

Zweifellos ist die griechische wie die ephesische Artemis arischer Herkunft. Die hyperboreischen Jünglinge und Jungfrauen, welche nach Herodot und Kallimachus alljährlich aus dem äußersten Norden ein in ein Ährenbündel gehülltes Opfer nach Delos brachten, entstammten nach dem Kallimachus dem „ältesten Blute unter allen Völkern." Für den Zweck unserer Untersuchung ist jedoch die persische Herkunft der Ephesischen Artemis noch näher zu begründen.

Die persische Anaitis-Ardvisura [188]) wurde wie alle Gottheiten der Perser ursprünglich bilderlos verehrt. Erst später wurden ihr nach dem Berichte des Berossus (um 260 vor Chr.) menschengestaltige Standbilder gewidmet. In dieser Anaitis sieht Berossus die Aphrodite Persiens, Polybius, Diodor von Sizilien und andere Schriftsteller des Altertums nennen sie Artemis und Diana. Auch Plutarch gedenkt mehrfach der persischen Artemis, ihre heiligen Kühe trugen nach ihm eine Fackel als Merkmal der Göttin eingeritzt. Plutarch erzählt ferner, daß Artaxerxes die schöne Aspasia, die Geliebte des jüngeren Kyrus, zur Priesterin der Artemis zu Ekbatana ernannt habe, welche sie Anaitis nennen, damit sie das übrige Leben rein zubringe.

Ein solcher Tempel der persischen Artemis befand sich nach dem Berichte des Tacitus und des Pausanias auch zu Hierocäsarea bei den persischen Lydern, deren Münzen den Kopf der Diana mit der Umschrift Persike zeigen. Der Dienst der Göttin wurde durch lydische und baktrische, d. i. medisch-persische Mädchen ausgeübt. [189])

Der Zusammenhang des Artemisdienstes in dem von Oberasien her, der Sage nach von Amazonen gegründeten Ephesus wie des von Hyperboreern gestifteten delischen Artemisdienstes mit Persien wird noch dadurch bestätigt, daß die Stadt Ephesus mit ihrem Tempel „im Namen des persischen Königs" von dessen Feldherrn geschont wurde [190]) und zwar ebenso wie der delische Tempel.

Jedenfalls sind wir berechtigt, die bildlichen Darstellungen der Großen Diana der Epheser mit der Schilderung der persischen Ardvisura zu vergleichen.

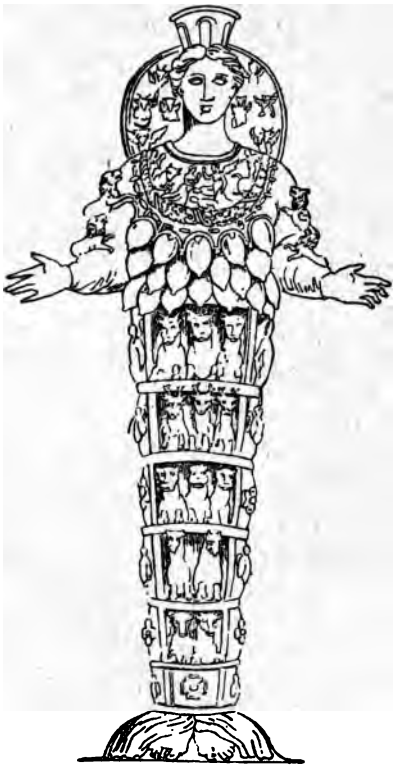


Abb. 8: Artemis von Ephesus.

Die im Museum Pio Clementino [191]) zu Rom erhaltene Nachbildung des Schnitzbildes der Ephesischen Artemis (Abb. 8) trägt auf dem Haupte den Fruchtscheffel. Hinter dem Haupte zeigt sich eine vollrunde Scheibe, besetzt mit geflügelten Tierhäuptern. Um den Hals liegt ein mächtiges Halsgeschmeide, das auf die zahlreichen Brüste hinabreicht. Das als weit gedachte untere Gewand ist eng wie an einer Mumie zusammengeschnürt und mit mancherlei Bildern von Tieren, von Stieren, Hirschen und Löwen, von Bienen, auch von vierblättrigen offenen Blüten besetzt. Von den ausgestreckten Segensarmen klettern vier kleine Löwen zur Schulter der Göttin hinauf.

Die runde Scheibe soll der Artemis offenbar das Mondlicht, den Mond und was mit ihm zusammenhängt, zueignen. Bedeutsamer erscheinen in der Scheibe die kleinen geflügelten Tierhäupter. Wir hatten die Ephesische Artemis aus persischen Vorstellungen zu bestimmen gesucht. Das ständige Beiwort des Mondes in den alten persischen Schriften ist gaocithra, d. h. den Stiersamen enthaltend. [192]) Der Mond ist Behälter aller Fruchtbarkeit, des Samens alles tierischen Lebens, seitdem ihm nach

dem Tode des Urstieres dessen Same übergeben worden.[193]) Der Mond reinigt diesen mit seinem Lichte; wir erinnern uns, daß nach der Schilderung der Ardvisura (im Yascht 5, 2 und a.) ihre himmlische Feuchte auch die menschliche Fortpflanzung fördert. So erscheint die Ephesische Artemis in der Tat aus persischen Vorstellungen bestimmt, die große runde Scheibe hinter ihrem schönen Haupte stellt den Mond dar. Die Göttin tritt dadurch zur „Nacht" in Beziehung, welcher der Mond mit seinem Fruchtbarkeit tauenden Lichte angehört.

Weiter ist das mächtige Halsgeschmeide auffällig. Creuzer, dessen Tafeln unser Bild entstammt, hält die Gestalten auf dem Schmucke für Bilder des Tierkreises.[194])

Wie verschieden die Sternbilder des Tierkreises in der bildenden Kunst dargestellt wurden, sieht man beim Vergleich der in Hirts Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst (Berlin 1805) enthaltenen vorzüglichen Zeichnungen. Das Tierkreisband auf Taf. II, 3 umschließt den thronenden Zeus; Sonnen- und Mondgespanne steigen über ihm auf; Erde und Meer lagern zu seinen Füßen. Aber wie sehr unterscheiden sich bei aller Ruhe des Bildes die „Zwillinge", die sich wie Liebende umschlungen halten, von ihrer Darstellung auf Taf. XV A, wo sie auseinander zu treten scheinen, reife Jünglinge, oder von den XIV, 6 nebeneinanderfliegenden Knaben oder XXI 5, wo sich ein stehendes Paar die Hände zu reichen scheint. Oder die „Jungfrau" auf XXI 5 mit flatterndem Gewande von der auf II 3, welche aus hochgehaltenem Kruge Segen niederzugießen scheint, von der Jungfrau auf XVI 7, mit dem Lotus auf dem Haupte, dem hohen Stabe in der Rechten und zwei Ähren in der Linken, von der Jungfrau auf XV B 6 mit mächtigen Flügeln, einen senkrechten Fruchtkolben in der Linken, die Rechte segnend ausgestreckt. Auch der Stier wurde verschieden dargestellt (Hirt 127); der Widder erscheint ebenfalls mit und ohne Hörner. Der Schütze tritt nicht nur als Kentaur, sondern auch als Knabe mit gespanntem Bogen auf (XV B 39, XIV 6). Demnach ist im Altertum eine feste bildnerische Gestaltung der Tierkreisbilder nicht vorhanden. Dies ist darum wichtig, weil auf dem nach dem ephesischen Schnitzbilde gearbeiteten Halsgeschmeide der Artemis zu Rom die Darstellung der Sternbilder von gleicher Freiheit Gebrauch zu machen scheint, so daß diese Freiheit der Darstellung nicht zu hindern braucht, das Halsgeschmeide der Mondgöttin als das Tierkreisband des nächtlichen Himmels anzusehen. Ist doch auch nach dem Bundehesch und Minokhired[195]) dem persischen Glauben gemäß an den Tierkreis das Gute gebunden. So erscheinen auf dem Halsbande der Artemis die Tierkreisbilder Stier, Zwillinge und Krebs, durch tanzende Horen voneinander getrennt. — Daß eine ähnliche Darstellung in jenem kleinasiatischen Durcheinander der Vorstellungen sich auch auf

den Bildern der phrygischen Kybele, der Göttermutter und Urgöttin, befand, bezeugt ein von Creuzer [196]) erwähntes Bildnis der Orsinischen Sammlung: Über der Turmkrone trägt die Göttin noch eine mit Sonne und Mond bezeichnete Mütze, „über den Schultern den Tierkreis".

Die persische Ardvisura ist (nach dem ihr gewidmeten Yascht 5) das gottgeschaffene himmlische Wasser, das von der Höhe des Himmelsberges (5, 3) bis zum Himmelssee fließt. In diesem göttlichen Wasser ist die Fruchtbarkeit versinnbildlicht. Es ist nicht zunächst der Stoff „Wasser", sondern Zeugungs- und Gebärtüchtigkeit aller Wesen; dann erst alles Fruchtbarkeit bringende Himmels- und Erdennaß (5, 15). Ihre Bahn ist (5, 90) „nicht diesseits, sondern über dem Sonnenball". Vier Hengste hat Ahuramasda ihr geschaffen (5, 120): Wind, Regen, Wolke und Hagel. Sie fährt auf einem Wagen (5, 11) mit einem Wagenlenker. Sie kommt von den Sternen herab (5, 88. 132). Sie wird als kräftiges, hochgegürtetes schöngewachsenes Mädchen geschildert (5, 64. 78) mit goldenem Schuhzeug, ein goldenes Brusttuch haltend (5, 123), mit goldenem Mantel angetan, den Baresmanstengel in der Hand, mit vierkantigem goldenem Ohrgehänge, ein Halsgeschmeide an ihrem schönen Halse, auf dem Kopfe ein Diadem, mit 100 Juwelen besetzt, golden, achtteilig, wie ein Wagenkasten gestaltet, mit Bändern geschmückt, an dem ein Reif hervortritt; das Biberkleid Gold und Silber strahlend (5, 126 f.). — Nach allem ist Ardvisura ein himmlisches Wesen, in Goldglanz gehüllt, Fruchtbarkeit, weibliche Gottheit; ihr hervortretender Schmuck ein Diadem mit Juwelen besetzt und ein Halsgeschmeide. Da ausdrücklich mehrfach bezeugt wird, daß Ardvisura „von den Sternen" herniederkommt, steht nichts im Wege, besonders wenn wir die Beziehungen zur ephesischen Artemis bedenken, in dem Juwelendiadem den Sternenschmuck, im Halsgeschmeide den Tierkreis zu vermuten.

Nach Yascht 5, 17 f. „opferte ihr der Schöpfer Ahuramasda in dem arischen Vaejah der guten Daitya" und bat: „diesen Erfolg schenke mir, daß ich den . . . Zarathustra ständig antreibe, gemäß der Religion zu denken, zu reden, zu handeln." Nach 5, 104 opfert ihr auch Zarathustra. Wenn Ahuramasda selbst an dem „erstbesten aller Orte", in dem arischen Vaejah [197]) der Ardvi opferte, zumal um die Belehrung des Zarathustra, so muß die Verehrung der Ardvi zu den ältesten Bestandteilen des iranischen Glaubens gehören und noch in die voriranische, urarische Geschichte hineinragen. [198])

In diesem indogermanischen Urvolke haben wir also auch die Heimat der „hyperboreischen" Religionsvorstellungen und in unserem Falle auch die der Artemis-Ardvisura zu suchen. Dies berechtigt uns, nunmehr auch die Überlieferungen des germa-

nischen Zweiges der weißen Rasse auf das Vorhandensein einer der Artemis-Ardvisura entsprechenden Gottheit zu prüfen. Und in der Tat bietet die nordische Edda in Verbindung mit den südgermanischen Vorstellungen genügende Anhaltspunkte.

Wir wiederholen noch einmal nach Yasna 65 und Yascht 5: Ardvisura fördert die Herden, Haus, Hof und Vermögen, Zeugungs- und Gebärtüchtigkeit; sie ist das himmlische Naß und größer als alle Wasser auf der Erde, sie wird um glückliche Ehe, segensreiche Nachkommenschaft gebeten, um Gesundheit, Seelenfrieden, Erleuchtung.[199] Sie wird als schönes Mädchen geschildert mit goldenem Schuhzeug, in einem Mantel, der wie Gold und Silber glänzt, mit einem Halsgeschmeide an ihrem schönen Halse; mit einem Diadem, das mit 100 Juwelen besetzt ist, an dem ein Reif hervortritt. Sie fährt in einem Wagen, der von 4 Zugtieren, Wind, Regen, Wolke, Hagel, gezogen wird.

Nach Vol. 34 (Gylf. 35) besitzt Frigg den Saal, der Fensalir heißt, d. i. Sumpf- oder Meersäle und der überaus stattlich ist. Die Meersäle finden aus der Edda nur insofern Deutung, als Freyja die Tochter Njords ist, dessen hohes Haus Noatun, d. i. Schiffsgarten nach Grimn. 16 und 4 am Himmel belegen ist. Die Meersäle würden verständlicher werden, wenn Yascht 5, 101 herangezogen werden darf: „Am Abfluß einer jeden der 1000 Seebuchten (des himmlischen Wassers Ardvi) steht ein wohlgebautes Haus, ein hundertfenstriges, glänzendes, tausendsäuliges, schöngebautes, auf 10 000 Tragbalken ruhend, ein gewaltiges Haus." Freyja hat den Namen Mardoll, d. i. die Meeresfrohe. Die ephesische Artemis galt als Göttin der Sümpfe, ihr Tempel zu Ephesus stand mitten in den Sümpfen des Kaystros, andere an den Flußmündungen; sie wird daher Limenitis, Limnäa, Limnatis, in Arundinibus, in Paludine genannt.

Wie Ardvi Gesundheit schenkt, so ist Frigg-Freyja Ärztin; beide stiften Ehen und werden von gebärenden Frauen angerufen. Als Wanengöttin schenkt Freyja gleich Ardvi Reichtum. Ihre Dienerin Fulla hat ein „goldenes Band um das Haupt",[200] Freyjas Haupt ist gekrönt „mit kunstvollem Putz",[201] Fulla trägt Friggs Truhe und bewahrt ihr Schuhzeug. Der Freyja Hauptschmuck ist das „mächtige Brisinga-Men", das leuchtende Halsgeschmeide. Sie ist überaus schön, so daß alle Riesen nach ihr verlangen. Sie fährt auf einem Wagen durch die Lande, sich nach ihrem Geliebten sehnend gleich Ardvi.[202]

Beide wohnen auf dem leuchtenden Berge[203] und sind Schützerinnen der gesamten Schöpfung.[204] Beide werden in besonders starkem Maße durch Opfer geehrt und sehnen sich nach Opfern.[205] Wie an der Quelle Ardvisura der der Unsterblichkeit spendende Baum steht, so schenkt Freyja den Einheerern den Unsterblichkeitstrank gleich den Walküren.

Im Einzelnen ergibt sich folgende Übersicht.

Frigg-Freyja.	Ardvisura.
1. Freyja ist Njords Tochter, geschaffen von „weisen Mächten". Wafthr. 39, Thrym. 22.	1. „Ardvi, die ich Ahuramasda hervorgebracht habe." Ardvi Nyayischn 7.
2. Freyja ist Wanin (Vanadis). Gylf. 23, 35. Als solche schenkt sie gleich Freyr Gesundheit, Fruchtbarkeit, Liebe. Die Wanen, darunter Freyja, werden nach beendetem Kampfe von den Asen zu „Opferpriestern" eingesetzt. Yngl. 4. Njord „waltet über 1000 Altären und Tempeln." Wafthr. 38. Freyja „ist gern zur Hilfe bereit, wenn opfernde Menschen sie anrufen." Gylf 24. Hyndl. 9 f. Fjolsw 40.	2. Ardvi ist „würdig von der stofflichen Welt verehrt und von dieser würdig gepriesen zu werden." Yasna 65, 1. Yt. 5, 1. Die „geistigen Yazatas" haben ihren Aufenthaltsort und Wohnstätte in „diesem stofflichen Dasein." Yt. 6, 3. „ihr opfern mit Erfolg die guten, heldensinnigen" Yt. 5, 37. 49. 53. 83. „sie sehnt sich nach der Stimme des Opferpriesters." Yt 5, 123.
3. Njord „waltet über 1000 Altären und Tempeln." Wafthr. 38. „Frigg besitzt den Saal, der Fensalir (d. i. Meer- oder Sumpfsäle) heißt und überaus stattlich ist." Gylf. 35. Vol. 34. Freyja heißt auch Mardoll, d. i. die „Meeresfrohe". Gylf. 35. Frigg-Saga hat am Himmel den Saal Sökkwabek, d. i. Sinkebach; „ihn umrauscht kühler Quellen Flut." Grimn. 7. 4. Der Wohnsitz Noatun, d. i. Schiffsgarten ihres Vaters Njord steht am Himmel. Grimn. 16. 4. „Der herrliche Hof der Freyja". Thrym 3. „Freyja hat den Wohnsitz am Himmel." Gylf. 24.	3. Ardvi hat am Himmel „1000 Seebuchten." „Am Abfluß einer jeden steht ein wohlgebautes Haus, ein hundertfenstriges, glänzendes, tausendsäuliges, — auf 1000 Tragbalken ruhend, ein gewaltiges Haus." Yt 5, 101. 4. 5. Ardvi ist das himmlische Wasser, das vom (goldenen Himmelsberge) Hukairya zum himmlischen Meere Vourukasha hinfließt. Yt 5, 3 f. 121. 96. „Dieses — Wasser — strömt gleichmäßig herab zur Winters- und Sommerszeit". Yt 5, 5. „ihre Bahn nicht diesseits, sondern über dem Sonnenball." Yt 5, 90. „von jenen Sternen dort". Yt 5, 132. 85.
4. Freyja-Menglöd hat ihren leuchtenden Saal auf dem Lyfja-, d. i. Heilungsberge, der von Riesen bewacht, von Feuer umlodert ist; mithin auf dem Himmelsberge. Fjolsw. 36.	4. „fließt vom Berge Hukairya" (dem höchsten Gipfel des „goldenen" Weltberges). Yt 5, 3. 25. 96. 121.
(5.—8. werden nur bei Freyja — nicht Frigg — erwähnt). 5. Freyjas Schönheit. Thrym 7. 23. Gylf. 42. 35. „Die sonnenhelle Maid". Fjolsw. 42.	(5.—8. nur bei Ardvi erwähnt). 5. Ardvis Schönheit. Yt 5, 64. 126. 7. „Das goldene Brusttuch haltend". Yt 5, 123.

6. ihr Kopf ist „gekrönt mit kunstvollem Putz". Thrym 15. Freyja-Fulla geht mit ausgeschlagenem Haar und hat ein goldenes Band um das Haupt." Gylf 35.	6. Ardvi trägt „oben auf dem Kopf ein Diadem mit 100 Juwelen besetzt, golden, achtteilig, wie ein Wagenkasten gestaltet, mit Bändern geschmückt . . ., an dem ein Reif hervortritt." Yt 5, 128.
7. Fulla bewahrt der Freyja „Schuhzeug." Gylf. 35.	7. „vom Knöchel abwärts mit glänzendem Schuhwerk bekleidet"; mit goldenem Schuhzeug". Yt 5, 64. 78.
8. Freyja ist Besitzerin des „mächtigen Brisinga-Men" (Halsgeschmeide). Thrym 12. 14. Gylf. 35.	8. Ardvi trägt „ein Halsgeschmeide (minu) an ihrem schönen Hals." Yt 5, 127.
9. Freyja hat ein „Federkleid"; „nicht von Gold oder Silber". Thrym 3. 4. „Falkenhemd". Bragar. 2. Skaldsk. 2. Njord lenkt von Noatun „des Windes Lauf"; Freyr „waltet über Regen"; Gna „fährt auf einem Rosse durch die Luft". Gylf. 23. 24. 35. Im „Falkenkleide" scheint der Wind, im „Federkleide" der Schnee auf Freyjas wanische Herkunft und Gottheit zu deuten; vgl. Frau Holle schüttelt ihr Federbett, wenn es schneit. Vgl. auch Walkürenhemden.	9. der Ardvi „zimmerte Ahuramasda 4 Hengste: den Wind, Regen, die Wolke und den Hagel." Yt 5, 120.
10. „sie fährt mit ihren Katzen und sitzt in einem Wagen." Gylf. 24. 49.	10. „in diesem Wagen fährt sie." Yt 5, 11. „4 Zugtiere, alle gleichfarbig weiß, aus gleicher Rasse." Yt 5, 13.
11. „sie kommt zu fremden Völkern, um den (Geliebten) zu suchen." Gylf. 35. Hyndl. 48. Fjolsw. 45. Der Geliebte ist der ihr „opfernde" Ottar (Od). Hyndl. 9 f.	11. auf ihrer Fahrt „sich nach einem Helden sehnend." Yt 5, 11. „nach dem Opfer und der Stimme des Opferpriesters." Yt 5, 123.
12. Frigg-Freyja-Hlin (=Schutz, Stütze) schützt, wen Frigg vor Gefahr bewahren will. Gylf. 35. Freyja-Menglöds Mädchen heißen „Beschützerin, die durch Anhauch schützende, Volkserretterin." Fjolsw. 38.	12. „mich (Ardvi) setzte Ahuramasda als Schützerin der gesamten Schöpfung ein." Yt 5, 89. „den Eifer, die Herden, Haus und Hof, Vermögen und Land fördernd." Yt 5, 1. 6. 26. Yasna 65, 1.

13. „nützlich ist es, sie in Liebesangelegenheiten anzurufen.“ Gylf.. 24. Freyja-Sjofn „ist eifrig bemüht, die Menschen zur Liebe zu entflammen, Männer sowohl wie Frauen, daher wird nach ihrem Namen die Liebe sjofni genannt.“ Freyja-Lofn erhört gern die Gebete und ist mild; sie hat die Erlaubnis erhalten, Ehen zwischen den Menschen zustandezubringen, denen vorher ein Hindernis im Wege stand.“ Gylf. 35. Frigg und Freyja helfen Gebärenden. Oddruns Klage 8.	13. „Dich sollen heiratsfähige, emsige Mädchen um (gute) Herrschaft, um einen heldenhaften Hausherrn, gebärende junge Frauen um gute Geburt bitten.“ Yt 5, 87. „die aller Männer Samenflüssigkeiten vollkommen macht, die aller Weiber Mutterleiber für die Geburt vollkommen macht, die alle Weiber leicht gebären macht, die allen Weibern die den Umständen und der Zeit entsprechende Milch verschafft.“ Yt 5, 2, 5. Yasna 65, 2.
14. „Jede Frau wird gesund von gefährlichem Siechtum, die den hohen Hügel (Heilungsberg-Lyfjaberg) erklimmt.“ Fjolsw. 36. Freyja-Eir (=Schonung, Pflege) „ist die Ärztin unter den Asen.“ Gylf. 35.	14. „die heilkräftige.“ Yt 5, 1. Yasna 65, 1.
15. „vornehme Frauen haben nach ihr den Ehrennamen Frauen erhalten.“ Gylf. 24.	15. die „maßgebenden Frauen“ sind geschmückt wie Ardvi. Yt 17, 10.

Wenn die Jüngere Edda einen Namen Syr der Freyja erwähnt, so wird dieser mit sura im Namen der persischen Ardvi zusammenhängen. Die sprachliche Vermittlung bietet Thrakien (vgl. Tomaschek, die alten Thraker II, Wiener Sitz.-Ber. Phil. hist. Kl. Bd. 130 S. 45 und 49; Apollon Goito-syros bei Herodot IV 59: Windischmann, pers. Anaitis a. a. O.).

Die vorstehende Übersicht zeigt Ardvisura und Freyja als umfassende weibliche Heilsgottheiten. Während aber damit Ardvisuras Eigentümlichkeit im Allgemeinen erschöpft scheint, zeigt sich Freyja-Friggs Wesen nach den nordischen Quellen weit umfassender. Bevor wir aber dieses noch näher bestimmen, ist es erforderlich, das „mächtige Brisinga-Men“ der Freyja, ihren ganz eigentümlichen Halsschmuck, einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Freyja hat nach der Erzählung der Jüngeren Edda ihr Halsgeschmeide „Brisinga-Men“ von Zwergen erworben und es darf (mit Grimm 283) vermutet werden, daß jene Brisingar eben die schmiedenden Zwerge gewesen seien. Die Zwerge belohnen mit Kleinoden. Auch der leuchtende Himmelssaal der Menglöd-Freyja[206]) ist von 9 Zwergen gemacht. Brisingr bedeutet aber im Alt-Isländischen Feuer, Glanz von brisa emporlodern, glänzen, flimmern.[207]) Brisinga-Men wäre hiernach das Halsgeschmeide der Glanzsöhne, wie auch einige Zwergnamen der Edda

sich auf Phasen des Mondlichts beziehen.[208]) Im Hyndlaliede fährt Freyja zur Nachtzeit („Nacht der Nächte") auf dem (nach Skaldsk. 3 ebenfalls von Zwergen geschaffenen) Mond-Eber nach Walholl; ihr eignet also das Mondlicht und so bleiben für das „mächtige Brisinga-Men" nur noch die Gestirne des nächtigen Himmels zur Erklärung übrig. Der Mond bewegt sich aber gleich der Sonne nur innerhalb jener Sternbilder, die wir heute als Tierkreis bezeichnen, der sich zu beiden Seiten der scheinbaren Sonnenbahn um etwa 8° erhebt und mithin das nächtige Weltall wie ein breites lichtfunkelndes Band umschlingt; und es bleibt nichts anderes übrig, als im mächtigen „Brisinga-Men" den Sternenkreis des Weltalls als das leuchtende breite Halsgeschmeide der Göttin zu erkennen. Somit ist Freyja Weltallsgöttin, ja, in geistigem Verstande größer als das Weltall.

Es wird nun auch klar, warum (nach Thrym 12) das Halsband zerbrochen niederfällt, als Freyja in Zorn gerät; da Freyja, wie aus unserer Übersicht unter 9 hervorgeht, nicht etwa nur den lichten Himmel darstellt, sondern ebenso in Sturm, Schnee und Regen durch die Welt fährt, so muß, wenn sie in „Zorn" gerät, das leuchtende Bild des Tierkreises „zerbrochen" zu Boden sinken, d. h. schwinden, — bis die Göttin wieder lächelt.

Wir sahen den Zusammenhang zwischen der persischen Ardvisura und der ephesischen Artemis und beider Übereinstimmung nun auch mit Freyja im Besitze des Halsgeschmeides. Nicht ohne Bedeutung ist dabei, daß das Halsgeschmeide der Ardvisura im Avesta (Yascht 5, 127) mit demselben Worte wie das der Freyja bezeichnet wird, nämlich mit minu,[209]) welches sprachlich dasselbe ist wie das germanische men, dem im Deutschen das Wort „Mähne" entspricht. Nach Fick[210]) hängt das Wort mit dem lateinischen pro-minere, e-minere „hervorragen" zusammen; davon mentum Kinn, mons Berg. Die Grundbedeutung von mano-Mähne ist Hals, Nacken; sanskr. manya Nacken. Abgeleitet hiervon ist manja Halsschmuck, althochdeutsch menni-Halsgeschmeide; griechisch mannos und monnos Halsband (barbarischer Völker); sanskr. mani Kleinod. Die Grundbedeutung Hals, Nacken-Mähne zeigt, daß nicht ursprünglich ein vom Körper trennbares Kleinod gemeint ist, sondern ein mit dem Körper leiblich zusammenhängender Schmuck, wie die Mähne des Pferdes seinem Nacken entspringt. In dem übereinstimmenden alten Gebrauch des Wortes minu-men in Persien und Germanien für das Halsband der Weltallsgottheit darf also die Berechtigung gefunden werden, in dem Halsbande einen ursprünglichen, unablösbaren Teil der Gottheit zu erkennen. Und in der Tat ist das Brisinga-Men der Freyja dieser so eigentümlich, daß sie ohne dieses nicht gedacht werden kann; es zerspringt wohl, aber wenn sie lächelt, ist es wieder an seinem Platze. Und so wird auch hieraus deutlich, daß das leuchtende Halsgeschmeide der

Gottheit der Sternenkreis sein muß, weil nur dieser vom Wesen der lichten Himmelsfrau als Weltall unablösbar ist und sie recht eigentlich in diesem ihrem wahren Wesen erklärt; — und daß es die Schöpfungswirker selbst, die Zwerge, sein müssen, welche der Gottheit ihr strahlendes Geschmeide schmieden.

Es wird nun auch verständlich, daß Heimdall, der lichte Himmelsglanz, es sein muß, der der Göttin den vom finsteren Loki allmorgentlich entwendeten Schmuck tagsüber zurückholen muß.[211] Menglöd, d. i. die Halsbandfrohe, heißt die Göttin mit Recht; sie trägt es zur Schau, wenn sie in Freuden steht.

Frigg-Freyja-Gefjon sind der künftigen Dinge kundig, wenn sie diese auch verschweigen.[212] Die Zukunftskundigkeit galt als eine allgemeine Gabe der germanischen Frauen, wie schon Tacitus berichtet. Die „weisen Frauen" zogen weissagend durch Island und so ist es nicht zu verwundern, daß auch ihr Kleid auf Freyja-Frigg hinweist. Nach der Thorfinns Karlsefnis Saga[213] trug die Völva einen dunkelblauen Mantel, der von oben bis unten mit Steinen besetzt war, eine Kette aus Glasperlen um den Hals, eine Mütze von schwarzem Lammfelle mit weißem Katzenfelle gefüttert, die Hände in Katzenfellhandschuhen usw. Wir erkennen hierin das Halsband der Freyja und den sternenbesäten Nachtmantel. Auch die Katzen (Nachttiere, Grimm 282) eignen der Freyja. Denn auch daraus, daß der „Sonnengott" Heimdall das entwendete Halsband zurückholen muß, scheint hervorzugehen, daß Freyja eine Gottheit der Nacht ist und als Halsbandgöttin die Gottheit des Sternenhimmels, das Sternenall.

Als solche erscheint Freyja auch überall, wo sie auftritt. Im Hyndlaliede 1 ist es „Nacht der Nächte". Freyja reitet nach Walhalls Höhe und Walhalls Größe haben wir schon als Weltall bestimmt.[214] Sie reitet auf ihrem „Eber mit goldenen Borsten", dem Monde (Skaldsk. 3); dieser (langsam aufschwebend) ist „träge zu treten den Götterweg", den „Totenweg", und Totenzeit ist wiederum Nachtzeit. Daß dieser Eber ihr Trauter (Od) sei, argwöhnt die Riesin und Freyja selbst gibt es zu.[215] Ihr Geliebter (Od) ist also der Mond und wenn[216] erzählt wird, daß Freyja zu fremden Völkern fuhr, um den Od zu suchen, so muß man sich vergegenwärtigen, daß der Mond oft bei Tage zu sehen, also dem Sternenall entronnen ist und alle Welt durchschweift. Die Tränen der Freyja sind „rotes Gold" (Gylf. 35); dazu stimmt die hierhergehörige Oberpfälzer Sage, die das Mondmädchen um den Geliebten weinen läßt, und „ihre Tränen waren die Sternschnuppen."[217] Mit Recht heißt daher die Göttin in der Sternenhöhe die „tränenschöne".

Wir haben oben gesehen, daß die phrygische Göttermutter Kybele mit dem Tierkreise um die Schultern dargestellt wurde, und leiteten daraus eine Beziehung zu Frigg-

Freyja mit dem leuchtenden Halsband her. Daß diese Beziehung nicht allzu gewagt ist, geht daraus hervor, daß das Bild der Kybele an ihrem Frühlingsfeste in einem Wagen gefahren und schließlich in einem Flusse gebadet wurde, nicht anders also als das Bild und der Wagen der Nerthus nach dem Berichte des Tacitus in Deutschland. Nerthus-Njord sind aber Ursprung der Freyja. Und ferner hatte Kybele nach der Sage einen Liebling Attis, der ihr von einem Eber getötet wurde; sie findet ihn schließlich im Hades und führt ihn wieder an das Licht empor, um sich aufs neue mit ihm zu vereinigen. Wir haben hierzu den ähnlichen Mythus des Geliebten der Freyja, der ihr getötet wird und den sie durch alle Länder sucht, bis sie ihn endlich wiederfindet. Attis, auch im Namen an Od gemahnend, wurde als Jüngling in einem Baume, der als Sinnbild der Göttermutter Kybele galt, hängend dargestellt. Wir haben oben den Od als den Mond, den Geliebten der Himmelsfrau Freyja, erkannt. Die gleiche Bedeutung scheint hier vorzuliegen: Attis als der im Weltbaume schwebende Mondgott. Als solcher muß er grundsätzlich von Adonis, dem Geliebten der Aphrodite, unterschieden werden, der die Zeugungskraft der Natur im Frühling versinnbildlicht. Allerdings könnte eine spätere Übertragung dieses phönizischen Kultes bezw. dessen Vermischung mit dem phrygischen — infolge der Namensähnlichkeit Attis, Adonai, Adonis — vorgekommen sein. Im Orphischen Weihgesang an Musäos (Hymnen, Dietsch S. 6) heißt es:

„Rufe die Mutter der Ewigen (Kybele) an, den Attis und Mondgott (Men);
Himmlische Göttin (Aphrodite), auch dich, mit unsterblichem reinem Adonis!"

Attis und Adonis sind hier gesonderter Bedeutung; Attis aber ist zum Mondgott ausdrücklich in Beziehung gesetzt. In Attis den im Weltbaum, hier dem Nachtbaum, hängenden Mondgott — den Od der Freyja — zu sehen, ist so absonderlich nicht. Hing doch nach den Havamal Odin selbst im Weltbaume. Diese Übereinstimmungen sind so schlagend, daß wir nun noch weitergehen dürfen. Wir haben im vorigen Abschnitte gesehen, daß die Weltbaumvorstellung aus der Weltachse hervorging, daß ferner dieses Sinnbild nur im nördlichen Europa entstehen konnte. Es kann also auch die Vorstellung des im Weltbaum hängenden Odin nur im Norden entstanden sein, weil die Weltachse nur im Norden eine nahezu senkrechte Stellung hat; in Phrygien hätte der am Himmelspol hängende Gott aus dem schräg liegenden Baume in sehr breitem Winkel heraushängen müssen, eine ganz unmögliche Vorstellung. Also geht auch hieraus hervor, daß — wie die Weltbaumvorstellung von Nordeuropa

bis nach Indien wanderte — auch für die Attissage die Herabkunft vom höheren Norden Europas notwendig angenommen werden muß.

Die Namen Od und Odin sind beide aus dem Nordischen deutlich. Über das phrygische Attis streitet man sich. Tomaschek, in seinem Werke über die alten Thraker (a. a. O. S. 42), hält das Wort für die phrygische Umformung des syrischen Adon. Er führt aber selbst eine Stelle des Psellos an, nach welcher Atis der phrygische Name des — Zeus war. Zeus ist aber gerade der Himmelsgott und der Gegensatz zu den Erdmächten. Nach Arrian (Eust. Hom. 563, 3 bei Tomaschek a. a. O.) riefen die Bithynier auf den Berggipfeln den Zeus an als Papas (Vater) und denselben Zeus als Attis! Und Sabazios (der jüngere priesterliche Name des phrygischen Dionysos) wurde „gleich Attis und Papas dem Zeus gleichgestellt, auch als Dionysos Mondherrscher und Unterirdischer Mondgott verehrt." Hiernach wären Zeus und Attis wie Odin und Od Himmelsbewohner, denn alle vier hängen, d. i. schweben im Weltbaum. Wir sehen wieder, daß Attis und Adonis keineswegs dasselbe sind. Adonis ist Zeugungsgott, Erdgott, Frühlingskraft; Attis ist dagegen dem arischen Himmelsglauben entstammt. Attis kommt von oben, Adonis von unten her. Gleichwohl mag der Liebling der Aphrodite, der „Nacht", ursprünglich ebenfalls Attis aus himmlischen Höhen (der Mondjüngling) gewesen sein und erst die kleinasiatische Völker- und Glaubensmischung konnte zu dieser Umwandlung führen.

Soviel ist klar, daß aus dieser Glaubensmischung der arische Himmelsglaube deutlich hervortritt, daß „Frigg-Freyja" auch das Urbild der Kybele, und daß das Tierkreishalsband der Kybele ursprünglich auch das „mächtige Halsband" der Freyja gewesen sein muß. Für die ursprüngliche Einheit der Kybele und Nerthus tritt auch Mannhardt ein (Wald- und Feldkulte 1904 2, 295. Grimm, Myth. 233).

Wir kehren zur Betrachtung des Hyndlaliedes zurück. Am Schlusse ihrer Nachtfahrt will Freyja[218]) Feuer entfachen, um die feindliche Riesin zu töten; „das Gefilde seh' ich dampfen" sagt diese. Hier folgt auf die „Nacht der Nächte" das Morgenrot deutlich genug. Freyja ist also die lichte Sternenfrau, im Morgenlichte d. i. in Walhalls Höhe dem Weltallsglanz des Tages sich vereinigend.

Vollständig stimmt mit dieser Vorstellung das Lied von Menglöd, der „Halsbandfrohen" überein. In der glänzenden von Zwergen und Loki gebauten Halle, die auf dem äußersten Grat des Himmelsberges d. i. der Weltachse bebt,[219]) von der Lohe des Abend- und Morgenrotes umgeben, in der Halle, deren Name Lyr (-Wärme gewährend) ist, gefangen in der riesischen Macht der Finsternis (1) wartet die Sternenfrohe des erlösenden

ebenso wie der Beginn der Schlacht und alle wichtigen Volksangelegenheiten nach dem Stande des Mondes bestimmt wurden. Die lichte Himmelsfrau war ja der Zukunft kundig, sie hörte die Eide, sie erfüllte gerne in ihrer himmlischen Huld die Gebete (Gylf. 35). Gold, Eheglück und Hausſegen nehmen bei ihrem steigenden Lichte zu. Erweis genug, daß Freyja-Friggs Wohnsitz im Sternensaal gedacht worden.

In unserer Übersicht unter 6 ist der Freyja kunstvoller Kopfputz erwähnt. Bei Ardvisura wird dieser näher[233]) geschildert als „Diadem mit 100 Juwelen besetzt, golden, achtteilig, wie ein Wagenkasten gestaltet, mit Bändern geschmückt . . ., an dem ein Reif hervortritt." Auch diese Schilderung scheint wie das Halsband auf einen Sternenschmuck mit dem Mondreif zu deuten.

Der geburtshelfenden Eileithyia versprechen im homerischen Hymnus auf den delischen Apoll, also im hyperboreischen Zusammenhange, Rhea, Dione, Themis und Amphitrite ein Halsband, 9 Ellen lang, aus goldenem feinem Drahte künstlich geflochten. Eileithyia ist aber, wie wir oben gesehen haben,[234]) in ganz besonderem Maße hyperboreischen Ursprungs (Olen); sie ist Urmutter d. i. lebengebendes All und auch ihr Halsband kann wie das der Freyja nur der leuchtende Tierkreis sein, dessen Zahl 432 die Quersumme 9 enthält.

Nach einer von Saxo (1, 13) bewahrten Sage hatte „Frigg sich durch einige Schmiede des Goldes bemächtigt, mit dem eine dem Odin geweihte Bildsäule über und über geschmückt war, und dann, nachdem Odin die Schmiede hatte aufhängen, die Statue wieder künstlich aufrichten lassen, sich uni familiarium hingegeben, um durch List nach Zerstörung der Bildsäule zu dem Golde zu gelangen und mit ihm sich zu schmücken.[235]) Müllenhoff kann mit dieser und verwandten Sagen nichts anfangen, weil er in der Freyja eine „Sonnengöttin" vermutet. Erkennen wir aber die Göttin als Inhaberin des Sternenhimmels, so wird auch dieses Märchen völlig klar. Die goldene Bildsäule ist Odin als Sonnentag; Freyja, die Göttin der Nacht, schmückt sich mit dem vom Sonnengolde Odins gestohlenen Sternenglanze und Odin muß seine Bildsäule künstlich am Morgen wieder aufrichten lassen. Und so wechseln Tag und Nacht immerfort.

Saxo erzählt aber weiter, daß Odin vor Gram entflohen sei. Da habe für ihn Mitodin geherrscht und mit ihm seien viele neue Götter aufgekommen. Odin kehrte aber zurück, Mitodin entfloh, wurde erschlagen, Frigg starb und Odin setzte die falschen Götter wieder ab und vernichtete deren Priester mit einem einzigen Blicke wie Schatten. Diese Sage hat von jeher der Erklärung weitesten Spielraum gelassen und doch einer jeglichen widerstanden. Ist Odin aber der Sonnentag, Frigg die Nachthälfte des Weltalls, so sind Mitodin und die vielen neuen Götter

offenbar nichts anderes als Mond (d. i. Od, Freyjas Geliebter) und Sterne, deren Anbeter vor dem Blicke des wiederaufgehenden Tages wie Schatten vernichtet werden.

Im altsächsischen Heliand übersetzt der Dichter das griechische hagion (Matth. 7, 6), welches lediglich „Heiliges" bedeutet und an dieser Stelle der Bergpredigt auch nur bedeuten soll, mit „helag Halsmeni". Das Halsband der Gottheit muß also auch in Deutschland als ein „heiliges" gegolten haben und als solches allgemein bekannt gewesen sein.

Eine Oberpfälzer Sage[236]) von Woud und Freid, deren volle Glaubwürdigkeit der Sammler und nach ihm Jakob Grimm ausdrücklich begründeten,[237]) verknüpft das Halsband der lichten Göttin, also auch diese selbst, mit den Sternen. „Freid klagte dem Woud ihr Leid und wies hin auf die um ihn geweinten Perlen und er zählte die Perlen und ihrer waren gerade so viel als der Sternchen im Halsgeschmeide." Woud wird geschildert als „ein Mann mit langem wallendem Barte, sein Auge so feurig blitzend, daß Menschen, die hineinblickten, darob erblindeten. Er trug einen endlosen Gürtel, an diesen Gürtel war die Herrschergewalt gebunden: so lang er ihn trägt, herrscht er, entwendet werden kann er ihm nicht, denn Hüften und Schulter sind so breit, daß der Gürtel sich nicht abziehen läßt. So oft Woud zum Herrschen ging, hing er einen Mantel um, der ihn ganz einhüllte." Wer möchte in diesem Gürtel nicht den im Grimnirliede 23 bezeugten Kreis erkennen, dessen 540 Tore die ganze Macht Walhalls bedeuten? Und was ist der Freid Halsgeschmeide auch hier anderes als der schimmernde Sternenkreis? Sie mußte sich den 4 Zwergen, die den Schmuck schufen, ergeben; d. h. sie gewinnt ihn nur durch ihren Aufenthalt in der Nachthöhle. Die 4 Zwerge sind die 4 Weltzwerge (Gylf. 8) der Himmelsrichtungen, die 4 Weltpunkte des Himmelskreises, Ost, West, Nord, Süd; diese sind also die „Brisingen", von denen das Halsband mit Recht seinen Namen hat. „Als Freid am Morgen im Bette erwachte, streckte sie ihre Hand aus nach dem Gatten. Woud war nicht da, sie fuhr mit der Hand nach dem Hals, das Geschmeide fehlte. Sie eilte dem Flüchtigen nach in viele Länder lange Jahre. Wenn sie abends ermüdet von der Fahrt sich niedersetzte, weinte sie in ihren Schoß und jede Träne ward zu einer Perle." Und nun „endlich als die Zeit um war, traf Freid den Woud"; es folgt dann die oben angeführte Versöhnung. Der Weltherrscher, dessen Gürtel wieder den Himmelskreis, dessen blitzendes Auge die Sonne andeutet, nimmt am Morgen (den Sternenschimmer mit seinem Glanze überwältigend) das Sternenband von der noch schlafenden Himmelsgattin, fährt hoch über alle Länder, sie eilt ihm liebend nach, und als die Zeit um

ist, treffen sich beide; es ist abends, denn sie zeigt auf die Perlen, die sie weinte, und er gibt ihr den leuchtenden Halsschmuck zurück, der nur in der Nacht sichtbar ist.

Auch andere Erzählungen stimmen mit diesen Vorstellungen überein. Es kann mithin keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Frigg-Freyjas Wohnsitz das Sternenall, das Fruchtbarkeit tauende, und daß ihr Halsgeschmeide gleich dem der phrygischen Kybele und der Ephesischen Artemis der Tierkreis ist.

Und so wird es auch klar (gerade auch aus dem Menglöd-Swipdag-Verhältnis), daß diese Himmelsgottheit, licht, gütig, schön, die Gattin des Himmelsgottes, seine andere Hälfte ist, die beiden immerdar in Tag und Nacht, in Mann und Weib auseinandertretend, immerdar als Himmel wieder vereint. Es wird klar, daß die eine Hälfte der Toten dem lichten Tage, die andere der lichten Nacht gehört, denn ihre Wohnstätten Walhall, Asgard, Folkwang, Seßrymnir [238]) sind eins, das Weltall und seine Höhe, der Himmels- oder Glasberg der deutschen Sage. Dort wohnen alle Asen und Wanen als geistige und sinnliche Lichtmacht vereint, segenspendende „holde Götter". Dort ist die „Mitte der Welt" (Gylf. 9) und mithin sind die Götter mächtig durch das gesamte Weltall. Ihre Größe ist Weltallsgröße und es wird des Tacitus Bericht verständlicher und inhaltsreicher, wenn er (Germ. 9) sagt, daß die Germanen es der Größe der Himmlischen nicht für angemessen halten, sie in Mauern einzuschließen. Für Perser und Inder gilt das Gleiche.

Auf zwei Beziehungen, welche Frigg und Freyja mit der griechischen Here und Aphrodite zu verbinden scheinen, hat Grimm [239]) hingewiesen. Die eine ist das der Hera von Hephäst gebaute kunstreiche unnahbare Gemach, [240]) welches dem Gemach der Freyja gleicht, in welches niemand ohne ihren Willen eindringen kann. Die andere Beziehung besteht nach Grimm zwischen dem Halsbande der Freyja und dem Gürtel der Aphrodite, dessen Zauber Götter und Menschen bezwingt. Daß diese letztere Vermutung das Richtige trifft, geht aus dem Folgenden hervor.

1. Nach der herrlichen homerischen Dichtung [241]) wünscht Here ihren Gemahl Zeus durch ihre Schönheit vom Geschäfte der Weltlenkung abzuziehen und erbittet dazu den „Gürtel" der Aphrodite, der allen Liebreiz der Welt versammelt. Sie erhält ihn auch von der lächelnden Göttin und Here „verbarg den Zaubergürtel im Busen." Diese Vossische Übersetzung ist nun zweifellos unrichtig. Ich weiß nicht, wo zuerst die Vorstellung des „Gürtels" der Aphrodite auftaucht; ist sie vielleicht schon im Altertum vorhanden gewesen? Jedenfalls bedeutet ἱμάς das nach seinem Stamme ἑ aus älterem σι mit unserem „Seil" verwandt ist, zunächst „Zugstrang" [242]) und „Lenkseil", das um den Hals der Zugtiere gelegt wird; nicht aber liegt die eingeschränkte Bedeutung eines Gürtels darin, den wir nur um Hüften und

Brust geschnürt zu denken vermögen. Aber auch die Übersetzung „verbarg (den Gürtel) im Busen" ist nicht zu billigen. *Κόλπος* ist nicht Busen, sondern der Bausch des Gewandes über der Brust, den die griechischen Frauen als Tasche benutzten; daher sagt Homer einstimmend *ἐγκάτθετο* „sie tat hinein".

Außerdem hat Here nach Vers 181 schon einen Gürtel: sie „schlang um ihr Gewand den Gürtel (zone), mit 100 Quasten umbordet." Die homerische Anschauungskraft ist doch zu groß, als daß sie die Göttin zu dem einen Gürtel sich noch einen anderen holen lassen würde; zum mindesten hätte Homer sicher den ersten Gürtel weggelassen. Daß er ihn beibehielt, zeigt, daß er unter dem *ἱμάς* der Aphrodite k e i n e n Gürtel, sondern etwas der eigentlichen Bedeutung des Wortes „Halsseil" Entsprechendes verstanden wissen wollte.

2. Den Schmuck der Göttin schildert auch der alte Hymnus auf Aphrodite V. 88—90:

ὅρμοι δ' ἀμφ' ἁπαλῇ δειρῇ περικάλλεες ἦσαν

d. i. Ketten hatte sie wunderköstliche um den schwellenden Hals.

Abb. 9: Aphrodite und ihr Halsband.

Von einem Gürtel ist nicht die Rede, obgleich nirgendwo mehr Anlaß war, von allem Schmucke der Göttin zu reden, als in dem ihr gewidmeten herrlichen Hymnus. Der Ausdruck *ὅρμος* bedeutet übrigens nicht nur „Kette", sondern im Besonderen „H a l s k e t t e", paßt also durchaus zu dem jugendfrischen Halse (*δειρή* der Göttin.

Wir müssen mithin den *ὅρμος* des Hymnus dem *ἱμάς* der Ilias gleichsetzen: beide sind nicht Busengürtel, sondern Halsbänder, die auf die Brust herabhängen, wie Homer anschaulich

nun schildert: „Sprach's und löste vom Busen das wunderköstliche Halsband."

3. Hiermit stimmt überein, daß auf den alten Darstellungen der Göttin in der bildenden Kunst kaum ein einziges Mal der „Gürtel" erscheint, wohl aber sehr oft ein Halsband. Ja, dieses Halsband ist meist der einzige Schmuck der völlig unbekleideten Göttin. Auf einem geschnittenen Steine [243]) wird Aphrodite von den Chariten als ihren Dienerinnen geschmückt (vgl. Abb. 9); die eine Dienerin nimmt aus der Schale das lange Halsband der

Abb. 10: Abschied der Kora (Proserpina) vom Lichte.

Göttin. Auf einem pompejischen Gemälde [244]) hat die Göttin die Lanze ergriffen und legt ihren einzigen Schmuck ab, eine lange Halskette u. s. f.

Dieser Umstand, daß auf den bildlichen Darstellungen der Aphrodite als einziger Schmuck meist nur eine Halskette erscheint, läßt die Bedeutung dieses Schmuckes besonders hervortreten; die Schilderung des Hymnus und der Ilias wird dadurch bestätigt.

Somit tritt das Halsband der Aphrodite in nächste Verwandtschaft zu dem der Freyja. Welche Bedeutung hat das griechische Halsband? Der Hymnus auf Aphrodite läßt es „wie der Mond" um den Busen der Göttin leuchten!

Aphrodite wird ja selbst der Nacht gleichgesetzt (vergl. Anmerkung 245):

„Nacht ist des Alls Urquell, sie, die wir auch Kypris benamen."

Als „Nacht" steht sie aber ebenfalls in unmittelbarer Beziehung zur Sternenwelt.

In einem Abschiede der Kora-Persephoneia von der Mutter Demeter [246]) (vgl. Abb. 10) erscheint die jugendliche Göttin wie Demeter und Hekate mit demselben Halsbande geschmückt, das deutlich erkennbar die Sterne und damit die ebenfalls durch Sterne dargestellte Oberwelt versinnbildlichen und in Gegensatz

zu dem ohne Sternhalsband dargestellten Gotte der Unterwelt stellen soll, wie denn Strahlensterne nicht selten Gewänder und Gestalt der griechischen Gottheitsbilder bedecken, um deren himmlische Größe und Art anzuzeigen (Abb. 11). Wir gehen also nicht fehl, wenn wir in dem Halsbande der Aphrodite den Sternenkranz des Weltalls, den Tierkreis selbst erblicken. Somit aber ist die Halskette der Freyja dasselbe wie die der Aphrodite, der ephesischen Artemis und der Kybele.

Abb. 11: Tyche (Fortuna) im Sternengewande.

Der Beziehungen zwischen der nordischen und griechischen Gottheit sind aber noch mehr. Nach der Göttersage ist Aphrodite aus dem Meere geboren; ihr waren besonders an Häfen, Meeresküsten und Sümpfen Heiligtümer geweiht. Sie berührt sich hier aufs nächste mit Artemis, wie wir oben ja dasselbe bereits von dieser berichtet haben; so heißen denn beide griechische Göttinnen limnesia, im Gewässer wohnend. Wir erinnern uns, daß der Wohnsitz des Vaters der Freyja, des Njord, Noatun, Schiffsstätte, heißt, am Himmel belegen, wie der Himmel selbst im Altdeutschen „Meergarten" genannt wird.[247]) Die Göttin selbst heißt Mardoll, die Meeresfrohe. Die Wohnung der Frigg

ist Fensalir, Meersäle. Diese Wohnung liegt am Himmel und bedeutet nichts anderes also, als die fruchtbare Nässe des Himmels, Tau und Regen, irdische und himmlische, Fruchtbarkeit in jeder Art. Hier zeigt sich wieder die nächste Beziehung zur persischen Ardvisura und ihren Meerespalästen am Himmel. Ebenso wohnen nach dem orphischen Hymnus die drei Moiren am Himmelssee (59, 2 limne urania) gleich den 3 Nornen am Himmelsbrunnen der Urd.[248])

Wir sehen also, daß sich in Griechenland eine ursprüngliche Einheit der Gottheit gespalten hat, in Aphrodite und Artemis. Beide sind Meerwohnende, beide Halsbandträgerinnen; beide haben den Namen limnesia. Die Einheit der Vorstellung Ardvisura, Aphrodite und Artemis ist aber in Frigg-Freyja gegeben. Zugleich zeigt sich bei der nordischen Gottheit die ursprüngliche Bedeutung der Beinamen erhalten; während in Griechenland das irdische Meer als Geburtsstätte der Göttin gilt, liegen die persisch-germanischen „Meeressäle" am Himmel, von dem als der Wanen Heimsitz alle Fruchtbarkeit niedersinkt, selbst der Honigtau, der Tau der Unsterblichkeit, den Freyja — der griechischen Hebe ähnlich — den Tapferen schenkt. Wir haben hier dieselbe Erscheinung, daß sich in späterer Zeit Griechenlands die urspünglich großen Himmelsvorstellungen zu irdischen herabmindern.[249])

Haben wir bisher vornehmlich das äußere Ansehen und die Größe unserer Sternenfrau, den Segen, den sie in Fruchtbarkeit des Himmels schenkt, also ihre wanische, sinnliche Art betrachtet, so versuchen wir nunmehr auch ihr asisches und darin ein nicht minder vornehmes, ihr geistiges Amt zu erkennen. Ihr asisches Amt steht aber mit ihrer wanischen Art in engster Verbindung und Folge. Wie Freyja Licht in der riesischen Nacht ist, so hört sie nicht auf bei Tage Licht zu sein, des Gottes weltsegnendes Gemahl. Sie ist weder Nacht- noch Tagesgöttin, sondern beides, alle Welt als oberste und im Grunde einzige Göttin mit dem obersten Gotte durchwaltend. Es entspricht ganz dem römischen Berichte, daß die Germanen „mit den Namen von Göttern jenes Geheime nennen, das sie nur durch Verehrung schauen", wenn es von den wendischen Stettinern in Helmolds Slawenchronik[250]) zum J. 1156 heißt: „Bei aller Mannigfaltigkeit derjenigen Götter aber, denen sie Fluren und Wälder, Leiden und Freuden zuschreiben, leugnen sie doch nicht, daß ein Gott im Himmel über die übrigen herrsche. Dieser vor allen gewaltige aber, sagen sie, sorge nur für die himmlischen Angelegenheiten, die anderen aber gehorchen ihm, indem sie die von ihm ihnen übertragenen Ämter verwalten; sie seien aus seinem Blute entsprossen, und jeder Gott stehe um so höher, je näher er diesem Gotte der Götter stehe." So „bestellte Allvater (nach Gylf. 14) zuerst Sitze für seine Verwalter (die Götter) und wies sie an,

über die Angelegenheiten der Menschen zu entscheiden." Und wie nach dem Helmoldschen Berichte die Götter aus dem Blute des obersten Gottes entsprossen sind, so heißt es (Gylf. 9) vom Asengeschlechte, daß es von Odin und Frigg stamme. Diese beiden also sind die einzigen eigentlichen Gottheiten und im letzten Sinne sind auch diese nur die eine, in Mann und Weib, in zeugende und gebärende Kraft auseinandertretende Gottheit, zu welcher (nach Gylf. 20) „alle Völker beten, indem sie ihr einen Namen in ihrer Sprache geben." Dies sind also keineswegs späte christliche Gedanken des christlichen Verfassers der Jüngeren Edda, es sind Auffassungen, wie sie schon dem Rigveda geläufig sind, Auffassungen, die mit der Natur dieser Gottheit notwendig verbunden sind. Ganz deutlich enthält diese Lehre vom Verhältnis der Götter zur Gottheit das alte Indien:[251]) „Darum fürwahr ist Indra gleichsam erhaben über die anderen Götter, denn er hatte das Brahman am nächsten berührt."

Wenn also (Gylf. 35) der Frigg ein ganzes Gefolge von Göttinnen zugelegt wird, in welchem Freyja die angesehenste ist, so entspricht dies dem alten Grundsatze, die Einheit zwar in Vielheit auseinandertreten zu lassen, während die Einheit selbst zugleich ungeteilt bleibt. Alle die Göttinnen mit ihren Ämtern Saga, Eir, Gefjon, Fulla, Freyja, Hnoß, Sjofn, Lofn, War, Syn, Hlin, Snotra, Gna und Idun (Gylf. 26) sind Frigg selbst, ja sie führen letzten Endes auch unausgesprochen auf jene übergeschlechtliche Einheit der waltenden Gottheit zurück.

Die Ämter aber, die auf solche Weise der Frigg selbst eignen, sind folgende: Sie ist Gesundung, Weisheit und Dichtkunst, ihr dienen, die als Jungfrauen sterben, sie ist die Liebesgöttin, Ehenstifterin, sie achtet der Eide, Verträge und Gelübde, sie ist zukunftskundig, durchschauend, Ratsbeschließerin, Gefahrschützerin, Anstand, Sitte und Sittlichkeit. Ihr, der Himmelskönigin, eignet mit dem Monde alles segnende Himmelslicht. Sie bewahrt die Äpfel, welche die Götter bis zum Endkampfe jung erhalten, sie selbst ist es, Hausfrau des Gottes, die in Walhall Met, den Trank der Unsterblichkeit, schenkt; ihr gehören im Leben und im Tode die Frauen an wie die Jungfrauen und Kinder, aber sie ist es auch, welche die Tapferen auswählt, die dem Tode verfallen sollen, um zu größerer Aufgabe sich fortan zu üben.

Aus allem geht hervor, daß diese Gottheit neben der Sorge für den Lebenssegen auch des gesamten sittlichen Lebens waltet. Aber damit nicht genug. Ihre vornehmste Aufgabe ist das Amt der Totenwählerin und der Spenderin des Lebens und der Unsterblichkeit.

Wir haben oben gesehen, daß Frigg und Freyja[252]) den Frauen in Geburtswehen beistehen. Dies hängt aufs engste mit der erlösenden Kraft zusammen, welche (Fjolsw. 36 f.) Menglöd-Freyja und ihre Mädchen besitzen. Ihre leuchtenden Säle liegen

in himmlischen Höhen, wie Noatun (nach Grimn. 16 und 4) am Himmel belegen und wie der Meeressaal (Vol. 34) als himmlische Feuchte (nicht irdische) zu verstehen ist; dort ja „beweint" sie „Walhalls Weh." Denn es wäre gegen alle anderen klaren Zeugnisse, z. B. des Paulus Diakonus (1, 8), der Göttin einen irdischen Meeressaal, der ohnedies anderen Wesen vorbehalten ist, anzuweisen. Auch Mardoll, die Meeresfrohe, ist, wie wir vorhin gesehen haben, nur in diesem Sinne zu verstehen. Es ist dasselbe Verhältnis, wie bei der persischen Ardvisura, die aus der Himmelshöhe zum himmlischen Meere Vourukasha strömt, um dorther die befruchtende Feuchte der Erde zu spenden, die sie in irdischen Meeren, Teichen, in Brunnen, Flüssen und Quellen sammelt und aus ihnen wieder zum himmlischen Meere aufsteigen läßt.[253]) Und wie Ardvisura „von den Sternen" herniedergerufen wird, ihre befruchtende Feuchte zu spenden, so fallen der Freyja-Frigg goldene Tränen aus der Sternenhöhe zur nächtigen Erde hernieder. Ganz unsinnig ja wäre das Bild, daß Frigg im irdischen Meere gar weinend säße: Tränen wollen „fallen". Auch ist offenbar das „Weinen" Friggs als Bild eben nur vom „Fallen der Sterne" genommen, ein der Edda geläufiger Ausdruck (Vol. 57).

Auch Frau Holle, die Frau Freke oder Fruike Niedersachsens, die „Holde", ist ein himmlisches Wesen und wenn sie ihre Betten macht, schneit es. Ebenso eignet ja das Federkleid der Freyja, ebenso der Ardvisura. Aber aus der himmlischen Höhe nährt sich das Erdreich und füllt sich mit dem fruchtbaren Nasse; so kommen die K i n d e r, der Segen der Ehe, welcher der Himmelskönigin heiliges Amt ist, aus den Brunnen hervor, daraus holt sie im Märchen der Storch, der heilige Vogel der Gottheit. Durch den Brunnen gelangt die Gold- und Pechmarie in das grünende Jenseits, sie gehen den Weg von der Erde zurück dorthin, woher sie ehemals kamen. So wird Frigg denn auch[254]) von Kinderlosen um ihren himmlischen Segen angefleht. Wir Kinder sangen in unserer friesischen Heimat noch jedes Mal, wenn wir einen Storch über uns hinziehen sahen: „Adebar, du goder, bring' uns 'n lütten Broder, Adebar, bester, bring' uns 'n lütte Swester."

Die Himmelsmutter ist Mutter alles Lebens, sie ist in diesem Sinne der Frühling, der im Entspringen des Lebens zum Durchbruch kommt; und weil der Storch Frühlingsbote ist, weiß wie die lichte Göttin, so ist der Storch ihr heilig und holt das junge Leben aus der Tiefe des allumfassenden Schoßes. Zu ihr rufen die Menschen, insbesondere aber die gebärenden Frauen um Heil; das bedeutet es, wenn diese zum „Heilungsberge",[255]) zu ihrem leuchtenden Saale, dem „Glanzheime" und Glasberge der deutschen Märchen emporklimmen sollen; sie will ja angefleht sein und erhört Gebete gern.[256])

Wir sehen, das himmlische Meer ist keineswegs nur irdisches Wasser, sondern es ist in ihm wie bei der persischen Ardvisura alle Lebensfruchtbarkeit (vgl. unsere Übersicht unter 13), insbesondere auch die Zeugungskraft des Mannes und die Gebärtüchtigkeit des Weibes verstanden. Aber insofern erscheint die Göttin als reine Schöpfungsgottheit, wie Ardvisura; soweit reicht ihre wanische Art; dies alles ist ihr Amt, das sie mit allen himmlischen Schöpfungskräften gemein hat, mit Freyr, mit Njord und Nerthus und allem wanischen Wesen.

Höher hinauf reicht nun der Göttin hiermit verbundenes *asisches*, geistiges Amt; denn nicht nur des irdischen sondern auch des himmlischen Lebens Spenderin ist die „Halsbandfrohe". Sie besitzt die Äpfel, welche die Himmlischen speisen müssen, um sich bis zum Weltkampfe jung zu erhalten; sie ist es, welche mit den Walküren den walhallgewürdigten Tapfern den Met spendet, den Unsterblichkeitstrank.[257]) Ihr Reich ist nicht nur diesseits in der sichtbaren Welt, ihr Saal nicht nur allein die sichtbare Sternenhöhe, nicht nur das leuchtende Himmelsglanzheim, sondern unsichtbar auch, auch dort, wohin sterbliches Auge nicht zu dringen vermag, waltet sie, die Tatkraft der ewigen Jugend und des ewigen Lebens den Himmlischen und den erdentrückten Helden gewährend. Wie von der Weltesche Tau in die Täler fällt (Vol. 19), wie aber diesen Mimir als Met trinkt „am Morgen täglich", so ist der Tau, der aus der Freyja Sternensaal allnächtlich niederfällt, irdischer Stellvertreter des himmlischen Metes. Das gleiche Verhältnis zwischen Regen, aller Himmelsfeuchte und dem Soma (-Met) des Rigveda (z. B. 4, 26) hat Adalbert Kuhn[258]) längst und völlig überzeugend als urarisch nachgewiesen, so daß wir uns hier weitere Beweise für die Stellvertretung von Himmelsnaß und Himmelsmet sparen können.

Aber über diese Gleichung geht der germanische Glaube hinaus. Denn den eigentlichen Göttertrank schenkt Freyja den toten Kriegern und *tritt damit in das große Gefüge des Endkampfes um die Schöpfung ein*. Nach Grimn. 14 fällt Freyja die *Entscheidung* darüber, wer die Sitze in ihrer Himmelshalle Folkwang d. i. Volksgefilde einnehmen soll; die Hälfte des Val (der Schlachttoten) kiest sie täglich, die andere Hälfte fällt Odin zu. Dort erhebt sich ja die Halle Seßrymnir, „die Sitzgeräumige". Die Göttin führt nun den Namen Valfreyja; in einem färöischen Liede auch Valfrygv; ihr eignet der Valfall.[259]) Wenn die heidnische Thorgerd (Egilssaga) sich weigert, irdische Nahrung zu sich zu nehmen, weil sie bald bei Freyja zu speisen hofft, so ist das verständlich; aber höher in die germanische Glaubenswelt führt, daß die Hälfte auch der Einheerer ihr angehört. Denn es wird dadurch bezeugt, daß sie wirklich *Todesgebieterin* ist, Odins andere Hälfte, gleich den Walküren im Dienste des Weltgeschicks (Vol. 31). Die Ein-

heerer finden ja nicht etwa nur ein „Paradies" vor, sondern eine neue Bestimmung, zu deren Erfüllung sie sich dort droben täglich im Waffenspiele üben. Für diese also ist der Met bestimmt; er ist das Mittel, im Endkampfe diese 432 000 Einheerer, die ausgezeichnetsten Kämpfer, in den Weltkampf einzusetzen; und sie müssen eingesetzt werden, weil die Riesenwelt sonst den Endkampf gewinnen würde. „Warum nahmst du ihm das Kampfglück, wenn er kühn dich dünkte?" fragt der Einheerer Sigmund im Eirikliede den Gott und Odin antwortet: „Nicht weiß man gewiß, wann der Wolf, der graue, auf den Asensitz anstürmt!" Im Auge des sterbenden Kriegers wird die unsichtbare Walküre, wird Odin selbst sichtbar; die andere Welt mit einem anderen Leben und mit einer höheren Aufgabe tut sich auf. So wie die allgemeine Todesgöttin Hel als Weltall fleischfarben und schwarz vorgestellt wird (Gylf. 34), wie die beiden Riesenhunde abwechselnd wachen, der eine nachts, der andere am Tage (Fjolsw. 22), so entspricht der Glaube, daß Odin die eine, Frigg-Freyja die andere Hälfte der Schlachttoten empfängt, gewohnter Vorstellung, daß nachts und tages unaufhörlich der Walfall dauert, daß keiner zu fürchten braucht, zu ungelegener Zeit zu fallen: Zu allen Stunden ist der Totenweg[260]) bereit, den die nächtige Freyja reitet. Im Ganzen zeigt sich aber auch hierin, daß Odin und Frigg-Freyja auf diesem Stande dasselbe sind, nur in der Vorstellung auseinandertretend. Die wanische Göttin, Lebensgottheit, ist Asin geworden und hat als solche asisch-geistiges Amt. Denn nunmehr wählt sie aus, wer zum Endkampfe, dem Göttergeschicke, helfen soll, sie steht hoch über einer bloßen Fruchtbarkeitsgöttin, sie ist bewußte Vertreterin des höchsten Schöpfungsgedankens gleich Odin.[261]) Wie sie auf Erden Hüterin der Sitte und Sittlichkeit ist, die auch die „heimlichen" Abmachungen weiß, so nimmt sie auch am höchsten Kampfe um die Sittliche Weltordnung teil, zu jeder Stunde um die Mehrung der lichten Göttermacht besorgt.

In dem Abschnitte über die Himmlische Zahl habe ich gezeigt, daß Walhall keine bloße Glaubensvorstellung, sondern das Weltall selbst ist; daß Walhalls 540 Tore den Himmelskreis durchbrechen. Mit ihren 432 000 Einheerern und mit der Dauer von 432 000 Jahren, die der Asenschöpfung bestimmt ist, ist Walhalls Einordnung in einen noch höheren Weltplan bestimmt. Diese gesamte Schöpfung bildet nur das Mittel, eine höhere Welt vorzubereiten; denn es ist offensichtlich, daß diese Welt im Argen liegt. Das Ziel der Asengötter, der Abgesandten mithin einer noch höheren Gottesswelt, ist die Neuschöpfung durch Vernichtung der riesischen Urtode, des giftigen Eises und des fressenden Feuers, Lokis und Surts, der Mächte jeglicher, insbesondere auch der sittlichen Zerstörung.

Dadurch wird auch Freyja-Frigg zur großen Kämpferin für die Erlösung. Sie schenkt nicht nur Genesung von allem leiblichen Leide, sie reißt das Herz aus der selbstischen Vereinsamung in die offene Teilnahme am großen Weltkampfe hinauf und das Wort des Bjarkiliedes erhält besonderen Sinn: „Nicht erwachet zu Wein oder Weiberkosen; erhebt euch zu Hildes (der Walküre, Freyjas) hartem Spiel!" Nicht um ein seliges Leben stirbt der Germane, sondern um eine neue Aufgabe; „durch Wunden und Schmerzen" (Gylf. 39) kamen sie zu ihrem Gotte. Dies ging so weit, daß sie auf ihr Leben verzichteten, den Schlachtentod suchten, um sich Odin zu weihen. Hier ist also nicht Erlösung vom Leide, nicht Erlösung von der Sünde, sondern höheres Leben durch Lösung von der Sterblichkeit, von der Ichsucht, vom Leben; hier ist Verachtung des Leides, Verachtung des Todes angesichts des größeren Kampfes um den gesamten Sinn der Welt.

Dort droben empfing den Nicht-Toten die Sternenfrau, die schönste von allen, im Asgardlicht und bot ihm den Trank der Unsterblichkeit, den er nun mit dem Gotte selber teilte (Grimn. 19), bis zum letzten Kampfe, der die Welt von allem Übel befreien soll (Vol. 62).

Wie Odin und Frigg in Licht des Tages und Licht der Nacht ewig auseinandertreten, als Himmelsmacht ewig sich vereint bleiben, so wird unter dem Walhallglauben wieder ein alter urarischer Himmelsglauben erkennbar. Die eddische Überlieferung der wanischen Herkunft der Freyja wird dies noch deutlicher machen. Mit ihrem Tagesbruder [262]) Freyr ist sie einer Ehe des Wanen Njörd mit seiner Schwester entsprossen. Der Name dieser Schwester ist in der Edda nicht überliefert, es ist aber kaum anders denkbar, als daß diese eben die Nerthus, nach dem Berichte des Tacitus die „Erdmutter" gewesen sei; die Übereinstimmung des Namens deutet dies nebst allem Übrigen zur Genüge an. Der Götterstitz Njörds ist nach dem Grimnirliede Noatun d. i. Schiffsgarten und gleich den anderen Götterheimen am Himmel belegen, unter den Schiffen dürfen wir wohl im Einklang mit den Felsbildern die Sterne oder auch Wolken verstehen, wie denn dem schimmernden Freyr Skidbladnir als das „beste aller Schiffe" (Grimnir 43. 44) „in der Zeiten Anfang" gegeben worden, das er nach Belieben zusammenlegen kann, ein Sinnbild des sich verfinsternden und wieder aufklärenden Himmels. Nach derselben Stelle (Grimn. 16) wohnt Njörd zu Noatun in „hochgezimmertem" Heiligtum; dies ist derselbe Ausdruck, der Vol. 7 für die Asenheiligtümer und Gehöfte auf dem Idafelde im leuchtenden Weltall gebraucht wird. Auch das ist eine Bestätigung dafür, daß der „Schiffsgarten" (denn tun ist nicht nur Zaun, sondern auch das Umzäunte) nicht in irdischem sondern in himmlischem Meere, aus welchem alles irdische Naß herniederquillt, belegen ist. Wie nun im Altnordischen für Berg die Form bjarg

neben berg, für gellen gjalla neben galla erscheint, so könnte Njörd als eine Nebenform für Nord gleich Nerthus angesprochen werden, womit ich keineswegs eine ursprüngliche Wurzelgleichung behaupten will. Unterliegen doch Namen nicht im gleichen Maße wie gewöhnliche Wörter den gesetzmäßigen Lautabwandlungen; oft vielmehr werden sie aus dem allgemeinen Strome sprachlicher Entwicklung herausgehoben, besonders getragen, besonders überliefert, nach Gutdünken, Absicht oder Mißverstehen verändert („Germanen"), der Veränderung, die alles andere ergreift, durch Ehrfurcht entzogen. In unserer Arbeit über die Tore von Walhall haben wir aber bemerkt, daß die Richtung des Gebetes nach Norden als dem Götterſitze unter dem Himmelsnordpole ging, so liegt nunmehr auch nahe, wieder in Njörd und Nerthus nichts anderes als die am Himmel waltende Gottheit zu erkennen, wie denn auch Freyr von Odins Himmelssitz Hlidskalf „über alle Welt" blickt. So wäre denn Njörd und Nerthus nicht mehr und weniger als ein Ausdruck für „Nord" d. h. Himmelsgottheit überhaupt und in der Tat bietet das Altisländische [263]) einen Namen Niördungar ganz allein für „Götter". Nordunge sind also des Njörd und der Nerthus Kinder Freyr und Freyja, Himmelsgötter. Da wird es sogar verständlich, wenn (nach Grimm 322) eine Handschrift Odin und Njörd gleichsetzt; ist doch beiden der Sitz am Himmelspol gemeinsam. Der Unterschied zwischen Asen und Wanen ist ein Unterschied nur wie zwischen Geist und Leben, zwischen Schöpferwille und Schöpfungsfruchtbarkeit. Der erste Weltkrieg spiegelt sich in jedem Menschenleben, zwischen der göttlichen Geist- und der göttlichen Lebens- und Zeugungswelt wieder. Die Einheit der göttlichen Welt wird durch das Überwiegen des Sinnenlebens (Gullveig) gestört; sie wird durch Übereinkunft (die sittliche und gesunde Haltung) wiederhergestellt. Beiden gegenüber tritt die rohe Welt des Stoffes, das Riesische. Und so gibt Odin den Menschen den Geist, Hoenir die Seele und der Riese Loki die irdische Eigenschaft. Es ist also von tiefem Sinne, daß gerade Hoenir der „geistlosen" sinnlichen Welt als Geisel gegeben wird, Njörd aber von der wanischen sinnlichen Fruchtbarkeitsmacht den Asen, und warum gerade dieser am Ende der Welt zu den weisen Wanen zurückkehren kann. Und so kann Wanaheim auch nur verstanden werden als der Wohnsitz der schönen Sinnenwelt, der holden Fruchtbarkeit, wie das Wort selbst mit unserem Wonne (und dem lateinischen Venus und venustus) zusammenhängt. „Von weisen Mächten" ward Njörd „im Anfang der Zeiten" geschaffen und kehrt nach dem Weltende zu ihnen zurück. [264]) So sind denn auch diese „weisen Mächte" zu denken und zwar als jene Urgottheit des Himmels, die (nach Hyndla 45 und Vol. 65) die Schöpfung in ewigem Glanze herstellen wird. Hiermit stimmt ein, daß nach der Edda, insbesondere der Seherin Weissagung, der Kampf

zwischen Asen und Wanen lediglich eine Götterangelegenheit ist und noch vor Odins Augenopfer und Balders Tod als Schöpfungsgeschehnis angesetzt wird. Eine geschichtliche Auffassung geht daher gänzlich fehl. Der Kampf ist ewig, der Friede wird täglich erkämpft; jeder Mensch erfährt den Kampf in seinem Innern täglich. Dies schließt freilich nicht aus, daß eine besondere Verehrung der Lebensgottheit, eine besondere der geistigen Gottheitsmacht dargebracht und so neben dem ewigen Götterkampfe ein irdischer menschlicher auftreten könnte. (Vergl. Anm. 265). Die zarathustrische Unterscheidung zwischen geistigen und stofflichen Yazatas (vgl. unsere Übersicht Frigg-Ardvisur unter 2) klingt hier bezeugend ein.

Aus allem geht aber hervor, daß Freyja wie ihre Mutter Nerthus ein himmlisches Gottwesen habe bedeuten sollen wie auch in Griechenland der Aufenthalt der Erdmutter Gäa, wie oben angeführt, im Aether gedacht worden. Erscheint Freyja als Wanin, Frigg als Asin, so bedeutet das also nur das Auseinandertreten der mütterlichen Gottheit des Himmels (als solche wiederum nur die mütterliche Seite der Gottheit schlechthin) in Lebens- und Geistesmacht, in Seele und Vernunft, in Wachstum und Willen, und wir beobachten hierin das „mythologische Prinzip" an der Wurzel, die arische „Vielgötterei" als eine grüblerische Zerspaltung der urgöttlichen Weltallseinheit.

Himmel (Irmin-, Allgott)

Asen	Wanen
Odin + Frigg	Njord + Nerthus
Balder + Nanna	Freyr + Freyja

Aber wie der Himmel über allem Menschendenken als Einheit bestehen bleibt, so rufen auch wir heute noch denselben Himmel an, der unseren Vätern leuchtete. „Gebe der Himmel", das ist dieselbe Anrufung wie die des alten Hildebrand im heidnischen Hildebrandsliede V. 30 an den „Irmingott oben vom Himmel!"

* * *

Bevor wir zu weiteren Folgerungen kommen, müssen wir noch einmal den Spuren der persischen Ardvisura nachgehen. Nach dem babylonischen Geschichtsschreiber Berossus (260 v. Chr.)[266] haben die Perser erst in weit späterer Zeit menschengestaltige Götterbilder zu verehren angefangen und zwar habe dies Artaxerxes, der Sohn des Darius und des Ochus Vater, eingeführt, der zuerst der Aphrodite Anaitis (Ardvisura) Standbild in Babylon, Susa und Ekbatana, in Damaskus und Sardes aufgestellt und die Perser und Baktrer es verehren gelehrt habe. Nach Plutarch in seinem Leben des Artaxerxes Mnemon[267] setzte dieser der „persischen Artemis" die Aspasia, des jüngeren Cyrus Geliebte, als deren Priesterin ein, damit sie den Rest ihres Lebens „rein" zubringe. Der Dienst muß also bestanden haben;

nur die Verehrung in Menschengestalt (nach dem Berossus) war neu. Denn der Dienst der Ardvisura (Artemis) bestand schon vor Zarathustras Glaubensgestaltung.[268] Herodot (I 131) erzählt, daß die Perser zu ihrem bisherigen Dienste hinzugelernt hätten, der Urania zu opfern, und zwar von den Assyriern und Arabern. Sehr vernünftig vermutet Windischmann (S. 102): „es sei sehr unwahrscheinlich, daß die Perser einen absolut exotischen Dienst recipiert haben sollten; wohl aber könne der einheimische einer persischen Aphrodite (d. i. Urania), die keine andere als eben jene Anaitis (Ardvisura) gewesen sein werde, eine den vorderasiatischen Kulten ähnliche Form angenommen haben, deren Gipfel dann ihr Bilderdienst unter Artaxerxes wurde."

Die Richtigkeit des Herodotischen Berichtes über die Übernahme eines Dienstes der (Aphrodite) Urania von den Assyrern wird sich aus der Vergleichung der Schilderung der Ardvisura mit der Schilderung der Göttin Istar in ihrer Höllenfahrt, die auf einer Tontafel des Asurbanipal von Ninive gefunden worden und auf etwa 1200 v. Chr. anzusetzen ist, bestätigen lassen.

Nach dem avestischen Yascht 5, 126 f. trägt Ardvisura einen goldenen Mantel, den Baresmanstengel in der Hand, ein vierkantiges goldenes Ohrgehänge, ein Halsgeschmeide, einen Brustgürtel, ein Diadem auf dem Haupte, mit 100 Juwelen besetzt, golden, achtteilig, wie ein Wagenkasten gestaltet, mit Bändern geschmückt, an dem ein Reif hervortritt, gold- und silberschimmernde (Biber-) Kleider. Nach Vers 78 ist sie noch mit goldenem Schuhzeug angetan.

Diese Schilderung erscheint wie nachträglich in den Zusammenhang des ganzen Ardvisura-Yascht hineingesetzt; jedenfalls wird die bisher als strömendes Wasser gepriesene Ardvi hier plötzlich wie eine Bildsäule geschildert.

In Istars Höllenfahrt muß die Liebesgöttin (Morgen- und Abendstern) Assyriens beim Eintritt an den Toren der Hölle ablegen: die goldene Krone (Diadem); die glänzenden Ohrringe; das blendende Halsgeschmeide; den prächtigen Mantel; den Gürtel von Edelsteinen; die goldenen Fußspangen.

Die beiden Schilderungen stimmen fast überein; Herodots Nachricht, daß die Perser die Aphrodite Urania von den Assyrern überkommen hätten, ist ohne Zweifel geschichtlich richtig. Aber der Meinung Windischmanns, daß die Perser schon vorher ein ähnliches göttliches Wesen verehrt haben würden, stimme ich zu, und zwar 1. deshalb, weil nach den erwähnten Stellen die bilderlose Ardvi des übrigen Yascht 5 ausdrücklich vom Avesta als vorzarathustrisch bezeugt wird und 2. weil die Schilderung der Bildsäule in Yascht 5 wohl ein späteres Einschiebsel ist innerhalb einer Preisung der Ardvi, welche auf eine Bildsäule wenig paßt, und 3. weil nach alten Zeugnissen der persische Gottesdienst überhaupt bilderlos war.

Der Dienst der Istar bei den Assyrern war voll orgiastischer Schwüle; der Dienst der persischen Ardvisura-Artemis „rein"; sogar jener persische Artaxerxes, der das assyrische Bild der Ardvi einführte, setzte die Aspasia zu ihrer Priesterin ein, damit sie „ihr übriges Leben rein zubringe."[269] Über den Gegensatz zwischen dem vedischen und semitischen Gottesdienst urteilt der so besonnene Oldenberg:[270] „Die unbefangene Natürlichkeit . . . hat nichts von jener Atmosphäre schwüler und raffinierter Sinnlichkeit an sich, die etwa die Gestalt einer Astarte umgab; so wie dem vedischen Kultus, der an Momenten zotiger Derbheit in Wort und Tat nichts weniger als arm war, doch die semitische Verquickung von Heiligtum und Bordell fremd geblieben ist." Dieses Urteil gilt aber nicht nur für den indischen, sondern auch für den persischen und griechischen[271] Dienst, d. h. die Einführung des Bilderdienstes aus Assyrien in den Dienst der persischen Ardvisura durch Artaxerxes bedeutete nicht die Einführung etwa eines Astartedienstes und seines ausschweifenden Wesens: die persische Ardvisura blieb die arische Gottheit, welche sie ursprünglich und schon in voriranischer Zeit gewesen war, rein und schön, die lichte Gottestochter, welche die Ehe segnet.

Wenn wir so einerseits die iranische Ardvisura von der assyrischen Istar geschieden haben, so bleibt doch noch zu erwähnen, daß nach den Ergebnissen der neueren Assyriologie die Göttin Istar selbst nicht assyrischer Herkunft ist. „Die Idee männlicher und weiblicher Gottheiten, sagt Delitzsch,[272] konnte nur bei einem Volke aufkommen, welches dem Weibe eine mit dem Manne völlig gleichberechtigte Stellung, ja sogar eine Ehrenstellung neben dem Manne zuwies, dieses Volk aber war das sumerische Volk, das in Babylonien, vornehmlich Südbabylonien, im 3., 4., 5. vorchristlichen Jahrtausend zu hoher menschlicher Kultur erblüht war. Das Land Sumer war die Heimat des Glaubens an Gott und Ischtar, d. h. an eine weibliche „segenspendende" Gottheit, deren Kultus unter dem Namen Astarte sich im Laufe der Jahrhunderte über ganz Vorderasien verbreitete." Von den Sumerern übernahmen (Delitzsch S. 47) auch die semitischen Akkader Religion und Kult, von diesen den Dienst der weiblichen Gottheit die Assyrer. Auch die mächtigen Tempelstufentürme Assyriens reichen ja auf den vorsemitischen sumerischen Priesterkönig Gudea von Lagasch um 2350 vor Christus zurück[273] und dieser widmete sein Standbild der (sumerischen) Göttin Nintu, der „Mutter der Götter, die im Himmel und auf Erden die Geschicke bestimmt."[274] Die Anbetung einer Himmelskönigin ist also in jenen Gebieten schon im 3. Jahrtausend vor Chr. als vorassyrisch bezeugt; die Istar ist in Assyrien Lehngut älterer Völker, deren engere Rassenzugehörigkeit die Forschung noch zu bestimmen haben wird. Die Darstellungen der assyrischen Istar auf den Siegelzylindern[275] zeigen die Göttin

mit einem Halbmond auf dem Kopfe, stets aber ohne Halsband. Von den übrigen Abbildungen (insbesondere 22 bis 24) weist nur eine Statue (Nr. 23) aus dem Louvre-Museum einen Halsgürtel auf. Dieser ist ähnlich mit kleinen Würfeln gemustert wie der breit nach rückwärts und aufwärts gefächerte Haarschmuck, aber dasselbe Muster trägt eine andere nackte Istar als Geschlechtsbetonung ohne Halsgürtel; es kann daher nicht derselben Deutung unterliegen wie bei den arischen Gottheiten.

Wenn in „Istars Höllenfahrt" die Göttin ein Halsband nebst anderem Schmucke ablegt, so ist jedenfalls das Halsband nicht besonders betont und man könnte die Übereinstimmung mit der Ardvisura Persiens als unerheblich abtun. Und dies um so eher, als ja die babylonische Kunst die Istar ohne Halsband darzustellen pflegt. Überraschende Klärung bringt aber nun der sumerische Sintflutbericht. Anu („der oben") war die höchste Gottheit der Sumerer (M. Jastrow, Relig. Babyloniens und Assyr. 1, 85). Anu ist der „Himmel". Als das Schiff sich an der Spitze des Berges gerettet hat, kommen die Götter herzu und namentlich von Istar heißt es:

„Als darauf die „Hehre" herangekommen war,
Da erhob sie das köstliche Geschmeide, das Anu gefertigt ihr zu Wunsche:
Ihr Götter hier! Bei meinem Halsschmuck! Nicht werde ich vergessen
Diese Tage ..... Bel trete nicht (herzu),
Weil er unbesonnen die Sintflut angerichtet
Und meine Menschen dem Verderben preisgegeben."

Wir sehen, daß die sumerische Himmelsgöttin, die Menschenfreundin, bei ihrem Halsschmucke schwört, den ihr der „Himmel" gefertigt hat; dieser Halsschmuck muß also ihre Besonderheit anzeigen. Der Verfasser des Berichts kennt noch diese Besonderheit, denn „Anu" d. i. der Himmel hat den Schmuck gefertigt. Dieses Halsband erscheint nur in der ältesten Zeit. Babylon vergißt seiner, anscheinend im selben Maße, in dem die ursprüngliche Himmelsgottheit Istar zu einer Göttin des Geschlechtslebens herabsinkt. Das himmlische Abzeichen des Sonnenbahn-Sternkreises wurde nicht mehr verstanden und somit vergessen. In M. Jastrows dreibändiger umfassender Darstellung der „Religion Babyloniens und Assyriens" wird der Halsschmuck der Istar nicht erwähnt. Um so wichtiger bleibt die sumerische Übereinstimmung.

In seiner „Deutschen Vorgeschichte" (2. Aufl. Abb. 167 und 168) bringt Kossinna eine größere Zahl von Abbildungen steinzeitlicher Frauen-Idole der Südindogermanen aus Podolien und Südrußland. „Es scheint so, sagt Kossinna, als hätte man im steinzeitlichen Mitteleuropa außer dem großen, allgemeinen Himmelsgotte noch andere mit bestimmten Himmelserscheinungen eng verbundene Gottheiten sich vorgestellt. Daß diese Gottheiten

nicht etwa als blinde Naturkräfte, sondern als machtvolle und zugleich auch als menschliche Persönlichkeiten gedacht worden sind, wird bewiesen durch die Häufigkeit weiblicher Tonfiguren im Kulturkreise der Südindogermanen, hinter denen sich nur eine Fruchtbarkeitsgöttin, eine Mutter Erde verbergen kann." Diese kunstlosen Leiber tragen nun als Bekleidung nichts, als Schmuck lediglich ein deutliches Halsgeschmeide. Somit erscheint das Halsband als Kennzeichen der Gottheit zeitlich vor dem sumerischen Berichte bei den europäischen Indogermanen der Steinzeit.

Das Halsband tritt also nunmehr auf:

1. bei den Indogermanen des steinzeitlichen Mittel- und Südeuropas,
2. im sumerischen Sintflutbericht,
3. bei Homer und im „homerischen" Hymnus auf den delischen (hyperboreischen) Apoll als Schmuck der Aphrodite und der Eileithyia,
4. bei der phrygisch-thrakischen Kybele,
5. bei der persischen Ardvisura,
6. bei der Ephesischen Artemis,
7. in der nordgermanischen Edda als Hauptschmuck der Freyja,
8. in der deutschen Volkssage von Woud und Freid.

In allen Fällen erscheint das Halsband als Kennzeichen (Attribut) einer himmlischen Gottheit. Es bleibt aber noch die indische Spur zu verfolgen.

Wir haben oben nach Eduard Meyer berichtet, daß die arischen Urinder in den ersten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends vor Chr. in Nordindien eintreffen. Sie kamen nach E. Forrer um 2500 vor Christus über den Kankasus nach Asien und wir dürfen ihm zustimmen, wenn er ihnen schon damals weit überlegene religiöse Vorstellungen beimißt. Wir müssen annehmen, wenn die assyrische Istar selbst sich als schon sumerisch erweist, daß auch ihre ursprüngliche göttliche Eigenschaft vorsemitisch bestimmt und daß auch die sumerische Göttermutter damit einstimmte. Brachten nun von 2500 vor Christus ab die vordringenden Urinder die indogermanische Himmelskönigin (in höherer Verehrung als nach der zarathustrischen Glaubensspaltung) in jene Gebiete, so kann zunächst dahingestellt bleiben, ob dieses Glaubensbild auch auf den sumerisch-akkadischen Völkerkreis in dieser Hinsicht befruchtend gewirkt hat; jedenfalls ist diese Himmelsgottheit so echt indogermanisch, in der griechischen Hera und der nordischen Frigg so klar übereinstimmend, daß auch der Sternenhalsbandschmuck als gleicher Quelle entsprossen angesehen werden darf.

Und in der Tat finden wir ihn in hervorragender Weise wieder in Indien. Inder, Perser und Germanen hatten ursprünglich

übereinstimmend eine bildlose Götterverehrung.[276]) Die älteste Überlieferung des Veda nennt als Göttermutter die Aditi, die „Unendlichkeit", die im Rigveda als solche verehrt wurde. Sie ist Mutter des Mitra-Varuna, der indischen Sonn-Mondgottheit d. h. des Himmels, der mit seinen beiden Augen Recht und Unrecht aller Menschen schaut; seine Späher sind die Sterne.[277]) Der Geist dieses urindischen Gottums, dessen Götternamen Boghazköi noch 1200 vor Christus für Nordkleinasien bezeugt, als seine Träger schon längst in ihr neues indisches Land eingewandert waren, ist von großer Reinheit und stiller Herrlichkeit; es ist uralter einfacher geistiger Himmelsglaube. Dieser Himmel spendet seine Fruchtbarkeit im Fallen des Taues und des Regens, aber diese Himmelswasser sind zugleich Fruchtbarkeit der Zeugung, zugleich seelische Reinigung und Bewahrer sittlicher Güter.[278]) Die Gottheit des Himmelswassers insbesondere apam napat ist voriranisch.[279]) Die Fruchtbarkeit steht auch in Indien mit dem Mondlaufe in Verbindung. Sinivali, die Göttin „mit breiten Zöpfen",[280]) gibt den Frauen Leibessegen. Aditi scheint später enthalten in der Bhavani, der Gattin Bhawas, des Werdens, sie ist die Gottheit, welche die indische Dreieinigkeit, den Trimurtis, gebiert. Diese Bhawani wird gleich der Nerthus-Freyja und Kybele an ihrem Feiertage in geheimem See gebadet.[281]) Der „dreigestaltige Gott", Brahma, Wischnu und Schiwa in sich enthaltend, ist Narayana, der in der Folge mit Wischnu, dem Erhalter, gleichgesetzt wird.[282]) Wischnu, die „erhaltende und fürsorgende Gotteskraft" steigt in die Menschenwelt hinab, so oft sein Dazwischentreten sich als notwendig erweist; im Ganzen aber d. h. während der 4 Weltalter in 10 Haupt-Geburten. Diese Verbindung der Zahlen 1 bis 4, welche zusammen die heilige Zehnzahl ergeben, haben wir in unserem Abschnitt über die Himmlische Zahl erörtert; sie vollendet sich in 12 000 Götter = d. i. in 12 000 × 360 gleich 4 320 000 Menschenjahren. Narayana ist nach der angeführten ihm gewidmeten Upanishad der „Höchste des Alls, das All selber, das höchste Brahman."

Nach den mir vorliegenden Abbildungen[283]) trägt Bhavani (Abb. 12) auf dem Haupte ein Diadem, sie hat einen Gürtel und ein weites Gewand und ein vierfaches, in zwei Windungen tief herabhängendes Halsband. Bhavani, in deren Bärmutter nach der großen Zerstörung der Welt im Feuer die Samen aller Dinge aufgenommen werden, wird mit der Eileithyia, Juno Lucina und Venus Urania gleichgesetzt.[284]) Sie hat also die Ämter der Frigg-Freyja und trägt nun auch ein Halsgeschmeide wie die nordische Göttin. Dieses Halsband zeigt auch die Darstellung des von ihr geborenen Trimurtis. Ganz besonders ist aber die Auszeichnung des Wischnu-Narayana mit gewaltigem Halsgeschmeide in die Augen fallend (Abb. 13), wie sich auch seine sämtlichen 10 Avatare

Abb. 12: Bhavani.

(Herabsteigungen) mit diesem Perlenbande geschmückt zeigen. Auf der Darstellung (Abb. 13) des Wischnu-Narayana ist das mächtige Band als eine Kette von Sternen deutlich erkennbar und wiederum tragen die aus seinem Nabel aufsteigenden 4 Welthüter denselben auffallenden Schmuck. Die achte Erscheinung Wischnus ist Krischna, der „dunkelblaue" Himmelsgott. Das Bild, das ihn an der Brust seiner Mutter Devaki zeigt, weist bei beiden dasselbe mächtige Halsband auf; dasselbe gilt von den Göttergestalten am großen Weltberge.

Das so deutliche Hervortreten eines mächtigen meist vierfach geschlungenen Halsgeschmeides auf den Bildern der indischen (auch der männlich gedachten) Weltallsgottheiten kann nicht auf einer Künstlerlaune beruhen. Es muß eine besondere Bedeutung haben und diese findet sich, wie oben erwähnt, in dem Ster-

Abb. 13: Narayana mit dem Sternen-Halsbande.

nenhalsgeschmeide des Narayana enthalten. Diese indischen Götter sind durchaus Weltallsgottheiten und kein Schmuck könnte ihnen mehr angemessen erscheinen als eben der des Sternenhimmels. Wie dem indischen Arier von altersher Sonne, Mond und Gestirne stoffliche Vertreter geistigen Lichtes waren (des Mitra-Varuna Augen und Späher, die erhabenen Himmelsadler u. a.), so erschien der Glanz des Weltalls in der Sonne verkörpert,[285]) Narayana und Brahman als Sonnenkreis. Die Sonne aber vollführt ihren geregelten nie abweichenden Lauf innerhalb der Sternbilder des Tierkreises. So liegt es nahe, in dem seltsamen, in steter Gleichförmigkeit sich wiederholenden, mächtigen, aus Sternenschnüren gebildeten Halsgeschmeide aller Weltgottheiten wiederum nichts anderes als das Sinnbild der Sonnenbahn, des Tierkreises zu erkennen. In seinem ewigen Kreise läuft die Sonne; so ist das Halsgeschmeide, das den Tierkreis versinnbildlicht, zugleich Sinnbild dessen, daß diese Weltallsgottheiten mehr und größer als die Sonne sind, wie es in der mehrfach angeführten Großen Narayana-Up. 1, 18 heißt:

„Mit eins umwandeln Himmel sie und Erde,
Umwandeln Welten, Pole und das Lichtreich."

* * *

In dem einleitenden Abschnitte über die „Ausgrabungen von Boghazköi" habe ich den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Herkunft der arischen Völker dargestellt. Danach ist das Ausgangsgebiet Mitteleuropa und zwar sehen wir die östliche Welle der Arier um 2500 vor Christus über den Kaukasus und um das Kaspische Meer nach Asien vordringen, während um 1200 vor Christus eine andere große Verschiebung teils nach Griechenland teils nach Kleinasien eintritt. Es liegt auf der Hand, daß diese arischen Völker ihre ererbten Glaubensvorstellungen in die neuen Gebiete mitgenommen und dort weiter gepflegt haben. Dabei haben wir den griechischen, den phrygischen, den persischen und den indischen Zweig zu unterscheiden.

Während dieser langen Zeit stehen die Arier an den Grenzen des babylonischen Reiches, so daß sie schon mit den Sumerern Verbindung gehabt haben müssen. Da der arische Urglaube geistiger Himmelsglaube war, so mochte Sternkunde bei diesen Völkern heimisch sein. Die skandinavischen Felsbilder bezeugen es für den Norden; die indisch-skandinavische Übereinstimmung in der Himmlischen Zahl, in der Zahl der Tore, die Sonnen-Mondbahn als Halsband der Gottheit reden eine urgewaltige Sprache. Man merkt, wie alle arischen Völker mit innerem Jubel von diesem Halsbande zeugen, von Skandinavien bis Indien; wenn das Halsband der griechischen Eileithyia „9 Ellen lang" war, so ist das gerade die mystische arische Zahl für die Ziffer 432 der Sonnen-Mondbahn.

Über das Alter und die Bedeutung der babylonischen Gestirnwissenschaft äußert sich der amerikanische Gelehrte M. Jastrow (Religion Babyloniens und Assyriens, 1905, II 1, 436) als berufener Zeuge: „Daß die babylonischen Astronomen auch das Gesetz der Präzession der Aquinoktien nicht erkannt hatten, wenn sie es auch in der allerspätesten Zeit möglicherweise ahnten, und daß in dieser Beziehung der griechischen Astronomie der Vorrang gebührt, ist bereits hervorgehoben worden. Also selbst bei der vollen Anerkennung der Grenzen der astronomischen Kenntnisse der Babylonier bleibt ihnen unbestritten das Verdienst, die Vorläufer der Griechen und somit der ganzen antiken Welt auf diesem Gebiete gewesen zu sein, aber anderseits müssen wir stets im Auge behalten, daß die erheblichsten Fortschritte, wodurch man sich zu einer wirklich wissenschaftlichen Erforschung der Erscheinungen und Bewegungen bei den Himmelskörpern aufschwang, erst nach dem Verfall des eigentlichen babylonischen Reiches zu konstatieren sind, wenn auch die Anfänge der reinen Astronomie bedeutend weiter zurückliegen und gewiß über das Jahr 700 vor Christus zurückreichen. Hängt dieser Aufschwung vielleicht mit dem Verfall der babylonischen Religion selbst zusammen, die durch das Eindringen der Perser und durch das Aufkommen des Mazdaismus erheblich gelitten haben muß, wenn auch äußerlich dieser Verfall selbst in der griechischen Zeit noch nicht zum Vorschein kommt? Es ist eine Erscheinung, die man auch sonst in der Weltgeschichte beobachten kann, daß das Eintreten eines neuen politischen Moments geistigen Aufschwung zur Folge hat, selbst wenn dieses Moment politische und religiöse Auflösung mit sich bringt, wie wir trotz der aussöhnenden Haltung der persischen Herrscher nach der Eroberung Babyloniens durch Cyrus anzunehmen haben." — Die große Ruhe der arischen Glaubensvorstellungen, wie sie z. B. in den herrlichen Liedern des Rigveda an Mitra-Varuna herrscht, und die oft wundersame Innigkeit des Gefühls, die zu den Himmlischen fleht (VIII 47):

„O breitet über uns den Schutz
Wie Vögel ihrer Flügel Paar",

mußten der arischen Himmelsforschung eine geistige Ruhe mitteilen, die ihr auch die innere Überlegenheit gegenüber aller wüsten Astrologie sicherte. Wir dürfen die Frage des amerikanischen Gelehrten, ob der Aufschwung der eigentlichen Sternwissenschaft mit dem Verfall der babylonischen Religion im Gefolge der arischen Eroberung zusammenhänge, wohl bejahen. Denn nur Babylon vergaß die sternkundliche Bedeutung des Halsbandes; damit sank Ištar von der Himmelsherrlichkeit ihres Urbildes herab, welche ihr gerade durch das beigegebene Sinnbild erhalten werden sollte.

Ich habe in dieser Arbeit versucht, an dem Beispiele des Halsbands nicht nur, sondern mehr noch an dem der Gottheit, die von seinem Licht umgeben ist, ein Verfahren darzustellen, mittelst welchen es möglich sein wird, die Wege zu verfolgen, auf denen die nordeuropäischen d. h. arischen Glaubensvorstellungen in den Süden und Osten, nach Griechenland, Kleinasien, Persien und Indien vordringen, und ferner versucht, danach aus der in den neuen Ländern sichtbar werdenden Religionsmischung ihren Bestand an arischem Erbgut zu ermitteln. Diese Wege liegen offen: In Thrakien berühren sich Deutschland und Indien; dies uralte arische Land ist Ausgangspunkt der gesamten südarischen Glaubenswelt. Von ihm aus erhalten Orpheus, Hesiod, Pythagoras, Platon und die großen hellenischen Tragiker ihre geistige und gottümliche Nahrung; Thrakien ist der Ausgangspunkt des phrygischen Gottesdienstes der Guten und Großen Mutter, der die ganze alte Welt huldigte.

Wir sahen im germanischen Norden die Frigg-Freyja in der Eigenschaft als Licht der Sternennacht, als Gottheit der Liebe und Ehe, der Geburt und des Todes, als Gottheit, welche alle Zukunft weiß, wenn sie sie auch verschweigt, als Verleiherin der Weisheit, des Sieges, als Spenderin der Unsterblichkeit; ihre Wohnung ist die Höhe des strahlenden Himmelsberges, sie webt die Geschicke der Welt und bewahrt ihre Schlüssel, sie ist das Weltall selbst, ist Urnacht, Urmutter, Urliebe; Jungfrau und Mutter, mädchenhaft und unsterblich trägt sie an ihrem schönen Halse das mächtige Glanzhalsband, den leuchtenden Kreis der ewigen Gestirne. Und wie Gott weder Mann noch Weib ist, sondern beides umschließt, erhaben über irdisches Auseinander, so ist Gott selbst, nicht nur Gott-Vater, sondern auch Gott-Mutter, erhaben über beides, die Gottmutter ist nichts anderes als seine Stellvertreterin.

Beim Vordringen in den Süden ging die Einheit der alten himmlischen Vorstellungen verloren. Nun treten mit der heiligsten Hestia die griechischen Einzelgöttinnen auf, die Geburtsgöttin Eileithyia, die Nacht- und Liebesgöttin Aphrodite, die Ehegöttin Hera, die des Todes Persephone und Kora, des Glückes Tyche, die der Fruchtbarkeit die ephesische Artemis, die des lichten Mondhimmels die thrakisch-griechische Hekate-Artemis, die Göttin der Weisheit, des Sieges, Athene. Man kann diese Göttinnen ihre Ämter vereinigen lassen und hat doch noch nicht die leuchtende Ganzheit der nordischen Sternenfrau: Hinzukommen muß noch die auf dem phrygischen Berge wohnende Göttermutter Rheia, hinzukommen auch die Große Gute Mutter vom Berge, Kybele, deren Hals der Sternenkreis ziert.

Dasselbe leuchtende Halsband trägt die ephesische Artemis wie die persische Ardvisura, beide nur Abglanz des nordischen

Lichtes.[286]) Erst in Indien glänzt dieses Licht wieder in unvermittelter Größe und Kraft, das Überirdische im Sternenschmucke verkündend.

Der arische Norden gab das Glaubensbild der Gottmutter dem Süden und um es vor menschlicher Verderbnis zu schützen, um ihm seine Weltallsgröße zu bewahren, gab er dem lichten Glaubensbilde der Gottmutter das leuchtende Halsband des Sternenkreises mit. So wie die 540 Tore von Walhall in sternkundlicher Zahl Ursinn und Urgröße der lichten Götterburg als Gottall erhalten sollten, so sollte die Urmutter vor aller Vermenschlichung durch den sinnbildlichen Sternenschmuck des Tierkreises bewahrt bleiben. Der Süden lohnte schlecht das himmlische Geschenk; er zerriß es und suchte immer weiter abfallend und vermenschlichend seine kleinere Menschlichkeit zum Siege zu führen. Und doch war das alte Bild der lichten Gottmutter so groß und so stark an innerem Leben und an innerer Wahrheit, daß selbst die christliche Welt (Offenb. Joh. 12, 1) sich ihm beugte und der Gebärerin des Gottsohnes, dem irdischen Mädchen, den Sternenmantel des Weltalls lieh:

„Wenn ins Land die Wetter hängen
Und der Mensch erschrocken steht,
Wendet, wie mit Glockenklängen,
Die Gewitter dein Gebet.
Und wo aus den grauen Wogen
Weinend auftaucht das Gefild,
Segnest du's vom Regenbogen —
Mutter, ach wie bist du mild!
Wenn's einst dunkelt auf den Gipfeln
Und der kühle Abend sacht
Niederrauschet in den Wipfeln:
O Maria, heil'ge Nacht!
Laß mich nimmer wie die andern,
Decke zu der letzten Ruh
Mütterlich den müden Wandrer
Mit dem Sternenmantel zu."

Sehen wir von der müden Stimmung Eichendorffs, des christlichen Dichters, ab, so ist die Vorstellung selbst ganz der altgermanischen, urarischen entsprechend. Ihr Name Fru Freke oder Fruike[287]) in Niedersachsen und Ukermark, Frau Holle in Hessen, zeigt sich verbunden zu Friga holda in einer spanischen Abschrift[288]) der Burchardschen Dekretensammlung zu Madrid vom Jahre 1143. Man weiß, wie schwer oft es im Reformationszeitalter fiel, dem deutschen Volke die Marienverehrung zu nehmen.

Die Königin des Himmels bedarf nicht des Geglaubtwerdens. Sie ist ewig da wie das Sternenband, das ihren schönen Hals

ziert. Unsichtbar erleuchtet sie alle Welt. Und jeder Seufzer und alle Sehnsucht finden den überirdischen Weg „jenseits der Sonnenbahn" in die leuchtende Halle, die das Weltall selber ist, zur Mutter aller Huld, der Spenderin des Lebens und der todüberwindenden Unsterblichkeit. Und wie das germanische Gemüt in Gott seine Heimat weiß, so ist ihm Gott nicht nur Vater, sondern Vater und Mutter zugleich, Einheit alles Lebens und Sterbens.

* * *

Wir haben am Beispiele der Allmutter und Alljungfrau mit dem leuchtenden Halsbande die Weltallsgröße der germanischen und indogermanischen Gottheiten gezeigt, welche sie mit dem Allvater teilen. Damit ist ein weiterer Beweis gewonnen, daß die „sitzgeräumige" Halle der Allmutter dieselbe ist wie die Walhall Allvaters; die Männer kehren zu Odin, die Frauen zu Frigg-Freyja heim, aber die Auserwählten d. h. die Bewährten, die berufen werden, den letzten Kampf mitzukämpfen, werden von beiden erkiest und empfangen. Sie walten mit den Asen der Welt. Eignen aber dem Odin und der Frigg die Weiten des Alls, so dürfen wir nun auch den anderen Gottheiten, dem Thor und Balder, dieselbe Weltallsgröße zuerkennen und annehmen, daß die eddischen Ausdrücke wie „Herrschaft über die 9 Welten" und „Vernehmbarkeit durch die 9 Welten" der Hel, welche ja licht und dunkel zugleich erscheint, und dem Heimdall dieselbe umfangende Weltallsweite zuweisen sollen. Damit aber sind alle diese Götter und Göttinnen aus der späten Verderbung und Verknöcherung vermenschlichender Vorstellung befreit und in ihr wahres Reich unzerstörbar wieder eingesetzt. Es wird verständlich, daß die Indogermanen, sowohl Perser als Inder und Germanen, ihren „Göttern" keine Tempel bauten, wie Tacitus von den letzteren berichtet: „Die Götter nicht innerhalb der Wände einzuschließen oder irgendwie nach Art des menschlichen Antlitzes zu bilden, das erachten sie der Größe der Himmlischen angemessen."

Hiermit nehmen wir den am Schlusse des vorigen Abschnittes unterbrochenen Gang der Untersuchung wieder auf.

Wir haben gesehen, daß die Himmlische Zahl 432 000 aus der scheinbaren Gemeinsamkeit des Sonnen- und Mondumlaufes mit 360 Sonnentagen des Jahres und 27 Tagen des Sternmonats gebildet worden: In Indien ist Mitra und Varuna gleich Sonnen- und Mondlauf, so daß ihnen wie dem Allschöpfer Pradjapati die Himmlische Zahl zukommt. Frigg-Freyja verhält sich zu Odin ebenfalls wie die Lichtmacht der Nacht mit dem Monde zu der Lichtmacht des Tages mit der Sonne; beide vereint, Urmutter und Urvater, geben die göttliche, geistige Himmelsehe, in deren gemeinsames Weltallshaus die auserlesenen Kämpfer eingehen. Auch das germanische Bild der Gotteshalle, des leuchtenden Weltalls, birgt dieselbe Himmlische Zahl.

Es ist derselbe Himmelsglaube in Indien wie in Skandinavien. Tag und Nacht, Sonne und Mond, Jahr und Monat geben die beiden Grundtatsachen des Alls als männliche und weibliche Seite der einen Gottheit. Der Sonnentag ist die zeugende, die Mondnacht die gebärende Hälfte der himmlischen Ehe, Schöpfergeist und Lebenskraft. Vereint sind sie in vielfältiger Spiegelung das allumfassende himmlische Licht.

Über Babylon hinweg grüßen sich Edda und Veda.

VIII.

Der Ursprung der germanischen Weissagung und die Apokalypse.

Seit langem ist immer wieder behauptet worden, daß die eddische Götterdämmerungslehre christlichen Ursprungs und insbesondere der Offenbarung Johannis entnommen sei. Dieser Ansicht, die sich auf bemerkenswerte Übereinstimmungen zwischen der nordischen und christlichen Weissagung gründet, ist andererseits vielfach widersprochen worden. Vor allem wird darauf hingewiesen, daß in der aus dem Weltuntergange auftauchenden neuen Welt nicht der christliche Gott, sondern die alten Götter in verjüngter Gestalt herrschen sollen; ein christlicher Einfluß würde aber dem christlichen Glauben gerade in diesem wesentlichen Punkte zum Durchbruche verholfen haben.

So wertvoll dieser Einwand ist, so werden doch erst die nachfolgenden Gleichungen zwischen dem germanischen und persischen Glauben den alten Streit endgiltig beizulegen geeignet sein. Und wenn wir schon in dem Abschnitte über die Himmlische Zahl die Übereinstimmung zwischen den arischen Glaubenszweigen, die Abwegigkeit der „Offenbarung" und ihre Herleitung aus Persien (über den babylonischen Daniel) bewiesen haben, so wird der Beweis der Zahl nun durch andere gewichtige Gründe bestätigt werden.

Die Fesselung des Bösen

bei den

Germanen.	**Parsen.**
Des Fenriswolfes Fesselung geschieht mittelst einer Schnur an einem großen Felsstein. Gylf. 34.	Das Ungeheuer Dahaka („Verderben") ist von Angramainjus als die kräftigste von allen Truggestalten der Finsternis hervorgebracht. Yasna 9, 25 f.

Loki wird von den Asen in einer Höhle an drei großen Steinen gefesselt. Eine Schlange träufelt ihm Gift ins Antlitz; er windet sich darunter, wenn es ihn trifft, so gewaltsam, daß die Erde davon bebt. Erst zum Endkampfe kommt er los.

Gylf. 50. Vol. 35.
Balders Tr. 14.

Er „wird im Berge Demavand festgebunden, wo er bis zur Auferstehung bleiben wird und durch seine Zuckungen und Bemühungen sich loszureißen die Erdbeben verursacht."

Jamaschp-name, Spiegel I 32. II 71.
Windischmann S. 18. 29. 39.

Das Jamaschp-name enthält nach Spiegel „gewiß ältere Ansichten" und in der Tat ist gerade diese Fesselung eines Riesen durch den Gott nicht nur in Persien und in der Edda, sondern auch in Indien und Griechenland uralt bezeugt. Derselbe Kampf wird in den Vedas dem Trita beigelegt wie in den Parsenschriften dem Thraetaono oder Fredun. Auch der an den Felsen geschmiedete Feuerbringer Prometheus erregt Erdbeben durch seine Zuckungen.

Auf das erheblichste stimmt die griechische Sage ein. Typhoeus, ein Ungeheuer mit 100 Drachenhäuptern, stritt mit Zeus um die Herrschaft der Welt und wurde von ihm mit dem Blitzstrahl gebändigt und in den Tartaros geworfen.[289]) Nach Pindar liegt er gebändigt unter dem Aetna und erregt dessen Beben durch seine Zuckungen.[290]) Die Gleichung geht aber noch weiter. Hesiod (700 vor Christus) unterscheidet vom Typhoeus dessen Sohn Typhaon; dieser zeugte mit der Schlangenjungfrau Echidna im Arimerlande in der Erde 3 Ungeheuer, den Hund Orthros, den Kerberos und die lernäische Schlange (Theog. 306 ff.). Geradeso zeugt Loki mit der Riesin Angrboda die drei Weltungeheuer Hel, den Fenriswolf und die Midgardsschlange. Orthros aber ist längst auch in dem von Indra besiegten Drachen Vritra wiedergefunden.

Wir erkennen also in der Darstellung der Edda von der Fesselung Lokis, insbesondere in ihrem Zusammenhange mit der Lehre vom Weltende eine Gemeinsamkeit mit Persien; sie wird dadurch noch deutlicher, daß beide den gefesselten Vertreter der Finsternis erst zum letzten Weltkampfe wieder loslassen. Demgegenüber kennt die Offenbarung Johannis diesen Zug überhaupt nicht, sie weiß nichts von den Zuckungen, welche Erdbeben verursachen, obgleich sie von Erdbeben genug zu berichten hat. Die Edda kann daher diesen in der persischen und griechischen Welt bekannten Zug nicht aus der „Offenbarung" genommen haben. Er ist „gewiß älter" und hat dem arischen Glauben lange zuvor angehört. Der Gedanke ist offenbare Schöpfungssage: Indra, Zeus, Donar, Freyr und Sigfrid sind eines Stammes.

Einen weiteren Beweis für die Übereinstimmung der germanischen und parsischen Endsage, welche diese beiden vor der „Offenbarung" voraushaben, ergibt die folgende Übersicht.

Das Weltende

bei den

Germanen.	Parsen.
1. Der Fimbulwinter wird in der Jüngeren Edda geschildert: „Dann tritt Schneegestöber ein, es gibt scharfen Frost und Stürme, und von der Sonne hat man keinen Nutzen. Es kommen 3 Winter hintereinander und kein Sommer dazwischen; vorher gehen schon 3 andere Winter, in denen in der ganzen Welt Krieg sich erhebt. — Der Wolf verschlingt die Sonne, so daß die Menschen kaum noch etwas zu sehen vermögen, und der andere Wolf den Mond. — Dann wird der Fenriswolf frei, und das Meer braust an die Küsten, da die Midgardsschlange im Riesenzorne sich windet.“ Gylf. 51.	„Über die böse stoffliche Menschheit sollen die Winter kommen und infolgedessen der strenge verderbliche Winterfrost; — infolgedessen zunächst das Gewölk Schneemassen herschneien wird.“ Vîdewdat 2, 22. W. Vendidad 2, 47; Sp. I 73, Anm. 3. „Die Zeichen sind sehr schwere Plagen für die Menschen. Vor allem Kriegszeiten. — Wölfe und andere reißende Tiere werden großen Schaden tun. — Wenn (diese Zeit) zu Ende geht, wird ein Winter ... eintreten, es wird 3 Jahre Winter bleiben. In diesem Winter werden alle Geschöpfe umkommen.“ Jamaschp-name Sp. I 33.
2. Lifthrasir wird sich mit Lif verbergen in Hoddmimirs Gehölz.“ Wafthr. 45. Gylf. 53.	(Fortsetzung): „Dann wird man die Türen des Gartens des Yima öffnen, die Bewohner dieses Gartens werden herauskommen und die Welt wieder bevölkern ... alle bösen Geschöpfe werden verschwinden.
„Balder wird kommen.“ Vol. 62.	(Nach einem Rückfall in böse Zeit) wird Sosiosch (Sprößling des Zarathustra) erscheinen, in seiner Zeit wird der böse Dahaka von seinen Banden los werden. — Da wird aber auch Sam-Kereçaçpa wieder erscheinen und wird ihn zwingen, das masdayasnische Gesetz anzunehmen, aller Betrug wird verschwinden. Dann wird die Auferstehung eintreten, die Menschen werden, nachdem sie sich nur noch von himmlischer Speise nährten, rein wie ein Spiegel sein.“ Jam.-Name a. a. O. vgl. Bundehesch 31, Yasna 47, 9 Sp.. 63, 3 u. a. Theopomp (Plutarch, über Isis und Osiris).
„Nidhogg, die funkelnde Natter, wird versinken.“ Vol. 66. „alles Übels Ende wird kommen.“ Vol. 62.	
„Morgentau wird ihre Nahrung sein.“ Wafthr. 45. „Auf unbesätem Acker werden Ähren wachsen.“ Vol. 62. „Dort werden wohnen wackere Scharen und ein Glück genießen, das nimmer vergeht.“ Vol. 64.	
3. Die Kämpferpaare: Beim Endkampfe kämpfen insbesondere Odin (Schöpfer) mit dem Fenriswolf (Zerstörer), Thor (Gott der Erde und Sitte) mit der Midgardsschlange („Erd-	„Überwunden wird (auch) Aka Manah, Vohu Manah überwindet ihn; überwunden wird das falschgesprochene Wort, das wahrgesprochene Wort überwindet es; überwinden wird Haurvatat und

umschlingerin"),
Freyr (Gott des Lichtes, der „weiße") mit Surt (dem „Schwarzen"),
Heimdall (Gott des guten Gerichtes, der „heilige") mit Loki (dem Geiste des Bösen),
Tyr (Himmelsgott) mit Garm (dem Höllenwächter).
Vol. 50 ff. Gylf. 51.
Die Einheerer kämpfen mit den Leuten der Hel, mit dem „Wolfe".
Vol. 51. Grimn. 23.
Gylf. 51. 38.
„jeder, der gewillt ist, den Asen zu Hilfe zu kommen".
Gylf. 51.

Ameretat beide: Hunger und Durst; fliehen wird ohnmächtig der üble Werke wirkende Angramainjus."
Yascht 19, 96.
„Dann wird Ahuramasda mit Angramainju, Wohumano mit Akumano, Aschavahista mit Andra, Khschathra wairja mit Cawar, Cpenta armaiti mit Taromaiti, Haurwatat und Ameretat mit Tairitscha und Sairitscha, die wahre Rede mit der Lügenrede, Craoscha mit Aeschma kämpfen."
Bundehesch 31.
„Die Frawaschis (der Aschagläubigen) sind die beim Schlußwerk tätigsten." Yascht 13, 76. Bund. 2.
„die mir zu Hilfe kommen."
Yascht 13, 19.

In dieser Übersicht treten neben der Grundübereinstimmung besondere Gleichungen hervor. Germanien und Persien kennen den Fimbulwinter von drei Jahren. Die „Offenbarung" weiß von diesem „dreijährigen Weltwinter" nichts; die Edda muß ihn mithin aus anderer Quelle genommen haben. Da die Grundgedanken der Weissagung als persisch dem Griechen Theopomp, 400 vor Christus, bekannt sind, wie aus dem Plutarch hervorgeht, auch schon die ältesten Schriften des Avesta diesen „Winter" kennen, so wird auch hier wie in den anderen oben erwähnten Fällen die Quelle in alten gemeinsamen Vorstellungen zu suchen sein. Daß aber in der eddischen und persischen Weissagung der entsetzliche dreijährige Winter gelehrt wird, während die Apokalypse diesen Zug nicht kennt, läßt wiederum auf einen nördlichen Ursprung der Sage schließen, welchem die Schrecklichkeit eines „Schneemassen treibenden" Winters und ein starker Unterschied der Jahreszeiten geläufig war. Gerade „von den im Osten und Westen angrenzenden Tiefebenen Indiens und Mesopotamiens unterscheiden sich[291]) die klimatischen Verhältnisse des iranischen Hochlandes in hohem Grade. Gleich den Steppenländern im Norden besitzt es die Merkmale eines überaus schroffen Kontinentalklimas, dessen Haupteigentümlichkeit ein solch bedeutender Abstand der höchsten Sommer- und der tiefsten Wintertemperatur ist, wie er sich weder im westlichen Asien und in Indien noch auch in Europa findet. Sinkt in den nördlichen Wüsten das Thermometer im Winter bis zu — 30 ° C, so erreicht es dagegen im Sommer mitunter eine Höhe von + 50 °. Die mittlere Temperatur des Januar ist in Taschkend etwa die nämliche wie in Norwegen und Petersburg; die des Juli dagegen stimmt mit der Nordafrikas und Ägyptens überein." So deutet auch die älteste Überlieferung des Avesta (Videvdat 1) auf eine nördliche Herkunft des Zendvolkes, in dessen Ursprungsgebiet „2 Monate Sommer und 10 Monate Winter" herrschten. Die

persisch-germanische Übereinstimmung im dreijährigen „Fimbulwinter" scheint demnach gegenüber dem Ausbleiben dieses Zuges in der Apokalypse sich in ältester indogermanischer Gemeinsamkeit zu begründen.

Ganz besonders scheint dies auch für die Sage vom Überleben reiner Menschen in dem Weltgehölz, dem Weltbaum, und in Yimas Garten gelten[292]) zu dürfen. Auch von diesem bedeutsamen Zuge weiß die Offenbarung Johannis nichts. Die Edda läßt die den Weltuntergang überlebenden Menschen sich von „Morgentau nähren"; an anderer Stelle bringen dann „unbesäte Acker Ähren hervor." Beides scheint dasselbe sagen zu sollen und das gleiche wie „die himmlische Speise", von der die oben angeführte Stelle unserer Übersicht spricht. Das Alter der Vorstellung bezeugt 400 v. Chr. wiederum der Grieche Theopomp vom persischen Glauben: „Endlich aber werde es mit dem Hades (d. i. Angramainjus) doch aus sein und die Menschen würden in einen Zustand der Glückseligkeit versetzt werden, worin sie weder Nahrung brauchten, noch ihre Körper Schatten werfen würden." (Plutarch, Über Isis und Osiris). Es liegt klar zu Tage, daß auch in diesem Punkte die Edda eine nahe Beziehung zum ältesten Zukunftsglauben der Perser zeigt, während die „Offenbarung" diesen Zug überhaupt nicht kennt.

Auch der ganz sagenhaft gesehene Kampf der lichten Mächte mit denen der Finsternis, die auffallende, mit besonderer Liebe ausgemalte Paarhaftigkeit des Kampfes, in welcher Edda und Avesta übereinstimmen, fehlt dem Verfasser der Offenbarung. Dasselbe gilt für die Weltscheidebrücke, das Sinnbild der sittlichen Weltordnung; sie ist in vollkommener Klarheit dem arischen Glauben gemeinsam, während der Apokalyptiker überhaupt nichts von ihr weiß.

Der Weltbrand wird in der Sommersonnenhöhe nach persischer Überlieferung dadurch möglich, daß „der Regen gehemmt" wird. Die Lesart der Edda, Hyndla 42, regin (Götter) statt regn (Regen) scheint daher irrig.

Die stärkste grundlegende Übereinstimmung zwischen der nordischen und persischen Darstellung findet sich in der Lehre vom Ende selbst.

Nach dem Bundeheseh (31) wird in Übereinstimmung mit Theopomp am Ende des Kampfes zwischen Ahuramasda und Angramainjus ein einziges Lichtreich herrschen. Angramainjus und die bössamige Schlange werden zu Grunde gehen. „Diese Erde der Hölle wird wieder zur Fruchtbarkeit der Lebendigen gelangen, eine neue Schöpfung in der Welt nach dem Wunsche der Lebendigen, unsterblich für immerdar." Das Alter dieser Lehren weist Windischmann (S. 232) im Besonderen nach. In der Tat entspricht die Darstellung des Bundeheseh der Lehre der

alten Schriften. „Bei der großen Neugestaltung wird die Drug wieder dahin gebracht werden, woher sie auch herzugekommen war und es wird zu Grunde gehen die Schurkin und es wird verderben der Schurke.“ [293])

Theopomp (400 v. Chr.) berichtet an der schon erwähnten Stelle, „daß nach der Lehre der Magier die ganze Zeitdauer nach abwechselnden Perioden von je 3000 Jahren unter beide verteilt sei, so daß, wenn der eine während der einen Periode von drei Jahrtausenden das Übergewicht habe, der andere unterliege und umgekehrt; und daß in drei anderen Jahrtausenden beide gegeneinander kämpfen, um dasjenige wieder zu zerstören, was der andere vor sich gebracht hatte. Endlich aber werde es mit Ahriman doch aus sein und die Menschen in einen Zustand der Glückseligkeit versetzt werden, worin sie weder Nahrung brauchen, noch ihre Körper Schatten werfen würden. Der Gott aber, der dieses alles auf die Weise veranstaltet und angeordnet, ruhe unterdessen und sehe dem Laufe der Dinge während dieser ganzen Zeit zu, einer Zeit, die für einen Gott ebensowenig langweilig sein könne, als einem Menschen die kurze Zeit, die er schläft.“ Diesen Gott, der nach dem Endkampfe das Lichtreich beherrschen wird, höher als Ahuramasda und Angramainjus, nennt Aristoteles (Metaph. 14, 4) nach der Lehre der Perser das „vollkommenste Urwesen, den Erzeuger aller Dinge.“

Diese Lehren und Berichte gehen also auf ein völliges Lichtwerden der Schöpfung auf Grund ihrer Neugestaltung hinaus. „Das wichtigste Leben ist der Untergang des Vohumano“ d. h. das wahre Leben beginnt erst nach dem Endkampfe, der den Untergang der jetzigen Welt bringt. [294]) Immer wieder kehrt der Ausdruck „bis zur gewaltigen Neugestaltung“. So spricht der Bundehesch nur die alte Lehre aus: „Ahuramasda hat zu jener Zeit sein Schaffen vollendet, die Schöpfung wird so sein, daß kein Werk mehr zu tun ist.“ Die Weltscheide der Brücke kann versinken.

Die Schöpfung lag bis dahin im Argen, sie wird durch den Endkampf in der gewaltigen Neugestaltung erst vollendet. Eine wirkliche Welt tritt ein, ohne Tod und Böses. Hierin liegt die große Übereinstimmung mit der nordischen Lehre. Loki und Nidhogg werden vergehen. Eine neue Sonne wird auf der Mutter Wegen fahren. [295]) Der Starke von oben kommt herein, „Weihung setzt er, die währen soll“ — für wackere Menschen und schuldlose Götter. [296])

Ganz anders die Weissagung der „Offenbarung“! „Und der Teufel ward geworfen in den feurigen Pfuhl und Schwefel, da auch das Tier und der falsche Prophet war; und sie werden gequält werden Tag und Nacht von Ewigkeit zu Ewigkeit“

(20, 10). Dies ist auch Christi Lehre vom Jüngsten Gericht (Matth. 25, 46): „Sie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben." Ebenso Jesaias 66, 24.

Wir haben also folgende Lage: Nach der germanischen und parsischen Glaubenslehre ist die Schöpfung von vornherein unvollkommen, sie ist aus Licht und Finsternis, aus Göttlichem und Riesischem gemischt. Der Mensch nimmt an dieser Mischung teil. (Vgl. Anm. 297.) Die Aufgabe der Schöpfung, zu welcher Götter und Menschen gehören, ist die Überwindung der Finsternis, des Riesischen. Der Mensch, der seiner göttlichen Abstammung und Bestimmung dient, kämpft diesseits und jenseits auf der Seite des Lichtes und Lebens gegen die Macht der Zerstörung, seine Aufgabe reicht über das Diesseits hinaus. Aber die Finsternis wächst, bis endlich ein Tag kommt, der alles zum Entscheidungskampfe ruft. Aus diesem geht eine neue Welt hervor, in der allein das Licht, allein das Leben herrschen werden. In jener Zeit erst wird die Schöpfung vollendet sein. In der apokalyptischen Auffassung herrscht dagegen die alte Lehre der Genesis, daß die Welt von Gott von vornherein gut geschaffen war. Die Schöpfung war also von Anfang an vollendet: Das Ende ist das Jüngste Gericht, welches mit der Verewigung des Bösen in ewiger Höllenpein schließt.

Kann es größere Gegensätze geben als zwischen der germanisch-persischen und der alt und neutestamentlichen Ansicht? Über dem Kampfe der zwei Gewalten Licht und Finsternis, über Göttern und Riesen erhebt sich die ursprüngliche, die höhere Einheit; der Dualismus der arischen Welt, in der Notwendigkeit des Diesseits begründet, notwendig in einer so grenzenlos von Bosheit, Finsternis und Zerstörung erfüllten Welt, führt durch das Wunder des im steten Kampfe tätigen und sich opfernden Lebens zur Erlösung: eine neue Welt gebiert sich aus dem Opfer. Über dem praktischen Dualismus erhebt sich die Einheit der Urgöttheit, des Urwirkers aller Dinge und alles Geschehens. Aber diese All- und Urgottheit läßt diesen Kampf geschehen, weil sie ihn zu ihrem Ziele, der Vollendung der noch nicht beendigten Schöpfung, der völligen Neugestaltung und Bewahrung allein des Lichten, braucht. Alle Finsternis, alles Böse ist darum notwendig, weil aus dem Kampfe allein die Kraft des endlichen Sieges emporsteigt.

Der Dualismus der neutestamentlichen Lehre bleibt dagegen ungelöst. Die Schöpfung, zuerst gut, verfällt, obgleich doch von Gott geschaffen, sofort ins Böse. Nun geht alles auf ein Gericht über Gute und Böse hinaus; das Jüngste Gericht hat nicht das Ziel, das Böse zu vernichten. Das Böse bleibt. Der Dualismus bleibt mit ihm; in ewiger Höllenstrafe wird das Böse gequält, während die Gerechten unterdessen sich des ewigen Lebens freuen. Kein Zug der Liebe geht durch dies dem arischen Geiste fremde

Gemälde; kein Zug des Erbarmens! Im Gegensatze zum arischen Gedanken kennt der alt- und neutestamentliche Gott nicht das Ziel des vollendeten, alles vollendenden Gottesreiches. Und so zeigt sich, daß auch in diesem entscheidenden Punkte die arische Menschheit eine seelische Einheit bildet. Dort ist das Sündengericht das Endziel der Weissagung, den Ariern kündet sie die Vollendung der Welt durch ihre Überwindung!

Während die verworrene Vorstellungsmasse der Apokalypse mit dem Schöpfungsberichte der Genesis kaum noch irgendwelchen Zusammenhang hat (wodurch allein schon die Entlehnung bezeugt wird), baut sich die eddische Weissagung klar auf der eddischen Schöpfungslehre auf und vollendet so vollkommen ein einziges einheitliches Geschehen.

Entstanden als zeitlicher Frühling zwischen Winter- und Sommersonnenwende (nicht des Jahres, sondern des mystischen Weltalters), zwischen Eis und Feuer, zwischen der Bosheit Lokis und der Zerstörungswut Surts eilt die Schöpfung wintergeboren, im Weltenumschwung der Höchstglut des feindlichen Feuers in der Sommerwende, dem Weltbrande entgegen. Die Dauer des Weltalters ist im Sinnbilde des Jahres mit Sonnen- und Mondumlauf in der Zahl 432 000 bestimmt; sie hängt ab von der Aufrechterhaltung der Zucht im Menschengeschlecht; verfällt diese, so reißen die Feinde sich los, Licht und Finsternis, Gut und Böse, Götter- und Riesenwelt fallen im Endkampfe; der Weltbrand zerstört Himmel und Erde. Aber das Selbstopfer der Götter und Helden ist nicht vergebens: Aus der zerstörten Riesenwelt steigt der Lichtgedanke der göttlichen Mächte, Balder, nun mit ewigem Frühling wieder auf; der Urbaum grünt, alles Übels Ende ist da, die Gottesabsicht ist vollendet. Die eddische Weissagung geht unmittelbar aus der Schöpfungslehre der Edda hervor; sie ist keine müßige Erfindung, sondern enthält die sittliche Grundansicht des alten Glaubens: Bis zum Tode für das Licht zu streiten, weil es sonst gänzlich zu Grunde gehen muß; und wir mit ihm.

In dem Abschnitte über die Himmlische Zahl („Offenbarung der Offenbarung") haben wir die babylonische Herkunft der 12 Tore des Neuen Jerusalems aus der Tierkreisvorstellung erkannt. Auch die Edda gibt ihrer Walhall Tore, aber es sind 540; für die Tore (dura) erscheint in einem eingeschobenen Gesätze der Ausdruck golfa d. i. Räume. Diese „Räume" entsprechen völlig der (den Chaldäern ungeläufigen) indischen Einteilung des Tierkreises in 27 Mondhäuser für die Tagnacht bezw. $2 \times 27 = 54$ für die 12 Stunden des Tages und der Nacht. Es besteht also die merkwürdige Erscheinung, daß die Apokalypse sich an die babylonische, die Edda an die indische Einteilung des Tierkreises hält. Die Erklärung hierfür haben wir bereits angedeutet: Der Edda liegt das klare Verständnis für die Entstehung der Himm-

lischen Zahl aus der mystischen Gleichung des Sonnen- und Mondumlaufes zu Grunde. Wie die Inder ursprünglich eine 9tägige Woche hatten, so muß eine solche in ältester indogermanischer Zeit aus dem 27tägigen Sternmonat abgenommen sein und auch bei den Germanen gegolten haben. Dann war die Übernahme der Himmlischen Zahl in die Edda aus fremder Überlieferung nicht nötig, sie entstand immer wieder aus dem Bestreben, die 27nächtige Mondbahn mit den 360 angenommenen Tagen des Sonnenjahres in einheitlicher Vorstellung zu verbinden. So geht die germanische Gleichung durch die persische Überlieferung hindurch in indoarische Tiefen.

Wir haben in einem früheren Abschnitte gesehen, daß der arische Weltbaum in der Edda eine Bedeutung hat, die uns berechtigt, ihn als den „heimlichen Helden" der Voluspa zu bezeichnen. In der Apokalypse tritt nun im letzten Kapitel in einem einzigen Verse der Lebensbaum auf, „das Holz des Lebens, das trug zwölfmal Früchte und brachte seine Früchte alle Monate; und die Blätter des Holzes dienten zu der Gesundheit der Heiden." Es ist klar, daß diese Vorstellung auf den lebenspendenden Weltbaum als Weltachse zielt, dessen 12 Monate mit den 12 Sternbildern des Tierkreises im Einklange stehen. Einen inneren Zusammenhang hat dieser Lebensbaum mit der Apokalypse sonst nicht; erwägt man, welche Bedeutung er in der arischen Überlieferung, insbesondere in der Voluspa hat, so zeigt sich, daß der Apokalyptiker den großen Zusammenhang, aus welchem er schöpfte, nur wenig verstanden hat.

Dasselbe gilt von der leuchtenden Himmelsfrau, die (im Beginne des 12. Kapitels) wohl den Zusammenhang mit der Himmlischen Zahl und mit deren arischem Hintergrunde verrät, in der Apokalypse aber völlig zusammenhangslos und fremd erscheint.

So steht die nordische Weissagung fest auf angeborenem, ursprünglichem Grunde. Sie unterscheidet sich in Wesentlichem von der neu- und alttestamentlichen Lehre. Daß sie also aus dieser stamme, kann nicht mehr behauptet werden. Wohl aber ist erwiesen, daß der biblischen Lehre persische Lehre zu Grunde liegt: Wie denn auch der Apokalyptiker, obgleich er es auf alle Weise zu verbergen sucht, über sich und seiner Weissagung die Herrschaft der „Himmlischen Zahl" und also seine Erleuchtung aus fremdem Lichte anerkennt.

Nach Plutarch [298]) glaubte auch Hesiod, daß die „Dämonen" nach einem bestimmten Umlaufe der Zeit der Tod treffe. Plutarch führt eine Berechnung aus einem verloren gegangenen Werke des Hesiod an, deutelt vergeblich an der Zahl 54, die ja auch in den 540 Toren Walhalls wiederzukehren scheint, und fährt dann fort: „Ich glaube, die ganze Stelle des Hesiod enthält eine Anspielung auf den Weltbrand. Darauf versetzte Cleombrotus: Ich höre es von vielen und sehe es, daß die Lehre der Stoiker von

Weltbrand in die Lehre des Hermäus und Orpheus ebensogut eingedrungen ist als in die des Hesiod."

Auf orphische Überlieferung scheint sich ferner zu beziehen, was Plutarch in seiner Schrift über das Fleischessen vom Weltanfange sagt: „Aber unser Leben begann im traurigsten und schrecklichsten Zustande und von der Entstehung weg waren wir in den äußersten Mangel versetzt. Noch verdeckte das Dunkel der Luft den Himmel und die Gestirne, die in trübes undurchdringliches Gewölk von Dunst und Feuer und Wirbelstürmen gehüllt waren. Noch hatte die Sonne nicht ihren bestimmten Ort und ihren festen unveränderlichen Lauf, wo nicht

„Schied sie den Morgen vom Abend und führte die Zeiten des Jahres
Wechselnd herum in dem Schmuck fruchtprangender Kränze von Ähren,
Wüst und leer war die Erde —"

vom Austreten ungeheurer Ströme und weite Landstriche lagen von Sümpfen entstellt durch diesen Schlamm und durch unfruchtbares Gestrüpp und Gewürze verwildert. Kein Mittel zur Erzeugung milder Früchte, kein Werkzeug der Kunst keine menschliche Erfindung! Der Hunger ließ uns keine Zeit, und keine Saat, wenn sie auch da war, erreichte die Tage der Reife."

Wir haben hier eine deutliche Wiederholung der Weltentstehungslehre der Edda nach der Voluspa, mithin ein ferneres Zeugnis für das Alter der Vorstellungen, welche den germanischen Norden mit dem arischen Osten und Süden verbinden. Das Mittelland ist wiederum Thrakien, des Orpheus sagenhafte Heimat, das Ausgangsland des griechischen Volksglaubens.

Eine besondere Übereinstimmung des eddischen und des Offenbarungsberichtes hat man im „Herabfallen der Sterne" beim Weltbrande finden wollen. Aber abgesehen davon, daß auch Persien diesen Zug hat, erhellt seine Ursprünglichkeit im Norden aus der eddischen Schöpfungslehre selbst. Die Schwärme von Sternschnuppen nämlich, welche jetzt im August ein oft wunderbares Schauspiel bieten, fielen vor 4000 Jahren, damals, als auch der Große Wagen noch eng um den Himmelspol kreiste, um die Zeit der Sommersonnenwende. Der Sagenzug von den fallenden Sternen im Weltbrande entspringt mithin wie der eddische Schöpfungsbericht und die eddische Weissagung dem Sinnbilde des zwischen den beiden Sonnenwenden ergrünenden Jahres: es stirbt im Höchststande der Sonne unter dem Fallen der Sterne. Die Apokalypse entnimmt diesen Zug ihrer persischen Vorlage.

Wie eng mit diesem alten Glaubenswesen aber in Deutschland die Weissagung von einem bevorstehenden Weltende ver-

bunden war, wie fest sie im Volke wurzelte und wie feindlich sich ihm die bekehrende Macht von Anfang an gegenüberstellte, erhellt aus dem Berichte der Fuldaer Annalen zum Jahre 847 über das Schicksal der Thiota.

Diese, eine germanische Seherin ähnlich der Veleda, Aurinia und Ganna[299]) verkündete, aus Alamannien nach Mainz kommend, consummationis seculi diem, den Tag des Weltunterganges. Sie fand einen solchen Glauben beim Volke, daß sie in öffentlicher Synode der meisten Bischöfe zum Staupenschlage verurteilt wurde. Diese Strafe bestand[300]) darin, daß der Sträfling, entblößt auf eine Bank ausgestreckt oder an einen Pfahl gebunden, mit Ruten gepeitscht wurde. Es war eine knechtische Strafe; Freie, mit dieser Strafe belegt, verloren ihre Freiheit. Das Ansehen, in welchem die gottbegeisterte deutsche Seherin bei ihrem Volke stand, bezeugt zur Genüge, daß sie freien Standes war. Alles dies, auch daß sie eben eine Frau war, hätte sie vor der entsetzlichen, entehrenden und bürgerlich vernichtenden Strafe schützen sollen. Aber die Bischöfe erkannten in dieser Weissagung vom Weltende den heidnischen Grund und, was dazu dienen sollte, die Menschen zum letzten Kampfe für das Gute und gegen die Finsternis aufzurufen und zu waffnen, mußte hier entehrt, erniedrigt, vernichtet werden.

Wir sehen hieraus, daß die Kirche des Bekehrungszeitalters richtig den Unterschied zwischen einer heidnischen und der christlichen Weissagung sah und betonte. Und das traurige Schicksal der Thiota wird uns zum Beweis, daß in Deutschland die Weltuntergangslehre (Muspilli) vor dem Christentume und deshalb von ihm als feindlich erkannt im Volke wurzelte.

Wenn schließlich nach dem Berichte des Tacitus[301]) sogar die keltischen Druidinnen den Untergang der Welt „sangen", so kann es nicht zweifelhaft sein, daß die gesamte arische Welt, von England bis Indien, aus einem uralten gemeinsamen Glaubensschatze zehrte, und es kann nicht länger behauptet werden, daß die Weltuntergangslehre des germanischen Nordens der „Offenbarung Johannis" entstamme. Wir haben überdies zur Genüge bewiesen, daß diese selbst auf persischem Grunde steht, ohne freilich und zwar ebensowenig wie ihr Vorgänger Daniel das große Vorbild zu erreichen.

Zum Schlusse möge noch auf die erhabene Klarheit der in der Voluspa niedergelegten Weissagung verwiesen sein; ihr steht die fassungslose Verworrenheit der Apokalypse als ein Zeichen der Unursprünglichkeit und getrübter Überlieferung gegenüber. In der Edda dient die „Himmlische Zahl" der Klärung, in der Apokalypse der Verdunkelung der Vorstellungen. Wenn seelische und geistige Klarheit sittliche Kraft geben, wie sehr müssen wir dann bedauern, daß das gewaltige Urbild (auch in den weni-

Weltbrand in die Lehre des Heraklit und Orpheus ebensogut eingedrungen ist als in die des Hesiod."

Auf orphische Überlieferung scheint sich ferner zu beziehen, was Plutarch in seiner Schrift über das Fleischessen vom Weltanfange sagt: „Aber unser Leben begann im traurigsten und schrecklichsten Zeitalter und von der Entstehung weg waren wir in den äußersten Mangel versetzt. Noch verdeckte das Dunkel der Luft den Himmel und die Gestirne, die in trübes undurchdringliches Gemisch von Dunst und Feuer und Windestoben gehüllt waren. Noch hatte die Sonne nicht ihren bestimmten Ort und ihren festen unveränderlichen Lauf, noch nicht

„Schied sie den Morgen vom Abend und führte die Zeiten des Jahres
Wechselnd herauf in dem Schmuck fruchtprangender Kränze von Ähren,
Wüst und leer war die Erde —"

vom Austreten schrankenloser Ströme und weite Landstriche lagen von Sümpfen entstellt durch tiefen Schlamm und durch unfruchtbares Gestrüpp und Gehölze verwildert. Kein Mittel zur Erzeugung milder Früchte, kein Werkzeug der Kunst, keine sinnreiche Erfindung! Der Hunger ließ uns keine Zeit, und keine Saat, wenn sie auch da war, erreichte die Tage der Reife."

Wir haben hier eine deutliche Wiederholung der Weltentstehungslehre der Edda nach der Voluspa, mithin ein ferneres Zeugnis für das Alter der Vorstellungen, welche den germanischen Norden mit dem arischen Osten und Süden verbinden. Das Mittelland ist wiederum Thrakien, des Orpheus sagenhafte Heimat, das Ausgangsland des griechischen Volksglaubens.

Eine besondere Übereinstimmung des eddischen und des Offenbarungsberichtes hat man im „Herabfallen der Sterne" beim Weltbrande finden wollen. Aber abgesehen davon, daß auch Persien diesen Zug hat, erhellt seine Ursprünglichkeit im Norden aus der eddischen Schöpfungslehre selbst. Die Schwärme von Sternschnuppen nämlich, welche jetzt im August ein oft wunderbares Schauspiel bieten, fielen vor 4000 Jahren, damals, als auch der Große Wagen noch eng um den Himmelspol kreiste, um die Zeit der Sommersonnenwende. Der Sagenzug von den fallenden Sternen im Weltbrande entspringt mithin wie der eddische Schöpfungsbericht und die eddische Weissagung dem Sinnbilde des zwischen den beiden Sonnenwenden ergrünenden Jahres; es stirbt im Höchststande der Sonne unter dem Fallen der Sterne. Die Apokalypse entnimmt diesen Zug ihrer persischen Vorlage.

Wie eng mit diesem alten Glaubenswesen aber in Deutschland die Weissagung von einem bevorstehenden Weltende ver-

bunden war, wie fest sie im Volke wurzelte und wie feindlich sich ihm die bekehrende Macht von Anfang an gegenüberstellte, erhellt aus dem Berichte der Fuldaer Annalen zum Jahre 847 über das Schicksal der Thiota.

Diese, eine germanische Seherin ähnlich der Veleda, Aurinia und Ganna[299]) verkündete, aus Alamannien nach Mainz kommend, consummationis seculi diem, den Tag des Weltunterganges. Sie fand einen solchen Glauben beim Volke, daß sie in öffentlicher Synode der meisten Bischöfe zum Staupenschlage verurteilt wurde. Diese Strafe bestand[300]) darin, daß der Sträfling, entblößt auf eine Bank ausgestreckt oder an einen Pfahl gebunden, mit Ruten gepeitscht wurde. Es war eine knechtische Strafe; Freie, mit dieser Strafe belegt, verloren ihre Freiheit. Das Ansehen, in welchem die gottbegeisterte deutsche Seherin bei ihrem Volke stand, bezeugt zur Genüge, daß sie freien Standes war. Alles dies, auch daß sie eben eine Frau war, hätte sie vor der entsetzlichen, entehrenden und bürgerlich vernichtenden Strafe schützen sollen. Aber die Bischöfe erkannten in dieser Weissagung vom Weltende den heidnischen Grund und, was dazu dienen sollte, die Menschen zum letzten Kampfe für das Gute und gegen die Finsternis aufzurufen und zu waffnen, mußte hier entehrt, erniedrigt, vernichtet werden.

Wir sehen hieraus, daß die Kirche des Bekehrungszeitalters richtig den Unterschied zwischen einer heidnischen und der christlichen Weissagung sah und betonte. Und das traurige Schicksal der Thiota wird uns zum Beweis, daß in Deutschland die Weltuntergangslehre (Muspilli) vor dem Christentume und deshalb von ihm als feindlich erkannt im Volke wurzelte.

Wenn schließlich nach dem Berichte des Tacitus[301]) sogar die keltischen Druidinnen den Untergang der Welt „sangen", so kann es nicht zweifelhaft sein, daß die gesamte arische Welt, von England bis Indien, aus einem uralten gemeinsamen Glaubensschatze zehrte, und es kann nicht länger behauptet werden, daß die Weltuntergangslehre des germanischen Nordens der „Offenbarung Johannis" entstamme. Wir haben überdies zur Genüge bewiesen, daß diese selbst auf persischem Grunde steht, ohne freilich und zwar ebensowenig wie ihr Vorgänger Daniel das große Vorbild zu erreichen.

Zum Schlusse möge noch auf die erhabene Klarheit der in der Voluspa niedergelegten Weissagung verwiesen sein; ihr steht die fassungslose Verworrenheit der Apokalypse als ein Zeichen der Unursprünglichkeit und getrübter Überlieferung gegenüber. In der Edda dient die „Himmlische Zahl" der Klärung, in der Apokalypse der Verdunkelung der Vorstellungen. Wenn seelische und geistige Klarheit sittliche Kraft geben, wie sehr müssen wir dann bedauern, daß das gewaltige Urbild (auch in den weni-

gen Resten noch urgewaltig) von einer verworrenen Nachahmung verdrängt wurde, welche die Geister verwirrte, denen sie Licht zu geben versprach.

Die Lehre vom Weltbrand ist, wie wir gesehen haben, uralt. Sie ist sehr viel älter[302]) als Jesaias 65 und 66, sehr viel älter als die Weissagung Daniels und Deuteronom. 32, 22. Die Kirchenväter Lactantius und Justin bezeichnen sie als die Lehre des Hystaspes, urältesten Königs der Meder.[303]) Wenn 600 vor Christus die Theologen Indiens die Vedasilben auf 432 000 d. i. auf die Schlußzahl der Welt feststellten, so kannten sie den Sinn dieser Zahl und diese selbst reichte in noch viel höheres Alter hinauf. Es ist verständlich, wenn Daniel die alte Weisheit der Perser in Babylon übernimmt, war sie doch schon längst nach Griechenland und Ägypten[304]) gedrungen. Die jüdische und jüdisch-christliche Weissagung steht auf einem ihr ursprünglich nicht angehörigen Boden.[305]) Sie drang im Bekehrungszeitalter in der Fassung des Daniel und des Apokalyptikers nach Deutschland, traf dort die ältere ursprüngliche Form, erkannte den Todfeind und so mußte Thiota in öffentlicher Versammlung zum Staupenschlage verurteilt werden.

Die eddische Darstellung muß nach Allem ursprünglichem Besitze Ausdruck gegeben haben. Könnte sie aber nicht auch auf dem Wege der Übertragung aus Persien, Indien und Griechenland nach dem Norden gedrungen sein?

Aus unserer Darlegung fällt hierzu Folgendes ins Gewicht:

1. Die Götterwohnsitze liegen der Edda am Himmel. Wir sahen, daß dies die urarische Vorstellung ist, von welcher die südwärts vorgedrungenen Griechen später irrender Weise abwichen.
2. Das Aufblicken zum Himmel beim Gebet ist zugleich ein Aufblicken nach Norden zum Himmelspol, d. h. in den Wipfel des lichtergeschmückten Weltbaums. Die Griechen weichen auch hiervon erst in späterer Zeit ab.
3. Dementsprechend gilt den Germanen der altarische Weltbaum als Maßbaum der Welt, als Weltachse. Als solche ist sie das Heiligtum des Volksglaubens in der deutschen Irminsul. Hier ist schrifttümliche oder mündliche jüngere Übertragung unmöglich; jedenfalls ist der Baum als Weltachse sonst nicht bezeugt.
4. Im Einklange hiermit steht die Überlieferung der Himmlischen Zahl, die auf dem Wege der Übertragung aus Indien, Persien oder Thrakien in den Norden gelangt sein könnte. Diese Übertragung ist bisher nicht nachgewiesen. Es steht aber dagegen, daß die Edda den Sinn der Zahl auf das Klarste enthält, als die Zahl des Sonnen-Mondes, des Himmelsumschwungs, als die Schlußzahl zugleich des Schöpfungsalters, während die griechische Überlieferung

von dieser Zahl keine deutliche Vorstellung hat und die Apokalypse sie bis zur Unkenntlichkeit verhüllt. Die Zahl weist aber mit dem Sonnen-Monde wiederum auf den uralten Himmelsglauben der Indogermanen und bewahrt in sich die Weltallsweite der germanischen Himmels- und Gottheitsvorstellungen. Sie steht im Zusammenhange mit der das Dach von Walhall durchbrechenden, die Welt überlaubenden Weltachse. Selbst wenn eine Übertragung der Himmlischen Zahl nach Skandinavien stattgefunden hätte (welche Annahme unnötig ist), so wäre ihr mit dem Maßbaum verbundener Sinn durch diesen als schon vorher vorhanden bezeugt.

5. Während das griechische Altertum das Halsband der Aphrodite mißdeutet, hat der Norden den Sinn des Halsbandes als Sinnbild des Sternenalls gleich Indien dadurch bewahrt, daß es die Bedeutung dieses Schmuckes auffällig betonte und ihn von niederer Deutung freihielt. In diesem funkelnden Schmucke zeigt sich wiederum die Weltallsgröße der arischen Gottheit und die Übereinstimmung mit den indischen Darstellungen als Zeugnis der altarischen Gemeinsamkeit.
6. Der altarische Himmelsglaube ist für den germanischen Norden schon 1600 vor Christus durch die zahlreichen Felsbilder bezeugt.
7. Selbst in einer so späten Überlieferung wie der Hjalmarsaga zeigt sich noch das richtige Verständnis der griechischen Hyperboreersage, das den Griechen selbst abhanden gekommen war. Dieses Verständnis zeugt wiederum für die Überlieferung eines uralten arischen Himmelsglaubens.
8. Wieviel klarer und frischer ist überdies die Fassung der Edda als selbst die oben in Vergleich gestellte persische! Welche überzeugende Kraft und Urschönheit, welche schöpferische Erhabenheit und ursprüngliche Wildheit der Bilder, welche Einfachheit des Hergangs ohne innere Wiederholungen! Selbst in der persischen Fassung vergleicht sich nichts dem von der Erde bis zum Himmel reichenden Rachen des Fenriswolfes, der auf den Asensitz anstürmt, oder dem Gotte, der dem Urfeinde im Goldhelm an der Spitze der Götter und Helden entgegenreitet.
9. Die Lehre von den letzten Dingen steht in der Edda in unlöslicher Verbindung mit der von der Weltentstehung. Die Lehre vom Weltwinter deutet überdies auf nördlichen Ursprung, wie überhaupt die Weissagung nur dort erdacht sein kann, wo Winterkälte und Sommerhitze sich stark unterschieden. Das ist der indogermanische Norden.
10. Das Vorherrschen der Siebenzahl in der Apokalypse deutet auf den starken babylonischen Einschlag, der auch in der

späteren persischen Himmelsordnung der 7 Amschaspands und der 24 Yazatas sichtbar wird. Die ältere Edda dagegen kennt die Siebenzahl überhaupt nicht, heilige Zahl ist vornehmlich die 9. Die Edda kennt nicht die 12 Tore der aus Babylon genährten „Offenbarung"; sie hat dafür die indische Zahl in den 540 Toren Walhalls. Überdies bleiben die 12 Tore der „Offenbarung" für diese ein leerer Schmuck; aus den 540 Toren Walhalls dagegen ziehen zum Endkampfe je 800 Einheerer aus, um mit dem Bösen abzurechnen. *Die Edda ist indisch, die Apokalypse babylonisch bestimmt.* Das aber beweist für die Edda nicht indische Berührung, sondern altarische Ursprünglichkeit und Unberührtheit des Kernes. Es gibt keine apokalyptische Überlieferung, welche an Einfachheit, Größe und Klarheit mit der eddischen wetteifern könnte; es ist aber unsinnig anzunehmen, daß dies auf die auswählende (religionskritische) Arbeit der Nordleute zurückgeführt werden müsse. Mithin bleibt nur übrig, in dem Kerne der eddischen Lehre eine vorzarathustrische Überlieferung (wie im Weltbaum und in der Brücke) urarischer Herkunft zu erblicken.

11. In der Apokalypse ist das Jüngste Gericht die Hauptsache, also das Menschengeschick. In der Edda ist alles Ragnarök, d. i. Göttergeschick, Gottheitssage, Schöpfungsursage, das Menschenlos spielt nur hinein. Das hat aber die Edda mit Persien und Indien gemein. Wenn wir das Größere wie sonst so auch hier als das Ältere annehmen müssen, so weist auch dieser Zug auf höchstes Alter. Selbst ein etwaiger Nachweis schriftlümlicher Berührung mit Persien in seinen späteren Erzeugnissen könnte daran nichts ändern. *Selbst die Annahme einer gemeinsamen Urschrift für Apokalypse und Edda ist unhaltbar.* Es bleibt nur übrig, die Urquelle der Edda im altarischen Himmelsglauben zu suchen, im dauernd sich offenbarenden Sinnbilde des Sonnen- und Jahresunterganges, das den grübelnden Geist und den lichtgläubigen Willen zum Kampfe erregte.

12. Der Unsterblichkeits- und Auferstehungsglaube ist altarisch, längst [306]) vor der Edda für Germanen, Parsen und Inder voll bezeugt. Dagegen läßt er sich weder im alten Judentum noch in der babylonischen Religion nachweisen. Er ist aber die Voraussetzung der Weltuntergangs- und Neuschöpfungslehre in Edda, Avesta und Veda. Mithin muß die Weissagung selbst urarisch und kann erst von den arischen Stämmen nach Babylonien und von dort ins spätere Juden- und Christentum gelangt sein.

Nach allem ist ein starker Urbesitz in der Edda und im germanischen Volksglauben nachgewiesen; und zwar ist es die Überlieferung der ältesten arischen reinen Vorstellungen, die auch die Grundlage des indischen, persischen und griechischen Gottums bilden.

Die bruchstückhafte Erhaltung der Edda weist an mehreren Stellen auf absichtliche Zerstörung des Sinnes hin. Abgesehen davon, daß das mehrfach erwähnte große wichtige Heimdall-Lied fehlt, fällt die Ausmerzung der Strophe im Fjolswidliede zwischen 15 und 16, welche die Antwort auf die Frage enthielt: „Was bringt den Tod dem trefflichen Baume, da nicht Feuer ihn fällt, noch Stahl?" ins Auge. Nach Vol. 47 bleibt der Weltbaum im Weltbrande stehen, obschon ächzend. Die ausgemerzte Strophe hätte uns den Sinn des Baumes enthüllt. In den Sprüchen des Hohen 144 tritt in dem Augenblicke ein Zeilenverlust ein, als der hohe Sinn des germanischen Opfers enthüllt wird, daß die Echtheit des Gebetes über dem äußerlichen Opfer stehe. Ebenso auffällig ist die Zerstörung der Voluspa, die um ihres Inhaltes willen die höchste Schonung geradezu herausforderte.

Die planmäßige Zerstörung des deutschen Altertums ist deutlich genug. Drei Worte allein sind ihr entgangen: „Donar, heimatlicher, unvergänglicher!"; sie stehen im Anfange des Pariser Spruches [307]) gegen Fallsucht. Kein Gebet, keine Anrufung sonst ist erhalten, die uns die Gesinnung der Deutschen gegen ihre Gottheit offenbaren könnte.

Die Germania des Tacitus hat uns nur ein glücklicher Zufall gerettet. Seine Annalen weisen entscheidende Lücken auf. Die 20 Bücher sämtlicher Kriege, welche die Römer mit den Germanen führten, hatte der ältere Plinius hinterlassen; Tacitus hatte sie benutzt. Sie sind sämtlich verloren. Auch L. Antistius Vetus, im Jahre 58 nach Christus Befehlshaber in Deutschland hatte über Deutschland geschrieben. Sein Werk ist uns nicht erhalten. Die Schriften des Pytheas von Massilia, des Poseidonius von Rhodus und des Sallust (Historien) über Deutschland sind verloren. Das 104. Buch des Livius handelte ganz über die Germanen; es ist verloren. Die Feldzüge gegen die Germanen hatte auch Aufidius Bassus beschrieben, sein Werk ist nicht erhalten; auch nicht des Plinius Fortsetzung dieses Buches. Und anderes (Cassiodor, Ablavius) mehr.

Welchem Zufalle das alte Hildebrandslied seine Erhaltung verdankt, ist bekannt. Und wie wenig hätte gefehlt, daß fast die einzigen Handschriften der Edda und des Nibelungenliedes ebenfalls verloren gegangen wären! Das Schicksal der germanischen Überlieferung bedürfte einer besonderen Untersuchung.

So danken wir dem unbekannten Nordmanne, der in das Grimnirlied die seltsame Zahl hineingeheimnißte, die seinem Zeitalter kaum mehr verständlich war! In dieser Zahl (wie er auch

an sie gelangt sein mochte) fand er die Möglichkeit, den wahren Sinn des alten Glaubens künftigen Geschlechtern zu erhalten. Walhall, deren Tore im Umkreise des Weltalls liegen, der Weltbaum, der das Maß der Welt birgt, unzerstörbar, die Himmelsbrücke, welche Licht und Finsternis scheidet, bis durch Opfer in Kampf und Wunden die höhere Einheit, die Vollendung der Schöpfung erreicht wird, die lichte Schönheit der Himmelsfrau, deren leuchtendes Halsband der Sternenkreis ist, — alle Größe des arischen Gottums bewahrte sein sorgender Sinn, der sich im staunenden Anblicke des gestirnten Himmels über den wüsten Trümmerberg der heiligen Überlieferung erhob.

Der Zeitlauf von 432 000 Jahren ist trotz seiner Herkunft aus den offenen Schöpfungszahlen des Sonnen- und Mondumlaufes rein mystischer Art. Und wenn sein Beginn von den Chaldäern stets und von den Indern gelegentlich rein sternzeitlich bestimmt wird, so ist das späte Verderbung der Astrologen. Er unterscheidet sich in seiner mystischen Art grundsätzlich von den Perioden, die wie die 19jährige des Meton ganz auf Beobachtung gegründet sind und lediglich den Zwecken der Zeitbestimmung dienen. Darum, während z. B. die Metonsche Periode lediglich durch Erfahrung bestimmt wird, begründet die Himmlische Zahl ihre Herrschaft in Indien auf die Heiligkeit der vollkommenen Zehnzahl, d. h. auf eine mystische Vertiefung in den Sinn der Gottheit.

Der wahre Ursprung der germanischen Weissagung liegt also tiefer als jede Zeit, tiefer jedenfalls, als daß eine nur geschichtliche Untersuchung ihn erfassen könnte. Von den chaldäischen Sternsagen (und auch die Chaldäer kannten ja diese Zahl) unterscheidet sich der arische Himmelsglaube aufs bündigste. Er ist nicht „Astrologie", wie jener Sterndienst vornehmlich. Die sternkundliche Begründung des Weltbilds scheint den Chaldäern das Wesen, den Ariern höchstens eine Begleitung des Wesens der Gottheit zu sein. Der Sternenumschwung, Tag und Nacht, sind nur Bilder. Die Sternenheere der nordischen Felszeichnungen unterstehen einer einheitlichen größeren Gewalt. Die Astrologie ist das priesterliche Erzeugnis des Verstandes und der Furcht; der arische Glaube steht kindlich mit der sinnenden Urtiefe des wahrhaftigen Gemütes in der wahren Schöpfung wie in seinem Gotteshause: In diesem Gottall waltet leuchtend der unsichtbare (vgl. Anm. 307) Inbegriff des lebendigen Lichtes. Wer also dem arischen Gottume näherkommen will, dem ist nur *eine* Spur, die der Erfahrung im Gemüte, gegeben. Dieser Weg ist der *ungeschichtliche*: „Was *wirkte* jene Weissagung in den Menschen?" Denn nur wenn die Weissagung der deutschen Seherin Thiota eine solche des *Gewissens* war, konnte sie den großen Glauben im Volke finden.

* * *

Die Glaubensfrage des Göttergeschicks steht im engsten Zusammenhange mit der Lehre von den fallenden Weltaltern.

Als der im tapferen Kampfe gefallene König Eirik in Walhall einziehen soll, fragt der Einheerer Sigmund den Gott:

„Warum nahmst du ihm das Kampfglück,
Wenn er kühn dich dünkte?"

Und Odin antwortet:

„Nicht weiß man gewiß,
Wann der Wolf, der graue,
Auf den Asensitz anstürmt." [309])

Und als dem Könige Hakon aller Frieden der Einheerer bei seinem Eintritt in Walhall von Bragi versprochen wird, antwortet er:

„Meine Waffen
Will ich behalten hier:
Helm und Brünne
Soll man hüten gut;
Recht ist's, bereit zu sein!"

Der Weltuntergangsgedanke ist sittlicher Art; das diesseitige und das Leben nach dem Tode haben die gleiche Aufgabe: sich für den letzten Kampf der lichten Götter gegen die Mächte der Finsternis zu stärken und bereit zu halten. Die Argheit der Welt ist uranfänglich und wird durch jedes Nachlassen der sittlichen und sittigenden lichten Gewalten ärger. Wir beobachten aber täglich und stündlich, daß der Verfall der sittlichen Kräfte in uns arbeitet und zwar gleichsam einem inneren Gesetze folgend. Wer diesen Verfall, dem jeder unterliegt, in sich beobachtet, hat zweierlei Wege: zu folgen oder sich zu widersetzen. Das Widersetzen führt zur Annahme eines höheren als des Fallgesetzes und somit zu einer Kampfgesinnung, die das Eine gegen das Andere, den Gesundheits- und Erhaltungsgedanken, alles Lichte, Reine, Tapfere, Schöne, Gute, kurz den Schöpfungssinn zu allem, was diesem widerstreitet, zu Lüge, Feigheit, Bosheit, Häßlichkeit, also zur Zerstörung und Finsternis in Gegensatz setzt. Die Lebensführung des hochgesinnten rechtliebenden Menschen kommt ohne diese Kampfgesinnung nicht aus, denn diese ist mehr als Beobachtung eines äußerlichen Daseinsstreites; sie ist Entdeckung des Widerstreites innerer seelischer Grundtatsachen. Die Welt ist Kampf; sie ist als Kampf zum wenigsten Erscheinungsweise; wessen — das sagen Vernunft und Glaube: Daß über dem Zwiespalt der Zweiheit eine Einheit lebe, und daß dieser Zwiespalt nicht das Wesen sei, daß jenseits oder in höherem Diesseits d. h. in einer uns unerkennbaren Daseinsform ein neues, uns nur erahnbares Reich der Vollendung warte. Dieses Reich erfüllt die angeborene Sehnsucht nach Wahrheit und Licht; es ist daher der Traum derjenigen, die für das Licht, für die Götter kämpfen; denn wenn sie nicht ahnten, so wären sie nicht da. Ihr Kampf ist also Grund

wahr! Das Volkstum ist wie der Mensch fruchtbar allein im Wahren. Wahr ist allein das Dauernde, das zeitüberwindende Ewige.

Von der Götterdämmerung ist viel geschrieben, gesprochen, gesungen. Aber ihr Sinn ist unbekannt. Wer weiß, was die Seherin sah?

Die einen sagen: Die Dämmerung der Götter war vor tausend Jahren; da gingen die Götter vor dem eindringenden Christentum zu Grunde. Aber die Götter leben, wenn sie je gelebt haben; denn sie sind nichts anderes als Gottes, des Ewigen, Mächte, die er in die Wirrnis der Zeit sendet, um sie zu ordnen und zu überwinden; sie sind die Licht- und Kampfkräfte, die so lange leben, als Gott lebt, aus dem sie sind.

Andere sagen: Wo die Germanen zugrunde gehen, wo sie vor ihren Feinden unterliegen, da gehen die Götter zugrunde, da ist die Götterdämmerung. Aber dann wären die Götter nur Menschenglaube, Irrtum, Götzen, nicht Gottes Kinder und weltalldurchwaltende Kräfte; wir selbst wären die Götter und Spottes würdig.

Und die dritten sagen: Am Ende der Zeit, wenn die Welt zugrunde geht, da gehen auch die Götter ihrem Ende entgegen. Und da sie schon heute nicht mehr da sind, so ist der alte Glaube als falsch erwiesen.

Alle drei fassen die Götterdämmerung als ein zeitliches Geschehnis auf; das ist ihre geschichtliche Auffassung.

Die echte Überlieferung des alten Gottums, die wir befragen, läßt dem Endkampfe ein sittliches Verderben der Menschenwelt vorangehen. Wo das eintritt, da „meldet das Ende der gellende Klang des Gjallarhornes". Wann wird dies Verderben eintreten? Alles lehrt: Dies Verderben war schon vor tausend und vor zehntausend Jahren da, es ist heute unter uns und wird morgen und nach zehntausend Jahren da sein. So ist also auch der Götterkampf notwendig als ein durch alle Zeit strömendes Wesen, nicht ein einmaliges geschichtliches Ereignis, sondern ein dauerndes, überzeitliches Leben?

Die Gottessage, ein ewiges Geschehen darstellend, wird in der heiligen Dichtung zur Götterſage. Die Götter selbst sind nicht erdichtete Götzen, sondern Wirklichkeiten Gottes.

Zwischen den beiden Urfeinden alles Lebens, zwischen Eis und Feuer, zwischen Niflheim und Muspellsheim gähnt Ginnunga-Gap, die tiefe Urkluft. Aber aus Niflheim strömen dauernd Giftfluten, die Eliwagar, und türmen Eis in der gähnenden Urkluft über giftigen Schlacken empor. Da diesem Reife die heiße Luft aus Muspellsheim begegnet, taut er und es entsteht durch die Macht des Ewigen mitten in der Urkluft ein urriesisches

Wesen, das wie ein Mann gestaltet war, Ymir. Von ihm heißt es: Nicht halten wir ihn für einen Gott, denn er war böse wie seine Nachkommen, die Reifriesen.

Im schmelzenden Eise erwächst aber zugleich Audumla, die nahrungbergende Kuh. Aus strotzendem Euter tränkt sie den Urriesen, sich selbst von der Salzblume der Reifsteine nährend, die sie beleckt. Dadurch lockt sie innerhalb der nun mit Leben sich füllenden Urkluft den Ahnen der Geistesherrschaft, des Asengeschlechtes, Buri hervor. Dessen Sohn Bur vermählt sich mit der riesischen Unheilstochter Bestla und zeugt mit ihr, Stoff mit Geist tränkend, die drei obersten Götterbrüder Wodan, Wili, We.

Zwischen den beiden Urgegensätzen des Lebens ist durch den Urrat des Schicksals nicht nur das Leben, das riesische, sondern auch die Gestaltungskraft des Lebens, welche asisch genannt wird, entstanden. Und wie ein gewaltiger Baum durchwächst nun urgöttlicher Schöpfungssinn und -gehalt das Weltweben; die Weltesche ist das zeitliche Bild des im All verbreiteten Urlichtes. Von ihr strömen Licht und Leben durch die Erde, über den Himmel hinaus, über Riesen, Menschen und Götter. Sie grünt unheilumwuchert. Keiner weiß, woher sie wächst.

Und schon erhebt sich der tatfrohe Geist und in jugendlichem Anlaufe töten die Asen den trägen Urriesen, wenn sich auch dessen Nachkommenschaft götterfeindlich erhalten mag. Aus dem toten Urriesen schaffen sie dieses Weltall, aus dem Schädel den Himmel, aus dem Blute das Meer, in dessen Mitte die Erde. An den Küsten des Weltallmeeres weisen sie den Riesensprossen ihre Wohnsitze an.

In der Mitte der Urkluft ist nunmehr dies Weltall entstanden. Gegen die Außenwelt der riesischen Mächte wird in schützendem Ringwall Mitgard erbaut; in seinem Schutze beseelen die Götter zwei dem riesischen Leben entsprossene Bäume, die sie kraftlos am Strande des Weltallmeeres fanden, mit ihrem göttlichen Hauche sie zu Menschen schaffend. So dringt der Urgotteshauch durch die Götter in den Menschen.

In der Mitte der Welt aber errichten die Asen den eigenen Wohnsitz, Asgard. Von hier aus leiten sie das Weltall, Himmel, Erde und Menschenwelt; von innen heraus, wie sie einst auch inmitten der Urkluft auftauchen; während draußen über die Urmacht des Feuers, über Muspellsheim Surt d. i. Schwarz, über das eisige Niflheim Loki herrschen.

Odin, Ase und Riese, Ewigkeit in Zeit gesenkt, aber Geist vornehmlich, bedient sich der riesischen List Lokis und um herrschen zu können, trinkt er Blutsbrüderschaft mit dem Feinde. Seitdem ist dieser unter den Asen. Ein erster Krieg entbrennt, als die wanische wilde Lust — Goldtrank genannt — in der Welt des Geistes auflodert; vergeblich suchen die Asen ihrer Herr zu werden, bis Geist und Leben sich in höherem Gottesfrieden verbinden.

Aber die Feindschaft zwischen Göttern und Riesen bleibt bestehen; Loki strebt den Tod Ymirs zu rächen; als Urfeind der Schöpfung muß er seinem Wesen nach die Götter zu Falle bringen. Das gelingt nur, wenn er der Götter lichteste Gestalt, den reinen guten Geist, die zarteste schönste Blume des Asentumes, den frommen Balder, Odins liebsten Sohn, in seine Macht bekommt.

Mit der Riesin Angrboda d. i. Angstbotin, der Urfurcht, zeugt Loki drei entsetzliche Weltungeheuer. Das erste ist die Mitgardsschlange, das zweite Hel, das dritte der Fenriswolf. In diesen Ungetümen ahnen die Götter, zum ersten Male die Furcht erfahrend, ihre stärksten Feinde wegen deren mütterlicher, noch mehr wegen ihrer väterlichen Abstammung. Odin wirft die Schlange ins weltumspannende Meer, wo die giftgeifernde nun alle Göttererde, allen Gotteshimmel dräuend umschlingt; Hel, die dunkle Todesgewalt, schleudert der Göttervater in das eisige Niflheim jenseits des Weltalls hinab; den Wolf aber fesseln die Götter und stellen ihm ein Schwert in das geifernde, von der Erde bis zum Himmel hinaufreichende heulende Maul. Sie töten ihn nicht, weil sie sich nicht mit seinem Blute beflecken wollen.

Da sendet Angrboda, die eisige Urfurcht und Angstbotin, dem lichten Balder böse Träume. In Asgard geraten die Götter in Unruhe, Odin reitet zur Riesin hinab, die in der Hel, ihrer Tochter, Reiche wohnt, und erfährt, daß Balder sterben soll. Die Götter nehmen nun alle Wesen in Eid, dem Balder nicht zu schaden. Aber Loki, der Angstbotin urböser Gatte, der Vater des Wolfes, der Hel und der Schlange, verleitet Balders blinden Bruder Hod, auf den weißen Gott mit der Mistelgerte zu schießen, die allein, weil sie zu jung und zu schmächtig erschien, nicht mit in Eid genommen war. Balder ist tot. Alle Götter und alle Wesen weinen, allein Loki nicht. Hel gibt den lichten Gott nicht heraus. Da fesseln die Götter endlich auch den Loki auf einen Felsen; über seinem Gesichte speit eine Schlange Gift; seine asische Gattin fängt das Gift in einer Schale auf, aber leert sie die Schale, so träufelt indes das Gift in des Riesen Antlitz und er windet sich so, daß die Welt bebt.

Nun herrschen die Götter, weil rings das Böse in mächtige Bande geschlagen ist; aber da Balder tot ist, so ist der eigentliche Sinn und die Freude der Götterwelt verloren. Und die gefesselten Ungeheuer reißen und zerren immerfort an ihren Banden. Odin aber sammelt alle Helden, asischen Geistes Kämpfer, die den Gott noch im Tode suchten, in sein Göttergefolge für den geweissagten Kampf, den Kampf der Entscheidung; und Hel sammelt die ihrigen. Auf der Welt leuchtender Urbrücke scheidet Heimdalls Gericht die Scharen. Immer weiter streben die Asen- und Riesenmächte auseinander, immer wilder wird die Spannung. Der graue Wolf schaut nach dem Sitze der Götter.

Da versagt das letztgeschaffene zuerst, das Menschengeschlecht. Und schon gelingt es dem Weltwolfe sich loszureißen, da seine Fesseln sich lockern. Das ist das Zeichen, der Götter Wächterhorn ertönt. Der Kampf beginnt. Surt kommt von Süden mit gewaltigen Feuerscharen; Loki steuert von Norden das Schiff der Hel mit ihren Leuten, der Mitgardswurm wälzt sich heran giftspeiend im Riesenzorne.

Gewaltig ragt noch der unsichtbare Baum des Lichts, die Weltesche; aber nun erzittert auch sie. Die Asen erheben sich in Asgard, Odin redet mit dem Urwissen der Schöpfung, dann reitet er im Goldhelm an der Spitze der Götter und Heldengeister den Feinden entgegen auf die vorbestimmte Ebene Wigrid. Odin erliegt dem Wolfe, Thor der Schlange, aber auch der Wolf, Hel und die Schlange, Loki und Surt finden den Tod von Götterkraft. Der Himmel geht in Feuer auf, die Erde sinkt ins Meer.

Die ersten Götter erliegen der rächenden Hasseskraft der Urfeinde. Aber auch diese sind vernichtet und damit löst sich der Götter Verbindung mit den riesischen Mächten. Aber der B a u m hielt stand und es lebt der Götter reine geistige Art in jüngeren Geschlechtern wieder auf, über verjüngter Erde herrschen vom Tode befreit der lichte Balder und sein ehemals vom Bösen mißbrauchter Bruder Hod, Mut und Kraft erfüllen das entsühnte Asengeschlecht. Alles Übels Ende ist gekommen. In reiner dauernder Wärme und Fruchtbarkeit grünt die ewige Gottesaue; in ungehemmter Schöpferfreude herrscht die Fülle des Ewigen allein.

* * *

Dies alles ist nebeneinander, ist ewiges Geschehen, ewige Gegenwart. Eis und Feuer sind Urtode dem Leben; erst dazwischen vermag es zu ergrünen. Ewig ist Gott das Allgeheimnis, der ewige Ratschluß des Schicksals. Durch seine Macht entsteht dauernd zwischen den beiden Spannungen der Vernichtung das riesische Leben des Stoffes; in Gestalt seiner Kräfte, der Götter, durchdringt Gott Tod und Leben. Diese Gottesmächte schaffen Himmel, Erde und den Menschen. Wie die Götter von Gott ihre Kraft haben, so haben sie auch ihre Aufgabe von ihm; und wie die Menschen von den Göttern Ursprung, Hilfe und Kraft haben, so ist es auch ihre Aufgabe, dem Urgöttlichen überall zum Siege zu helfen, mit seinem Hauche sich selbst und den Stoff zu durchtränken und zu erlösen. Die Menschen, indem sie den Göttern dienen, dienen Gott. Diese Götter- und Menschenaufgabe ist ewiger Art; aber ihre Träger leiden an der Verstrickung mit der Welt des Stoffes, des Bösen; erst durch den Entscheidungskampf, in dem sie das Leben einsetzen, lösen sie sich sterbend von der Verstrickung, zerstören aber auch die feindliche Macht und vereinigen sich dadurch mit und in der Fülle des Ewigen.

Die Erscheinungswelt mithin ist für die Götter wie für den Menschen ein Durchgang, innerhalb des Ewigen ein dauerndes Geschehen. Da das Ewige seinem Wesen nach ein Gegenwärtiges ist ohne Vergangenheit und ohne Zukünftiges, so ist auch der von der Gottessage gesetzte letzte Kampf der Erscheinungswelt um ihren ewigen Sinn im Ewigen ein ewiger, stets gegenwärtiger Kampf; und die Fülle des Ewigen gebiert sich dauernd gegenwärtig da, wo der Entscheidungskampf ausgefochten wird; denn in ihm kämpft das Ewige selbst.

Der Sinn des Weltgeheimnisses ist die Fülle Gottes, Gott in seiner Fülle. Die Ebene aber, auf der die Götter den Kampf mit den riesischen Mächten des Urtodes ausfechten, ist unser Herz; sie ist unser Volk, ist die Welt.

* * *

Und der Mensch?

Allwissend ist allein das Ewige, denn in ihm sind Vergangenheit und Zukunft in die eine grünende Gegenwart verbunden. Alles aber was in der Zeit ist und an ihr Teil hat, selbst die Götter zehren von tiefer Unwissenheit um den Rat Gottes. Daraus schöpft alles zeitliche Leben, höchster und niederster Ordnung, den Mut und den Antrieb zum unausgesetzten Kampfe um die letzte und höchste Fülle seines Lebens. Durch das ganze Weltall ist solcherart das letzte Unwissen als höchste Weisheit ergossen, als ein Beweis und Zeugnis, daß noch Höheres in ihm walte: Das, welches weiß! Der Seherin Gedächtnis reicht nur bis zu ihren riesischen Ahnherren, nicht darüber zurück ins Ewige; aber ihre Weissagung gibt Hoffnung, Trost und Freude.

Der Mensch steht als ein Kämpfer für Gottes Sieg mitten im Weltall. Die Götter, die mitten im Weltall wohnen, hauchen ihm diesen Geist ein, ihre Seele; so haben sie Wohnung in der Menschenbrust. Aus riesischem Stoffe hat der Mensch zugleich Teil am Urtode und den gilt es zu besiegen. Nicht nur im Sittlichen offenbaren sich die Gottesmächte; in allem schaffenden, schöpferischen Leben tritt ihre Kraft ans Licht. Der lebendige Geist der Götter war es immer, der den Menschen Handwerkszeug, Spaten und Schmiedewerk erfand. Ihrer ist die heilige Kunst des Wohlklanges, ihre Gnade begeistert die Brust des Dichters und arbeitet in der schöpferischen Wissenschaft. Wo Wahrheit weilt, Furchtlosigkeit, Beständigkeit (welche Volkstum bedeutet), wo Gesundheit von Grund auf wächst, Kraft und Freude quillen, da sind die Götter am Werke. Und wer alles dieses unterstützt, der hilft den Göttern, wie sie ihm Heil und Segen durch Leben und Tat gewähren; auf wesentlichem Wege findet er den Weg zu Gott. Der Mensch bildet sich die Götter nicht; er ergreift die Wirklichkeiten Gottes und wird von ihnen im gleichen Maße gebildet.

Nicht also darin liegt die Aufgabe, daß Gott begriffen werde; darauf kommt es nicht einmal an; sondern er muß *e r* griffen werden auf wesentlichem Wege durch ein wahrhaftiges Leben, durch Wunden und Schmerzen. In diesem Lebenskampfe schwankt die Schlachtreihe hin und her: Abend und Morgen; Zeitalter über Zeitalter; gestern wurde eine Schlacht gewonnen, heute verloren. In die Menschenbrust quillt aus ewigem Urlicht ewig Licht und Erneuerung, die sind Gottes Wesen, ewig umhüllt von den Urfeinden der göttlichen Lebensordnung, den beiden Quellen des Urtodes. Wer im Gotteskampfe stirbt, trägt sein Gottesteil in die Götterwelt zurück, bereit zum neuen und zum letzten Kampfe, weil im Erdenleben bewährt. Wer hier den riesischen Feinden unterlag, in Untreue, unordentlicher Begier, wer den göttlichen Herren nicht diente, den ergreifen die höllischen Mächte als Bundesgenossen im Endkampf. Unerbittlich scheidet die Himmlische Brücke.

Der sittliche Wille ist frei, sofern er Gottes Wollen, das durch die Götter zu den Menschen gelangt, in die Tat umsetzt, weil der Mensch Kind im Weltallsgotteshause ist, dessen Hausgesetz sich dem Sohne als eigenes freies Hausrecht vererbt. Der Wille wird Knecht, wenn er sich dem Wollen der Urfeinde, den bösen, unschöpferischen Mächten, dem Gegensatze zur göttlichen Ordnung unterwirft. Da aber das Wesen des Göttlichen sich in einem ewigen Quellen offenbart, so kann der Mensch in jeder Stunde durch Gesinnung und Tat die Urverbindung mit dem Ewigen wiederherstellen. Voller Huld sind die helfenden Götter.

Gott ist über Licht und Finsternis, über Göttern und Riesen, über gut und böse. Gott ist nicht gut, aber das Gute ist der Weg zu Gott. Je mehr wir in lastendem Gram, in Freude und Schönheit uns mit Gottes Schöpfergeiste, mit dem Wesen füllen, um so fester erhebt sich die Gottesburg, das wesentliche Reich, Asgard, in uns und außer uns. Nicht äußerliche Gesetze sind das Wesen, aber alle gute Sitte quillt als ein Urbild aus ihm. Das äußerliche gute Gesetz soll die Macht der Urfeinde im Zaume halten. Fern ist alle Selbstgerechtigkeit, die sich rühmt und sich selbst für Gott hält; nahe ist die Freude, die für Gott kämpfen will. Jeder ein selbständiges, dem Ewigen verpflichtetes Wesen.

Allezeit quillt in die göttlich Wollenden neu das Ewige ein, Gnade, Liebe, Heimat. Allezeit reißt sie der Allfeind in die Heimatlosigkeit verlorenen Lebens, in den Urtod zurück. Alles gute, leben- und ordnungschöpfende Gesetz ist Gottesrecht, gehütet von den Gottmächten. Im reinen Volkstum offenbart sich das Göttliche wie im Einzelnen, dem geborenen Kinde des Volkes. Mensch und Sippe, Sippe und Stammvolk sind wie ein Leib, ein einziger Leib in uns aus Gott; so ist auch das Urbild aus Gott in ihnen. Mensch, Volk, Gott sind *e i n* Weg.

Ewig fallen die ins Riesische verstrickten Gottesmächte dem Abgrunde zu; wo aber die redliche Brust tapfer bis zum Tode kämpfte, da gehen mit den kämpfenden Gottesmächten auch die Urfeinde selbst zu Grunde; und im selben Augenblicke zieht das reinste Urlicht, das bis dahin im Verborgenen schwieg, Balder nun hoch herein. Balder lebt, wenn der Lebenskämpfer fällt; denn der irdische Tod ist nur ein Übergang aus der irdischen Stufe in die höhere Kampfwelt der Götter oder aber in die Nacht des Urtodes, des Eises und des Feuers.

Das ist Gottes Trost, daß der Kampf zu allen Zeiten ausgefochten wird, weil sein Wesen ewig und daher stets gegenwärtig ist. So ist jedem Menschen die Möglichkeit höchster Vollendung in seinem armen Leben gezeigt; der Sieg kann überall und zu allen Zeiten errungen werden; in jedem Augenblicke vermag Gott in uns sein Licht zu vollenden. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß die Vollendung erst am Ende einer gesamten Menschheitsentwicklung möglich sei; sie hat ihre ewige Gegenwart auf vielen Kampfplätzen erwiesen, auf dem Kampffeld der stählernen Waffen und dem des Herzens; sie waltet zwischen Mutter und Kind; ewig unsichtbar verwandelt sie ewig alle Welt. Durch den Sieg, den wir im geringsten gewannen, durch das Licht, das sich in unserer Armut entzündete, sterben wir dem Leben entgegen; geht von uns aber auch Licht auf ferne Geschlechter aus, Mehrung der Gottesmacht, Hilfe im Kampfe, Leben und Zeugung. Immer neue Geschlechter nehmen den Kampf auf. Völker stürzen, aber Männer bauen. Der Seherin Weissagung, das ist Glaube, Trost, Hoffnung, Freude: Balder wird kommen; noch heute, morgen, übermorgen; wir kämpfen. Für Gott, denn zu seinem Werke und Leben sind wir berufen.

In jedem von uns lebt aus Gott das Urbild unserer Vollendung; geboren aus dem Volksgrunde wächst es in uns auf, eine Lichtgestalt, ein Traum. So lebte Balder in den Göttern als der Traum der Vollendung, der erfüllt wird, wenn der Götter Verstrickung mit den Mächten der Finsternis im Endkampfe aufgehoben ist. Er ist Gott in den Göttern. Der Götter Bild aber in den Menschen, das Urbild des ins Göttliche sich durchkämpfenden Menschen ist der Besieger des Lindwurms: Sigfrid ist in jedem Menschen; er ist in ihm überall der gute ewige Kampf gegen die giftsprühende Finsternis. Er ist nicht nur höchstes Heldenbild eines vergangenen Zeitalters, sondern ewiges Wort Gottes, Gottes Urbild wesentlich in der Menschenbrust in Menschenart und -bild. Er ist, was im Heldenkampfe fallend zu den höheren Mächten eingeht. Er ist der Weg zum Volk, zu Gott, wesentliche Wahrheit, Leben. In ihm hat der Einzelne seinen selbständigen Wert und schließt dennoch sein Leben an das ewige Leben an; in ihm strahlt das Ewige als Urbild der Schöpfung und Inbegriff aller Schönheit ewig in den Menschen ein.

* * *

Dies wohl mochte der Väter Gottum sein, für das sie kämpften, das sie begeisterte und stark machte und endlich nur der Übermacht erlag.

„Laß uns Heervater bitten, daß er in unseren Herzen wohne!" war ihr Gebet. Daß sie den „Göttern zu Hilfe kämen", ihre Aufgabe.

„Durch Wunden und Schmerzen kamen sie zu ihrem Gott"; „nicht schreckte sie der Tod, da sie sich unzerstörbar dünkten."

„Es war ihnen eine ganz besondere Liebe zur Religion angeboren, da es so schien, als ob sie die göttliche Verehrung ihrem Stammesvater erwiesen." [310])

Gottum, das war Glaube und Sittlichkeit in eins. In ursprünglicher Einheit standen Gott und Mensch. Hoffnung und Zuversicht, Sieg und Niederlage, Sünde und Sühne, strömendes Heil, Kampf und Friede, alles Elend und alle Freude des Menschenherzens hatte seine Stätte im allumschließenden Bette des Ewigen, das über alles bloße Glauben hinaus vollkommene Wirklichkeit war. Und wohl konnte dieses Gottum sie stolz selbst in der Niederlage machen, stark und lachend im Tode über Schmerz und Wunden; denn der wahrhafte Tod war Sieg im Ewigen.

Man hat gesagt, von den drei Erlösungsreligionen wolle die brahmanische den Menschen vom Irrtum, die buddhistische vom Leiden, die christliche den Menschen von der Sünde, dem bösen Willen erlösen und so sei die letztere den innersten Weg, den der Umkehr des Willens, gegangen. [311]) Denselben Weg gingen aber schon Indien, Persien und das germanische Gottum, das am gleichen Stamme wachsend nicht unähnliche Früchte trug. Gottes Wille erringt durch die Götterdämmerung den Sieg; der Mensch, der seinen Willen vom göttlichen empfängt und ihm durch sein Selbstopfer hilft, erlöst sein göttliches Teil aus der Verstrickung mit dem Urtode zum ewigen Siege. Aber der Christ kämpft für die eigene, der Germane für Gottes Seligkeit.

Wir bedürfen nicht der Krücke des „Als ob", daß wir so handeln müßten, „als ob" es einen Gott, „als ob" es eine Sittliche Weltordnung gäbe: Es gibt ein festes Gesetz; den Maßbaum der Welt, den Sinn alles göttlichen Lebens, das Widerspiel aller Zerstörung! Es gibt eine Sittliche Weltordnung, den Kampf des aus dem göttlichen Baume in uns eingeborenen Lichtes gegen die an seinen Wurzeln nagende Finsternis! Es gibt eine klare Scheidung der Geister, in die, welche sich selbst, und in diejenigen, welche den Göttlichen Mächten dienen wollen! Es gibt ein Gesetz der Freiheit, unbeugsam, für den, der wahrhaft das Göttliche will, weil es allein das Dauernde sein wird, was in seiner Brust aus Ewigem klingt! Es gibt eine Erlösung, die dem beschieden ist, der sich und sein Leben für das Leben der Ewigen Schönheit, Macht und Liebe einsetzt! Es gibt ein zeitentbundenes Gottum, darin Volk und Gott, Mensch und Volk sich verbinden: Daß die

Götter fallen, damit Balder lebe; daß wir sterben, damit Sigfrid auferstehe, das ist der urewige Glaube des arischen Geistes, unauflösbares Erbgut aus alter Zeit, unzerstörbarer Bürge neuen, höheren Lebens!

Der Sinn der Götterdämmerung erfüllt sich nicht einmal, sondern dauernd; sie ist ewiges Geschehen. Die Vollendung, der Seherin Weissagung, wenn sie je Wahrheit war und ist, so wirkt sie in ewiger Geburt todüberwindend in uns alle Zeit!

Schlußwort des ersten Bandes.

Die Frage nach der Lösung des Rätsels der Edda hat sich uns im Laufe der Untersuchung dahin geklärt, daß die Antwort nur dort gegeben scheint, wo wirkliches lebendiges Gottum aus den steinigen Trümmern der Verwüstung als zeitüberlegene innere Wahrheit hervorquillt. Es taucht daher die weitere Frage auf, ob die Lösung des Rätsels allein von der Altertumsforschung gefunden werden kann, solange sich diese auf vergleichende Mythenkunde, auf sprachliche und geschichtliche Untersuchungen beschränken will. Wie es zur Erklärung einer Rose nicht genügt, daß man sie nach Gestalt, Farbe, Duft und Wachstum beschreibt, und wie derjenige vom Verständnis des Weltalls noch weit entfernt ist, der alle seine Ordnung, Größe und Bewegung auf das genaueste zu berechnen vermöchte, so kann auch das innerste Geheimnis eines Glaubens, sein urgeborener Wert und seine lebendige Kraft nicht aus einer rein beschreibenden Wissenschaft gewonnen werden. Ein einziger Augenblick gegenwärtiger innerer Wahrheit kann den Blick für die Wahrheit des Vergangenen öffnen, kann Wegspuren in den heiligen Berg erkennen lassen, die dem Auge des Verständigen entgingen. Nur der, dem das Gottum der Väter Leben wäre, vermöchte davon zu zeugen. Wer sein Leben höherem Leben widmet, wer verachtet und unbekannt namenlos dafür litte und stürbe, weiß unwissend mehr von der Wahrheit der Edda als das von Namen und Zahlen aufgeblähte, auf sich selbst stolze und eitle Gedächtnis. Und während dieses in tönerner Rüstung dem Streite der Meinungen obläge, möchte auf Jenes zerklaffte Stirn vom Heiligen Lichtbaume Tau der Unsterblichkeit sich senken; ihm erst wäre die wahre Lösung des Rätsels geraten. Und so dürfte eine höchste Wissenschaft der Edda und des arischen Urglaubens, wenn sie ihren Namen wahrhaft verdienen wollte, nur jener wesentlichen Wahrheit zu dienen suchen, sie müßte aus dem Trümmerberge der Vergangenheit die ewige Gegenwart, das „grünende Nun" zu erfassen lehren, damit die verstummte Art und die unbewußte Schönheit des alten Gottums wieder in das Licht des Bewußtseins träten.

Der Heilige Augustin sagt:[312]) „Das, was man jetzt christliche Religion nennt, gab es schon bei den Alten und fehlte nie seit An-

fang des menschlichen Geschlechts, bis daß Christus im Fleisch erscheinen würde, von wo an die wahre Religion, die schon da war, anfing, die Christliche genannt zu werden." Das germanische Altertum hat im Bekehrungsalter in seinen Blutzeugen erschütternde Beispiele seines inneren Wertes gegeben. Die Beschreibung seiner Trümmer kann diesen Wert nicht ersetzen und erklären. Die bisherigen Mittel der germanistischen Forschung reichen, solange der Geist des Euhemeros noch umgeht, für die Enträtselung der Edda nicht aus. Das Feld der Forschung und ihre Art erweitern sich in zunächst unabsehbare Fernen. Aber doch scheinen aus dem dichten Nebel der Vergangenheit unter den riesenhaften Spuren der Zerstörung schon klare Umrisse aufzutauchen, Umrisse einer ewigen Schönheit, weil sie dem Grundmauerwerke der Schöpfung eignen.

Anmerkungen.

1) E. Forrer, Die acht Sprachen der Boghazköi-Inschriften. Sitz.-Ber. der Preuß. Akademie der Wiss. 1919 XXXIII. 1036.
2) Ebenda, 1038.
3) Eduard Meyer, Das erste Auftreten der Arier in der Geschichte. Sitz.-Ber. der Pr. Ak. der Wiss. 1908 S. 14.
4) Ebenda, 15.
5) Wilh. Tomaschek, Die alten Thraker. Sitz.-Ber. der phil.-hist. Klasse der Wiener Ak. d. Wiss. Bd. 128, IV S. 2
6) Die bisher „alarodisch" genannte Urbevölkerung Europas wird von Friedr. Braun, Urbevölk. Eur. und die Heimat der Germanen, Berlin 1922, mit der Bezeichnung „Japhetiten" belegt, welche für Braun den Vorzug hat (S. 43), „daß sie an eine alte biblische Tradition anknüpft." Derartige Vorzüge können nur verwirren. Daß die Indogermanen auf deutschem Boden eine andersrassige Urbevölkerung zurückgedrängt haben, ist schon vordem angenommen. In diesem Buche verstehen wir unter Germanen den nordeuropäischen, geschichtlich greifbaren Zweig der Indogermanen.

6a) Jamblichus, vita Pyth. Zamolxis verlangte von den Thrakern Tapferkeit, weil die Seelen unsterblich seien. Appian, hist. rom., celt. 3, 10 von den Germanen: „Sie verachten den Tod, weil sie auf eine Auferstehung hoffen." Diodor 1, 94 von den Geten, daß sie die Unsterblichkeit lehren. Herod. 4, 33. 50. Paus. 9, 29. Strabo 10, 3 § 18. Diodor 3, 64 u. a. Vgl. hierzu Tomaschek (s. Anm. 5) Bd. 130 S. 63 f. — In dem alten Dioskurias, dem jetzigen Sewastopol, hörte man „300 Sprachen". Mela 1, 19. Daß mit dem Handel auch geistiger Verkehr gepflogen worden ist, wahrscheinlich. Es ist möglich, daß die Beziehungen des „indischen" Dionysos zu Orpheus auf solche Übertragung zurückzuführen sind. Ein gemeinsamer Urbesitz an Glaubensvorstellungen mußte aber aus weit älterer Zeit vorhanden sein; es gilt also nicht irgendwelche Gemeinsamkeiten der alten Religionen, sondern das in der alten arischen Gemeinschaft entsprungene Urgottum zu ermitteln. Dessen Kern scheint in der Unsterblichkeitslehre beschlossen.

7) Wägner, Germ. Vorzeit I.
8) Edda, übers. v. Gering, Leipzig. Wo erforderlich, ist unter Aufgabe des Stabreims eine strengere Lesart nach der Ursprache hergestellt. — Edda, deutsch von Felix Genzmer. Jena, 2 Bde.
9) Yggdrasil d. i. Yggs des „Schrecklichen (Odins) Träger"; vergleiche Abschnitt VI 2.
10) Lärad d. i. „Schutzspender".
11) Mimameid d. i. Mims (Mimirs) Baum, vgl. Abschn. VII über das Hyndlalied.
12) Vol. 29: „Met trinkt Mimir am Morgen täglich."
13) Grimn. 29.
14) Vol. 19. 2. 39.
15) Vol. 47: standandi.
16) Aveſta, Die Heiligen Bücher der Parsen, übers. von Fritz Wolff, Straßburg 1910. — Aveſta, Die Heiligen Schriften der Parsen, übers. von Friedr. Spiegel, Leipzig 1852—1863. — Wo nichts anderes bemerkt, ist die Wolffsche Übersetzung benutzt. Statt des Namens Videvdat (Kampf wider die Dews) gebraucht Spiegel die jüngere Form Vendidad.

17) d. i. Ahuramasda, in späterer Sprache Ormuzd. Dieser Gottheit des Lichtes steht der Geist der Finsternis Angramainjus, in späterer Form Ahriman, gegenüber.
18) Sih roçak 2, 7; Vid. 20, 4 u. a.
19) Spiegel, Av. I 256. Über das Ansehen des Bundeheſch als Quelle älterer Ansichten Windischmann, Zoroastrische Studien, Berlin 1863. S. 232. 260 f.
20) Spiegel, Parsigramm. S. 172.
21) Adalb. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks 1886. — Rigveda, übers. v. Graßmann, Leipzig 1876.
22) Bhagavadgita XV, 1 f., übersetzt von Garbe, Leipzig 1905.
23) Oldenberg, Rel. d. Veda, 2. Aufl. S. 70.
24) Oldenberg S. 354, 356 f. 577, 587.
25) Grimm, Myth. 65.
26) Preller, Griech. Myth. 1, 96.
27) Oldenberg S. 77.
28) Fr. Creuzer, Symbolik und Mythologie. Dritte Ausg. I 444.
29) Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde V 104.
30) Videvd. 21.
31) Über die Weltesche vgl. weiter Abschn. VI 2.
32) Yasna 45, 11. Spiegel II 15.
33) Khord. Av. 45, 5 Sp. III 210. Kleuker, Anh. z. Zend-Avesta 1, 279.
34) Spiegel, Gramm. d. Parsispr.
35) Yascht 22 Sp.
36) Grimm. 26 f.
37) Jac. Grimm, Deutsche Mythologie. Dritte Ausg. 696.
38) Grimm 783. Maurer, Bekehrung 2, 370. Schullerus, Kritik des Walhallglaubens S. 49.
39) Gylfaginning 49.
40) D. Alt. V 388.
41) Kurzes Sigurdlied 69; Gering S. 237: „Das glänzende Tor, das ringgeschmückte." Über den Tempeltürring vgl. meine Arbeit „Kirche und Heiliger Hain" in der Zeitschrift „Niedersachsen". Über die Bedeutung Walhalls vgl. Absch. VI 1.
42) Yasna 60, 13 Sp.
43) Vid. 19, 30, — Spiegel I 249. — Kleuker, Anh. 1, 278.
44) Yasna 31, 20 Sp. — 45, 8 Sp. — Vid. 5, 62 W.
45) Gylf. 51.
46) Grimm. 28. Grimm, Myth. 694.
47) Herausgegeben von Moltke Moe 1900. Jak. Engel, Der Tod im Glauben indogerm. Völker, Progr. der Realschule Stralsund 1881. S. 17.
48) Grimm 696.
49) II 278 a. — Grimm, Kl. Schrift. 6, 192 ff.
50) Edw. B. Tylor, Anfänge der Kultur 2, 54 f
51) Müllenhoff V 113 f.
52) Gustav Neckel, Walhall, Studien über d. germ. Jenseitsglauben, Dortmund 1913. S. 55. 121.
53) Edda, übers. von Felix Genzmer. Jena 1920. II 195. Neckel a. a. O. 55. 121.
54) Jac. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 831. 799.
55) Maurer, Bekehrung I 404.
56) Im Zusammenhange bemerkenswert sind auch die Gelübde „eine Brücke zu bauen" auf den Runensteinen unseres nordischen Altertums. Mone, Heidentum im nördlichen Europa 1, 429.
Eine Darstellung des Brückengerichtes in der Malerei von Albrecht Altdorffer (gest. Regensburg 1538) zu Siena „Quirinus auf der Brücke"; vgl. Oskar Hagen, Deutsches Sehen. München 1920.

Auch die Volkslieder erhalten die alte Erinnerung bis in unsere Tage. Zupfgeigenhansl 1911 S. 120.

57) Plutarch, Fragen üb. röm. Bräuche 32. 86. Leben des Numa 9. Ovid, Fasten 5, 603 f. 621 ff.

58) Grohmann, Böhmen S. 234; bei Henne am Rhyn, Deutsche Volkssagen Nr. 229.

59) Henne am Rh. 233 nach Nork, Myth. der Volks. S. 360 f.

60) Rochholz, Alemann. Kinderl. 373 f. Das „Brückenspiel" ist durch ganz Deutschland, auch in Schweden bekannt. In Bremen wird an der Brücke gefragt: „Willst du nach dem Himmel oder nach der Hölle?" In Tübingen und Mähren nennt man dasselbe Spiel „Engel- und Teufelspiel"; in Magdeburg ist es die „goldige und faule Brücke". „Willst du zu Gottvater oder zum Teufel?" heißt es beim schwedischen Brückenspiel. Vgl. Fr. M. Böhme deutsch. Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1897, S. 522—534. S. die Nachträge S. 180 f.

61) Neckel, Walhall 1913. Schullerus, Krit. Walh. 1886

62) Gudruns Aufreizung 20, Gering 289. Genzmer 1, 103.

63) Vol. 38.

64) Vol. 51.

65) Loiseleur, 9.

66) Mahabharatam im 3. Abschn., übers. v. Bopp. Berlin 1829.

67) 2, 31 f. nach Peiper.

68) Vgl. Anm. 6a.

69) Thrymlied 14.

70) Grimn. 13.

71) Gylf. 51.

72) Gylf. 15.

73) Hyndla 36 f.

74) Rigv. X 177. 123. 139, 4. IV 1, 17 u. v. m.

75) Rigv. X 124.

76) Grimm, Myth. 334.

77) Über diese Vorstellung unterrichtet Gylf. 17: himinbjorg sa stendr á himins enda vid bruarspord, thar er Bifrost kemr til himins. Sn. Edda, Rask, Stockholm 1818 S. 21. Das Brückenende, Himmelsburg, ist da, wo Bifrost zum Himmel kommt, am Himmelsende. Dieser Ausdruck „Himmels Ende" kommt im selben Abschnitte nochmals vor: 3 Himmel erheben sich übereinander, über unserem der zweite „Widblain", und über diesem der dritte „Andlang". An diesem höchsten der 3 Himmel befindet sich die Stätte der Vollendung „Gimle". Vorher aber heißt es, daß „Gimle sich am südlichen Ende des Himmels" befinde. Das „Ende" ist also nicht etwa unser „Rand" des Himmels, sondern die Himmelshöhe. Mithin liegt auch das Brückenende, wo Bifrost zum Himmel kommt, nicht notwendig am Himmelsrande, sondern kann (á himins enda) sehr wohl in der Himmelshöhe gelegen sein. Wir müssen uns erinnern, daß die ganze Brücke aus 2 Teilen besteht; die eine Hälfte Bifrost führt von der Erde zum Himmel, zur Himmelsburg; von dort führt die zweite Hälfte Gjallarbrücke abwärts zur Niflhel. Das Brückenende, wo Himinbjorg, Heimdalls Burg, steht, ist die Himmelshöhe, die Mitte des Himmels, der Pol.

78) Bundeheſch 31. Yascht 19, 11 f. 89. Yasna 62, 3 u. a. Fafn. 15. Gylf. 13. 51.

79) 8, 5, 4. Deussen, 60 Upanischad's. Leipzig 1897. S. 192.

80) Rigv. I 24, 13. 15. II 28, 5. V 85, 8 u. a. m.

81) Rigv. X 14. 1.

82) Vgl. Oldenberg, Rel. des Veda 1917 S. 546.

83) Rigv. IX 73, 8. I 121, 13. II 29, 6. IV 5, 5. Vgl. A. Weber, Ind. Stud. 1, 398, 270. 2, 297. Zimmer, Altind. Leben, Berlin 1879, S. 419 f.

84) Fjolsw. 19 ff.

85) D. Alt. II 207 Anm.
86) Vgl. Wolfgang Schultz, Zwillingsbrüder S. 18 in der Hommelfestschrift (MVAG. Bd. I, 1916).
87) Asiat. Researches III 405. (1792). Über die indisch-griechische Gleichung Karbura-Kerberos A. Weber, Ind. Stud. 2, 295 ff. Zimmer, Altind. Leb. S. 419.
88) Kurzes Sigurdlied 60, 8. Edda, die Lieder des Codex Regius herausgegeben von Gustav Neckel, Heidelberg 1914, S. 211.
89) Rigv. X 108. — Oldenberg, Rel. d. Veda 1917, S. 546.
90) Rigv. X 124.
91) Gylf. 8, Grimm, Myth. 534.
92) J. Grimm, Myth. 684. — Über die Namensform J. Grimm, Kleinere Schriften Bd. 3. Ich sehe keinen Anlaß, die vielleicht nur zufällig besser bezeugte Schreibweise Jordanes zu wählen. — Jornandes Gothengeschichte, Geschichtschr. d. deutschen Vorzeit. XI 69 S. 23. — Der von J. erwähnte Dikenaeus ist gewiß kein anderer als der, den Strabo 7, 10 den Geten zuschreibt und den diese fast wie einen Gott angesehen hätten. D. ist eine ganz sagenhafte Gestalt und soll wohl die den Südländern auffallende Himmelsbeobachtung der Nordländer überhaupt erklären helfen. Über die Sternbeobachtung der Westgoten Belege bei Mone, Eur. Heident. II 245.
93) Weinhold, Altnord. Leben 1856. S. 371.
94) Gylf. 8. — Vol. 5. 6.
95) Skald. 17. Müllenhoff, D. Alt. 1, 32 f. Grimm 1, 348.
96) Bragar. 2. Harbard 19. — Grimm 221.
97) Strackerjan, Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg 1867.
98) Grimm 688.
99) Grimm 138. — ende de poeten in heure fablen heetent ourse, dat is te seghene Woenswaghen; — het sewenstarre of de de Woenswaghen.
100) Grimm 691. — Dasselbe Sternbild Gluckhenne in Persien, Ideler Sternnamen, 1809, S. 148.
101) Weinhold S. 27.
102) Jornandes Gotengesch. V 41: „Es war ihnen eine ganz besondere Liebe zur Religion angeboren, da es so schien, als ob sie die göttliche Verehrung ihrem Stammesvater erwiesen."
103) Grimm 331. 1214. 138.
104) Kerp, Landeskunde von Skandinavien, Leipzig 1904, S. 20. 59.
105) Nach den Aufnahmen von Baltzer jüngst vom Folkwang-Verlag in Hagen in Westfalen herausgegeben; auf diese Ausgabe beziehen sich die nachfolgenden Bezeichnungen nach Tafeln und Bildern.
106) Tafel 24, Bild 1.
107) Tafel 21, 1. 29, 6. 30, 3. 32, 1. 36, 1. 50, 8. — Vgl. die homerischen Götterkämpfe, Ilias 20.
108) 15, 1. 44, 7.
109) Statt dieser vollkommeneren Darstellung der Wagen finden sich unvollkommenere bis zu bloßen Andeutungen; man verfolge in der Folkwang-Ausgabe von Tafel 6 über 10, 3 und 4, 8, dann über 4, 1, über 4, 6 und Tafel 7 zu 10, 2, zu 51, 4, zu 51, 6, zu 51, 8, zu 53, 12 u. f. f., dann bis zu 41, 4.
110) Herodot 7, 40.
111) Kuhn, Herabkunft S. 58 f.
112) Nach Bopps Übersetzung von 1829.
113) Germ. 40.
114) Yascht 10, 143.
115) Hierzu Kossinna, Deutsche Vorgeschichte S. 78 f.; die Abbildung der Sonnenscheibe auf einem Wagen Abb. 173; ferner Spiegel, Avesta II, CXVII im Anschluß an Yasna 22, 26 über die indogermanische

Gemeinsamkeit dieser Vorstellungen; Windischmann, Zoroastrische Studien S. 310 ff.

116) Tafel 48, 11.

117) Die Hymnen des Orpheus, deutsch von Dietsch, Erlangen 1822. XXXIV. S. 85:
„Bei der Stille der Nacht, im sternbeangeten Dunkel,
Schaust du von unten die Wurzeln, und begst die Grenzen des Weltalls Ringsum."

118) Tafel 41, 4. 48, 11. 44, 7. 35, 5. 11, 4. 17, 1 u. a.

119) Tafel 48, 2. 42 und 43. 9, 1. 47, 8. 54, 2 und 4. 5. 14, 1. 24, 4. 55, 4. 7, 1. 53, 4.

120) Bing. S. Mannus 1914 S. 273 f.

121) De nat. Deorum 2, 20, 51 f.; vgl. 2, 23, 59.

122) Tafel 14, 1. 47, 8.

123) Tafel 5 oben.

124) Tistrya-Yascht 8, 13 f. W.

125) Windischmann, Zor. Stud. S. 312.

126) Grimm, Myth. 686.

127) Kossinna a. a. O. Abb. 201 bis 204.

128) Ebenda Abb. 197.

129) Z. B. unsere Abb. 2, wenn wir in den beiden sich küssenden Tieren 2 nahestehende Standsterne, etwa die Zwillinge, annehmen wollten; das Schiff unten wäre Regulus, der Sternkreis oben links Arktur; wie wir ja auch schon die beiden Wandler Saturn und Jupiter, die übrigens auch am heutigen Sternhimmel dicht nebeneinander stehen, in den Seilgöttern fanden.

130) Vol. 6.

131) Vgl. oben Abschn. IV „Altgerm. Sternenhimmel".

131a) Vgl. Rob. Eisler, Weltenmantel und Himmelszelt, München 1910, II 743. 752. „Die Lehre von der zyklischen Rückkehr des Alls zur Einheit, von der ins Unendliche wiederholten, immer erneuten Einkörperung der Weltseele in immer neuen Weltkörpern, und das mikrokosmische Gegenstück dieses Dogmas, der Glaube an die Seelenwanderung, ist eranisch. Die Babylonier, deren Kosmologie die astrologischen Voraussetzungen der Katastrophen- und Apokatastasenlehre entnommen sind, scheinen das ausgebildete System nicht gekannt zu haben." — Dazu, daß auch die himmelskundlichen Voraussetzungen nichtbabylonischer Herkunft waren, vgl. Bd. 2 dieses Buches.

132) Jeremias, Handb. d. altoriental. Geisteskultur, Leipzig 1913, S. 193. Ginzel, Handb. d. mathem. u. techn. Chronologie, Leipzig 1906, I 127 ff. S. 129: „Bei den Babyloniern finden sich nur einige Andeutungen (der Großen Jahre)."

133) X 72, 4.

134) Ginzel, Handb. d. math. u. techn. Chron. Leipzig 1906, I 329.

135) Der Wechsel zwischen den Benennungen Tag und Tagnacht d. h. die Verdoppelung der Zeiten ist indischer Vorstellung geläufig; vgl. Rigv. X 164, 11 (Graßmann): „Ohne sich je abzunutzen, rollt das zwölfspeichige Rad der ewigen Ordnung (das Jahr) um den Himmel, 720 verzwillingte Söhne (d. s. 360 Tage und Nächte), o Agni, sind auf dasselbe hinaufgestiegen." Vgl. 56 Mondhäuser (der späteren Zählung von 2×28 entsprechend); A. Weber, Ind. Stud. 10, 306 f.

136) V. d. Hagen, die Nibelungen 1819 S. 118.

137) Maitrayana-Upanishad 6, 14. Deussen, 60 Upanishad's S. 340. Anmerkung 1.

138) Bhagavadgita übers. von Garbe. 8, 17.

139) Vgl. F. Röck, Die platonische Zahl und der altbabylonische Ursprung des indischen Yugasystems. Zeitschr. für Assyriologie 1910 S. 318.

140) Röck S. 325.

141) Censorin., de die natali 3, 29: aestas = mundi incendium.

142) Brihad. Up. 1, 5, 14. Kauſhitaki Up. 2, 9. Praçna Up. 6, 1. Deuſſen, 60 Up S. 399. 403. 570. 571.
143) Über die Zahl 16 vgl. Plutarch, Iſis und Oſiris 42.
144) Rhode, Die heilige Sage des Zendvolkes S. 106.
145) Yaſcht 13, 37 f.
146) Ebenda 13, 59 f.
147) Videvdat 22; 6, 9.
148) Vol. 2. Alwism. 9. Wafthr. 43.
149) Grimm, D. Rechtsalt. 1, 216.
150) Vgl. Abſch. IV.
151) Grimnirlied 23.
152) Nibelungen S. 133.
153) Max Müller, Eſſays, deutſch 1, 10.
154) Zur Deutung der Zahl von Walhall = 432000 im Grimnirliede 23 vgl. A. Noreen, Geſch. d. nord. Sprachen 3. Aufl. Straßburg 1913 S. 199: „hundrad, on. auch hundrada, bezeichnet 120 (ſo gewöhnlich im Weſtnordiſchen) oder 100 (beſonders im Oſtnordiſchen)"; ferner Altisl. und altnorw. Grammatik 2. Aufl. Halle 1892 S. 199 f. Dazu Hoops, Reallex. 4, 576 ff. und 2 unter „Hundertſchaft"; Paul, Grundr. 1, 490; Grimm, R. Alt. 4. Ausg., 2. 207, 532 ff. Die Bedeutung von hundrad ſchwankt; „der Deutlichkeit halber" (Fritzner, Ordbog) wird deshalb tolfraett (zwölftig) oder tiraett (zehntig) hinzugeſetzt (Kgſ. 14, 26 f.). So Saga Olafs kon. h. helga herausg v. R. Keyſer und C. R. Unger, Kriſtiania 1849 (2, 38): that var meirr en 200 vetra tolfroed, er Island var bygt, ador menn toku ſögur at rita d. i. es dauerte mehr als 200 Winter zwölftig, nachdem Island beſiedelt wurde, bevor die Leute anfingen, hier Sagas zu ſchreiben. Die Zeugniſſe für das zwölftige Hundert gehen begreiflich nicht über das 10. Jahrhundert zurück; da in der folgenden Überlieferung die Bedeutung aber ſo ſchwankend iſt, daß hundrad, um klar verſtanden werden zu können, den Zuſatz zwölftig oder zehntig erfordert, ſo liegt keine Notwendigkeit vor, in dem hundrad des Grimnirliedes das zwölftige zu ſehen. Andererſeits kann man von einem Dichter nicht erwarten, daß er in ſeinem Werke die Zählweiſe angibt; etwa: „5 Hundert Tore in Zehnzählung hat Walhall und 4 Zehner dazu." Das war nur in der ungebundenen Rede möglich. Dort aber war es auch notwendig, wie das Beiſpiel oben zeigt; der Verfaſſer mußte tolfroed zu den 200 vetra hinzuſetzen, weil der Leſer ſonſt nicht wußte, ob nicht doch Zehnzählung gemeint ſei. Wenn übrigens das Übliche allein Zwölfzählung geweſen wäre, ſo hätte es der Zuſetzung von tolfroed nicht bedurft. Daraus allein iſt ſchon zu ſchließen, daß auch die Walhalltore nicht notwendig zwölftig zu verſtehen ſind.

Man kann aber auch nicht annehmen, daß dem Grimnirdichter ſein hundrad eine unbeſtimmte Größe war; er mußte, wenn er die Einteilung des Tierkreiſes in 54 und 8 (= 432) ſichern wollte, hundrad zehntig gebrauchen. Dieſen Gebrauch aber rechtfertigte ſein Zeitalter (12.—13. Jahrh.), das zum mindeſten zwiſchen der Zählung zu 120 und 100 ſchwankte, ja, wie die ſpätere Stelle Skaldſk. 66 bezeugt (herr er hundrad) zur alleinigen zehntigen Zählung des hundrad überging.

Neben allem aber muß berückſichtigt werden, daß die alte indogermaniſche Zehnerrechnung — wie die Gebietsteilung beweiſt — auch im Norden gegolten hatte, daß alſo die Zwölferrechnung erſt ſpäter aufgekommen iſt und zwar im Gefolge einer Entwicklung, die auch in Deutſchland nachweisbar iſt. Das angelſächſiſche hundred, ſeine älteſte Überlieferung, iſt ſtets 10 × 10. Die Zahl des Grimnirliedes mit Großhunderten zu 640 und 980 zu rechnen, gibt keinen Sinn. Die zehntige Zählung zu 540 und 800 (hundrad = 100) vollendet dagegen

die überwältigenden Gleichungen zu Indien, Persien und zur Apokalypse. Die Zahl 432 000 wird von diesen Gleichungen für Walhall gefordert und — sie ist da!

Es stünde auch nichts im Wege, in der zehntigen Zählung des Grimnirliedes späten christlichen Einfluß anzunehmen (wenn man die alte indogermanische Überlieferung einer solchen heiligen Zahl nicht zugeben wollte). Denn das Wesen der Tierkreiszahl liegt nicht in den Hunderten, sondern in der Teilung in 2×27 bezw. 8 Teile nach dem arischen Sternmonat; der eddische Tierkreis ist eine Mondekliptik und als solche *älter* als die babylonische Sonnenekliptik (vgl. Alex. von Humboldt bei A. Weber, Ind. Stud. 10, 250 f., dazu 9, 445). Der Dichter mußte, um diese Sternmondzahl 27 (54) nebst der Achtteilung des Tierkreises zum Ausdruck bringen zu können, sich der gebrauchsbereiten Zehnzählung *notwendig* bedienen und hat es getan. Der alte 8teilige Tierkreis (54×8) (und es ist längst das Grimnirlied auf den Tierkreis bezogen worden!) verlangte es.

H. Gering, Glossar zu den Liedern der Edda, Paderborn 1896 S. 175 übersetzt also richtig Grimn. 23 mit „540", da ihm die Übersetzung 640 zweifelhaft erscheint.

Im Übrigen darf noch darauf hingewiesen werden, daß heute noch auch bei uns die Zwölfer- neben der Zehnerrechnung herläuft; wir rechnen nach Dutzend und nach Schock, aber nicht in der Heereseinteilung, auch nicht am Himmel. So wird es früher auch gewesen sein; und die weltliche 12-Zählung wird sich von der himmlischen 10-Zählung gesondert entfaltet haben.

Aus allem ergibt sich, daß das hundrad des Grimnirliedes nicht zwölftig, sondern zehntig = 100 gerechnet worden ist, so daß die Zahl der Einheerer sich, den alten arischen Gleichungen entsprechend, auf 432000 beläuft.

155) Rigv. X 164, 11. I 25, 8.

156) Altnord. Leben S. 378 f. Als im 10. Jahrh. der Sommeranfang nicht mehr auf den richtigen Tag fiel, war es ein gewöhnlicher Isländer, der die Aushilfe fand, auf welche zu kommen etwa unsere heutige Gymnasialbildung keinem von uns ausreichen würde. „Nachdem Kundige sich für diesen Vorschlag erklärt, wird er zum Gesetz erhoben." Was waren das für „Kundige"? Etwa die „Erbbesitzer" der Himmelskunde, von denen andere Quellen berichten? Vgl. Abschn. IV.

157) Weinhold 372.

158) Rigv. VII 87, 7.

159) Gylf. 9. — Hyndla 2. — Helgi 1, 7.

160) Vgl. Röth, Phil. des Abendlandes.

161) 1, 341, f.

162) G. Albert, Die platonische Zahl als Präzessionszahl. Wien 1907 S. 26 über die Möglichkeit, daß der Pythagoräische Lehrsatz schon den Babyloniern bekannt gewesen sei. Das würde ebenfalls diese Nachrichten stützen.

163) Schullerus, Kritik Walhalls 1886 S. 47.

164) Grimnir 25 f. Gylf. 15. Volsunga Saga 2 und 3.

165) Kap. 44. Maurer, Bekehrung 2, 204. Grimm, Myth. 30.

166) Weinhold 497.

167) Grimm, Müllenhoff u. a.; vgl. Much, Der germanische Himmelsgott, Halle 1898.

168) Spiegel, Avesta III 21.

169) In der Ilias findet sich die alte Ansicht, daß die Uranionen d. s. die Götter im Uranos, dem Himmel wohnen, schon häufig von der jüngeren abgelöst, nach welcher ihr Sitz der irdische Olympos sei. Aber wenn der Olymp der „eherne, den nie Schnee berührt" genannt wird, so ist klar, daß unter Olymp ursprünglich das als *Weltberg* gedachte Aethergewölbe verstanden worden, jener Himmelsberg, den wie die

Inder und Perser auch die Griechen und Germanen kannten, so daß wir auch in ihm eine uralte arische Vorstellungsgemeinschaft erkennen können. Wird doch auch Odin „der Mann vom Berge" genannt. Die Auffassung des Olymps als Himmelsgewölbe bezeugen in der Ilias die Stellen: 8; 1—25, 47, 347, 364, 394. 11, 184. 15, 18—21, 190. 16, 232. 17, 545. 19; 128, 351. 21; 439, 504. 24; 97, 104, 121. Odyssee: 4, 79. 6, 42—46, 243, 281 u. a. Die Orphischen Hymnen kennen nur den Aether als Götterwohnung.

170) Euripides, Fragm. 178.

171) de nat. Deor. II 25.

172) Nach einem Scholion zum Aratus vgl. Creuzer, Symbolik u. Mythol. IV 719.

173) I 97; entstanden um 1300—800 vor Christus. — Oldenberg, Rel. des Veda, 2. Aufl., S. 544. 340.

174) Chandogya Up. 4, 17, 9. Cankh. Br. 6, 10. — Chandogya Up. 5. 10, 1 f. Atharvaçiras 5. — Brihad. Up. 5, 2, 15. — Atharvaçiras 3. — Maitrayana Up. 6, 30. Vaj. Samh. 31, 18. — Brihad. Up. 1, 4, 7 f. Deussen.

175) Widukind 1, 12.

176) Grimm 636.

176a) Wenn Yggdrasil „Odins Träger" bedeutet, so ist das Bild ohne Weiteres klar, denn Y. ist der Weltbaum, unter dessen Wipfel Odins Sitz. — In „Y.'s Esche" ist der Stamm dieses Weltgehölzes besonders betont. — Will man jedoch Y. = Odins Roß = Sleipnir setzen, so deutet die Achtfüßigkeit auf den achtgeteilten Himmelsumschwung. Dem Schöpfungsgotte eignet die Zeit von (54×8=) 432000 Jahren, sein Roß ist dieser Zeitumschwung. Da aber der Weltbaum Walhall mit seinen 540 Toren überlaubt und mit seinem „immergrünen" Blätterdache also auch den achtgeteilten Himmelskreis einschließt, so ist es gleich, ob der Weltbaum selbst Y. oder der Himmelsumschwung so genannt wird, denn dieser umläuft den Weltbaum; der Baum ist in beiden Fällen höher als die Zeit (432000): Er trägt nicht nur Odin, sondern ebenso den Zeitumlauf um seine Achse. Odin wird durch Sleipnir als Gott innerhalb der Zeit (verolt) bestimmt; Sleipnir ist riesischer Abkunft (von Loki geboren, von Swadilfari gezeugt; Gylf, 42) und trägt Odin dem Endkampfe und Untergange entgegen (Swadilfari = Unheilsfahrer, Gering S. 332). Die Esche aber, inmitten des Zeitumlaufs, ist ewig.

177) Skandandi; Vol. 47. Fjolsw. 15.

178) Off. Joh. 11, 2. 3. 9. 11; 12, 6 und 14; 13, 5.

179) Vgl. Franz Boll, Aus der Offenbarung Johannis, Hellenistische Studien zum Weltbilde der Apokalypse. Leipzig 1914 S. 25. — Herm. Gunkel, Zum rel. gesch. Verständnis des Neuen Testaments. Göttingen 1903 S. 81. — Ders., Schöpfung und Chaos. Göttingen 1895 S. 328: „Schließlich ist ein Hauptpunkt des Kapitels, die geheime Zahl 3½, aus dem Zusammenhange ganz unerklärlich."

180) Kap. 5. Windischmann, Zor. Stud. S. 66 f. — Die Lehre von den 7 Keschvars der Erde ist schon in den ältesten Teilen des Avesta enthalten: Vendidad 19. 43 und 129 Sp. S. I 252 Anm. 2. Die 7 Keschvars „sind (nach Spiegel) höchst wahrscheinlich mit den 7 Dwipas (Inseln) der Inder verwandt" u. s. f.

181) S. vor. Anm. und die Belege bei Rhode, Zendsage S. 234.

182) Boll S. 39 f.

183) Herm. Gunkel, 4. Buch Esra in Kautzsch, Apokryphen und Pseudoepigraphen d. A. Test. II 357.

184) Die Herkunft der Vorstellungsmasse der Off. Joh. aus dem persischen Glauben behandelt lichtvoll Herm. Gunkel, Zum rel.-gesch. Verständnis des N. Test., Göttingen 1903. Vgl. Eduard Meyer in d. Sitz. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. vom 28. April 1921: „Im Buche Daniel ist nicht nur die Schilderung des Weltgerichts, sondern ebenso sind die 4 Weltreiche

aus dem Parsismus übernommen. Ebendaher stammt der Dualismus, der Gegensatz der göttlichen und teuflischen Mächte, welcher das spätere Judentum und das Christentum beherrscht, und im Anschluß daran die Auferstehungslehre und der Ausgleich von Verdienst und Schicksal in einem zukünftigen Leben. Dadurch wird zugleich die ganze Eschatologie und das Bild vom Messias von Grund aus umgestaltet."

185) Orpheus Hymnen. Griech. und deutsch von Dietsch. Erlangen 1822.
186) Paul. 9, 27. 8, 21.
187) Herodot 4, 34.
188) Windischmann, Die persische Anahita oder Anaitis. Abhandl. der kgl. bayr. Akademie d. Wiss. München 1858. S. 87. Kautzsch a. a. O. II 283.
189) Windischmann 101.
190) Brissonius, de reg. Pers. 2, 32.
191) I 32. Vgl. Creuzer, Symbolik II 589. 691.
192) Yasna 1, 35. 17, 23. Vid. 21, 31. Spiegel III, XXI.
193) Bundehesch Kap. 10 und 14.
194) II 691. — Über die verschiedene Gestaltung der Tierkreisbilder vgl. auch G. Thiele, Antike Himmelsbilder, Berlin 1898.
195) Spiegel, Avesta III, XXXI.
196) II 377.
197) Videvdat 1, 2.
198) Windischmann, Anaitis S. 101. 113.
199) Yasna 68. 5, 86.
200) Gylf. 35.
201) Thrym 15 und 19.
202) Yascht 5, 11. Gylf. 35. Hyndl 48.
203) Fjolsw. 36. Yascht 5, 3. 25. 96.
204) Gylf. 35. Fjolsw. 38. Yascht 5, 89.
205) Ynglingasaga 4. Hyndla 9 f.; Gylf. 24. Fjolsw. 40; — Yascht 5, 37. 49. 53. 123.
206) Fjolsw. 33 f.
207) Much, Altgerm. Himmelsgott S. 54.
208) Grimm 673.
209) Windischmann, Anaitis S. 115.
210) Fick, Indogerm. Wörterbuch III unter (men).
211) Olaf Tryggv. S. 2, 17. Sn. Edda v. Rask, Stockh. 1818, S. 354 f.
212) Lokas. 21. 29.
213) Kap. 3. Weinhold, Deutsche Frauen 1851. S. 60.
214) Abschn. VII 1.
215) Hyndla 7. 46.
216) Gylf. 35.
217) Henne am Rh., Deutsche Volkss. S. 32 (nach Schönwerth s. u.).
218) Hyndla 1. 49.
219) Fjolsw. 34. 31.
220) Fjolsw. 42. f.
221) grind vgl. Grimn. 22.
222) Grimm, Myth. 674 f. 677. 681.
223) Ebenda 675.
224) Gering, Beowulf 1913 S. 98.
225) Grimm, Myth. 663. 685 f. 700.
226) Vol. 6. 9.
227) Grimm 686.
228) Grimm, Märchen 25.
229) Grimm, Myth. 263. 1214.
230) Ebenda 334.
231) Vgl. Abschn. V.
232) Gylf. 35. Grimm 671 f.
233) Yascht 5, 128; unsere Übersicht unter 3.
234) Creuzer II 522.

235) Müllenhoff, Frija und der Halsbandmythus, Zeitschr. f. Deutsches Altert. 30, 220.
236) Schönwerth 2, 312 f.
237) J. Grimm, Kleinere Schriften 5, 428 f.
238) Grimnir 14. Gylf. 24.
239) Grimm, 284.
240) Ilias 14, 165—168.
241) Ilias 14, 154—360.
242) Benseler, Gr. d. Wb. 1886.
243) Winckelmann, mon. ined. Nr. 31. — A. Hirt, Bilderbuch f. Mythologie Berlin 1805, 1, 59 von den Venus-Darstellungen: „einzig in ihrer Art ist ebendaselbst eine andere, die sich eine Binde um die Brust legt, wahrscheinlich den berühmten Gürtel, welchen man sonst an keiner andern Statue dieser Göttin bemerkt."
244) Mus. Borb. VIII 6.
245) Orph. Hymnen III 2 Hermann. — Wenn Homer den Paris und Aeneas durch Aphrodite retten läßt, so bedeutet auch darin die verhüllende Göttin nichts anderes als die Nacht. Vgl. die Darstellung dieser Vorgänge auf der „iliſchen Tafel" aus Verona (3.—4. Jhd. nach Chr.) bei Inghirami, Galeria Omerica. I. II.
246) Müllingen, Uned. Mon. Ser. I pl. 16.
247) aetherium = merikerti. Grimm 754.
248) Vgl. Absch. II Übersicht. Gylf. 15.
249) Vgl. Abschn. VI 2.
250) 1, 83. Mon. Germ. SS. XXI 75.
251) Kena Upanishad 4, 26, Deussen S. 208; u. a.
252) Oddruns Klage 8.
253) Videvdat 5, 17.
254) Fornald. sög. 1, 117.
255) Fjolsw. 32. 36.
256) Gylf. 35.
257) Gylf. 26. 36. 85. Fornald. sög. 1, 400.
258) Herabkunft des Feuers und des Göttertranks 1886.
259) Njals. 118. Grimm 391.
260) Hyndla 6; valsinni.
261) Lokas. 21.
262) Skirnir, Einleitung.
263) Much, germ. Himmelsg. S. 73.
264) Gylf. 23. Wafthr. 39. Grimn. 43.
265) Der Dichtungstrank d. h. die schöpferische Kraft des Gottes entstand (Brag. 3) aus der Versöhnung der Asen und Wanen. Also liegt nach dieser Vorstellung der Krieg und der Versöhnungsfriede der Asen und Wanen vor der Entstehung der dichterischen und künstlerischen Schöpferkraft. Der Erste Weltkrieg ist mithin ebenso Schöpfungsgeschehen vor der Schöpfung wie während dieser Zeit. Auch nach Vol. 24 f. liegt der Krieg vor dem Vertrag mit den Riesen (also vor der Menschenzeit-, dem Werolt), vor Balders Tod, vor Lokis Fesselung. Der Erste Weltkrieg kann daher nicht als Spiegelung geschichtlicher Vorgänge aufgefaßt werden. — Gullweig d. i. Goldtrank ist die über alles Maß schweifende Lebenskraft, die durch die geistige Asenmacht nicht gezügelte Kraft des Schöpfungstrankes (Vol. 21 und 22); dreimal von den Asen verbrannt lebt sie immer noch. Nur der Vertrag zwischen Asen und Wanen bändigt ihren Übermut d. h. die Vollkommenheit des Lebens wird durch den schönen Einklang des Geistes und der Sinne (des Lebens) und durch den Kampf beider gegen die Mächte der Zerstörung hergestellt; dieser Kampf ist dauernd. Wie auch der Weltuntergangskampf eine Schöpfungs- und dauernde Erscheinung ist. Vergl. Abschn. IX. Die Voluspa gibt nicht Menschen-, sondern Göttergeschichte. So ist auch der Burgbau durch die Riesen

zu verstehen: Die riesische Welt gibt den Stoff zu ihrem Baue her; die Herrschaft der Welt gehört aber den Göttern. Die Riesenwelt möchte wohl Sonne und Mond für den Bau haben, aber das würde Untergang der Welt bedeuten. Der Kampf gegen das Herrschaftsgelüsten der Riesenwelt ist ebenso dauernd wie der der Asen und Wanen untereinander. Aus diesen Kämpfen besteht das Weltall; Zerstörung der Zerstörung allein ermöglicht die Neugestaltung.

266) Windischmann, pers. Anahita S. 88.
267) Windischmann S. 97.
268) Dies geht aus Yascht 5, 17 f. und 104. Videvdat 1, 7 hervor und wird von Agathias (im 6. nachchristl. Jahrh.) hist. II 24 betont. Windischmann a. a. O. 100 f.
269) Creuzer, Symbolik 2, 354. Windischmann a. a. O.
270) Religion des Veda, 1917 S. 241.
271) Eurip. Iphig. in Aul. 1113. Sophokl. Elektra 1352. Aeschylos Agam. 201 u. a.
272) Fr. Delitzsch, Gr. Täusch., Stuttg. 1920. I S. 47. 98. Mannhardt, Feld- und Waldkulte 2, 274 ff.. 347.
273) Bezold, Babyl. assyr. Religion S. 55 in „Kultur der Gegenwart" I 3, 1.
274) M. Jastrow, Rel. Babyl. und Ass.
275) M. Jastrow, Bildermappe zu Rel. Bab. und Ass. Nr. 167—169. 162.
276) Jadschurveda, nach Colebrooke und Bopp S. 280. Herodot 1, 131. Tacitus, Germ. 9.
277) Rigv. I 24. 25. II 27. 28. 29. V 62. 63. 64. 65. VI 67. VIII 18. 47. 56 u. a.
278) Oldenberg, Rel. d. Veda S. 243 ff.
279) Oldenberg S. 117.
280) Edda. 244. Brihadar. Up. 6, 4, 21 Deussen S. 518.
281) Grimm, Myth. 234.
282) Maha-Narayana Up. 11, 1 f. Deussen S. 249 f.
283) Creuzer, Symbolik I 3. Heft VIII 29. II 3. IV 8. 7 f. VI 16. III 6.
284) Jones in d. Asiat. Abh. I S. 215. Creuzer I 411.
285) Maha-Narayana Up. 14.
286) Vgl. oben S. 127.
287) Grimm, Myth. 1212.
288) Grimm, Kleinere Schriften 5, 416 f.
289) Hesiod, Theogonie 820 bis 871.
290) Pindar, Pyth. 1, 15 ff.
291) Vgl. W. Geiger, Ostiran. Kultur S. 140 f.
292) Windischmann, Zor. Stud. 244.
293) Yascht 19, 10 ff. 19, 90. 95 f. W.
294) Yasna 47, 9 Sp. 62, 3 u. a.
295) Vol. 66. Wafthr. 47.
296) Vol. 64. 65. Die Stelle ist demnach zu Unrecht als christlicher Zusatz verdächtigt worden.
297) Die Götter finden die Bäume Esche und Ulme am Meeresstrande Vol. 17. Dieser Strand ist der des Weltallmeeres Aegir (Okeanos, des ewig kreisenden, Ursprungs aller Dinge nach Orpheus) nicht ein beliebiger Erdenstrand. Also stammen die Leiber aus dem Riesischen, die Götter hauchen ihm Geist und Leben ein. Vgl. unsere Abb. 7.
298) Über den Verfall der Orakel 11 f.
299) Grimm, Myth. 85. 773. 1203 . Müllenhoff, Deutsch. Alt. V 67.
300) Grimm, D. Rechtsaltert. 703. 704.
301) Ann. 14, 30. 32.
302) Windischmann, Zor. Stud. 259. Gunkel, Zum rel. gesch. Verständnis des Neuen Test. S. 23.
303) Wahrscheinlich der Beschützer Zarathustras. Spiegel, Aveста 1, 43. Windischmann a. a. O.

304) Ägyptische Entlehnungen schon vom sumerischen Babylon vgl. Hommel, Gesch. Bab. u. Ass., Berlin 1885, S. 257. Daß ferner die „hermetischen Schriften" Ägyptens, unter deren Einfluß Herodot die griechische Götterlehre irrig aus Ägypten herleitet, erst unter p e r s i s c h e r Herrschaft entstanden sind, hat Flinders-Petries nachgewiesen.
305) Gunkel, Zum rel. gesch. Verst. d. N. Test.
306) Vgl. Anm. 6. — Gunkel, S. 34.
307) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler 1873. S. 483.
308) Kathaka Up. 5, 15 Deussen S. 284:
„Dort leuchtet nicht die Sonne, nicht Mond noch Sternenglanz,
Noch jene Blitze, geschweige irdisch Feuer.
Ihm, der allein glänzt, nachglänzt alles andre,
Die ganze Welt erglänzt von seinem Glanze."
Hierzu Offenb. Joh. 22, 5. Desgl. Eingangsverse von „Himmel und Hölle" (Denkm. XXX).
309) Eiriklied 7, übers. v. Felix Genzmer, Edda. — Hakonlied 17.
310) Hyndla 2. Gylf. 51. 39. Appian, hist. rom., celt. 3, 10. Jornandes, Gotengeschichte V 41; Geschichtschr. d. D. Vorz. 1884. — Vgl. oben Anm. 6. — Man kann die Gleichstellung von Goten und Geten beim Jorn. tadeln, ohne deshalb die Beziehung dieses Ausspruches auf die Goten aufgeben zu müssen.
311) Deussen, 60 Upanishad's des Veda, Leipzig 1897 in der Vorrede. — Deussen, Vedanta, Platon und Kant, Wien 1917 S. 46. —

In den buddhistischen Schriften ist Nirwana nicht nur Leidlosigkeit, sondern auch Sündlosigkeit: „Die Vernichtung der Leidenschaft, Die Vernichtung der Sünde, Die Vernichtung der Verblendung, Das, o Bruder, ist Nirwana." Vgl. Rich. Pischel, Leben und Lehre des Buddha, Leipzig 1906. S. 74. — Auch die brahmanische Lehre ist voll vom Kampfe gegen die Sünde: „nicht überwindet (den Brahmanfreund) das Böse, er überwindet alles Böse, nicht verbrennet ihn das Böse, er verbrennet alles Böse; frei von Bösem, frei von Leidenschaft und frei von Zweifel, wird er ein Brahmana, er, dessen Welt das Brahman ist." Brihadaranyaka Upanishad 4, 4. 23 Deussen S. 480. Und wie quält gerade das Gefühl der Sünde den vedischen Inder; Rigv. II 29, 5 an Mitra-Varuna:

„Ich tilgt allein viel Schuld, an euch verübte,
als ihr mich Spieler straftet wie ein Vater;
Fern sei'n die Stricke, Götter, fern die Sünden,
nicht fangt mich ein wie bei der Brut den Vogel.
O seid uns heute nahe, hehre Götter,
an euer Herz will fürchtend ich mich schmiegen;
errettet uns, daß nicht der Wolf uns fresse,
daß, Hehre, nicht wir in die Grube fallen."

Gerade die Gebetslieder an Mitra-Varuna, den mit den himmlischen Augen alles Unrecht schauenden Tag und Nacht wachenden Himmelsgott, enthalten die unmittelbarsten Äußerungen des alten Gottums.

312) Retractationes 1, 13; opera, Antwerpen 1700. Bd. I S. 14. Die Retr. („Wiederholungen") geschrieben 426 oder 427 d. i. 4 Jahre vor seinem Tode. Andere Belege dieser seiner „f e s t e n, dauernden Grundansicht" vgl. Herm. Reuter, Augustinische Studien, Gotha 1887, S. 90 f.

Nachträge zur Himmelsbrücke.

Die Verbindung zwischen Totenbrücke und Höllenhund findet sich auch in der von Tylor 1, 489 erwähnten altnordischen Glaubensvorstellung, daß, wer im Leben Brot gegeben hat, nach dem Tode Brot bereit finden wird, um es dem Höllenhunde in den Rachen zu werfen, ihn damit zu beschwichtigen. Dieser Glaube ist nach seinem Grundzuge klar in dem nordenglischen „Totenwacheliede" ausgesprochen (Tylor a. a. O.), welches die Totenbrücke erwähnt, und klingt nicht minder in den Worten (Draumakvaethi) an: Wer dem Armen eine Kuh gab, braucht nicht schwindlig auf der Gjallabrücke zu gehen. Die sittliche Bedeutung der Himmelsbrücke wird durch alle diese Zeugnisse erwiesen.

* * *

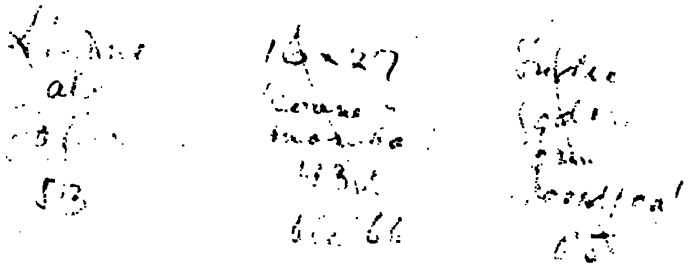
In einem 1635 erschienenen Berichte (Brebeuf s. Tylor 2, 92) wird bei dem nordamerikanischen Indianerstamme der Huronen, die heute auf der Breite von Boston an der kanadischen Grenze leben, von einem Baumstamme berichtet, der als Brücke über den Todesfluß führt: „hier müssen die Toten hinübergehen, aber einige der Seelen werden von dem Hunde, der ihn bewacht, angegriffen und fallen herab. In anderen Wendungen dagegen ist dieser Mythus mit einer moralischen Bedeutung verbunden, und der Übergang über den Himmelsabgrund wird zu einem Gerichte, welches Gute und Böse scheidet." Ähnliche Vorstellungen reichen die Küste hinab bis nach Virginia (38° Breite), bis zu den Minnetaris und den Choctaws im Indianischen Gebiete (Tylor 2, 48 f.; derſ., Urgeschichte der Menschheit, Leipzig, deutsch v. H. Müller, S. 451—455. Theodor Waitz, die Indianer Nordamerikas, Leipzig 1865, S. 138). Die Übereinstimmung zwischen der nordindianischen und der arischen Vorstellung ist so schlagend, daß sie nur durch Entlehnung erklärt werden kann. Da bereits die jesuitische Mission diesen dem kirchlichen Vorstellungskreise nicht geläufigen Glauben vorfand, bleibt nichts anderes übrig, als ihn auf die nordgermanischen Einflüsse zurückzuführen, die der Entdeckung des „Winlandes" (Olaf Tryggv. Saga 105. 106) gefolgt sein müssen. Diese Entlehnung scheint nicht die einzige zu sein. So nennen die nordamerikanischen Indianer das Sternbild des Großen und Kleinen Bären mit denselben Namen (Tylor, Anf. d. Cult. 1, 353, wo die Belege zu finden sind). Der Name „Wagen" geht über die ganze Erde; das ist wegen des auffälligen Anblickes des Sternbildes erklärlich; die Abbildung der chinesischen Gottheit im „Himmelswagen" dieses Sternbildes bei Jeremias, Handb. der altorent. Geisteskultur S. 128. Auch Babylon kannte den „Wagen", nicht aber den „Bären" (Jer. a. a. O.). Homer redet an zwei bekannten Stellen vom „Bären, den sie auch Wagen nennen". Das germanische Altertum kennt nach unseren Quellen nur den „Wagen" (s. oben den Abschnitt über den altgerm. Sternenhimmel). Und doch muß der arische Name Bär, über dessen Geschichte Max Müller (Lectures II 361) berichtet, — Indien und Persien kennen den Namen „Bär", nicht „Wagen" — auch im Nordwestzweige des arischen Geschlechtes gebräuchlich gewesen sein. Eine zweimalige Erfindung dieses Namens in getrennten Gebieten erscheint ausgeschlossen; im arischen Kreise ist der Name rein mythischen Ursprungs. Es bleibt also wie bei der Himmelsbrücke so auch in diesem Falle nur übrig, anzunehmen, daß dieses Sternbild der indianischen Küstenstämme Nordamerikas seinen Ursprung den germanischen Fremdlingen der Wikingerzeit verdankt. — (Über ähnliche älteste Beziehungen zwischen Ostasien und Mittelamerika vgl. Fritz Röck, Kalender, Sternglaube und Weltbilder der Tolteken als Zeugen verschollener Kulturbeziehungen zur Alten Welt, Wien 1922).

Die indianische Vorstellung hat die Himmelsbrücke in ihrer echten Bedeutung bewahrt und sichert diese rückwirkend auch für den germanischen Zweig des arischen Glaubens.

* * *

Ist im Brückenspiele (vgl. Anm. 60) die Brücke von allen Kindern überschritten und haben sich somit die beiden feindlichen Heerlager gebildet, so beginnt sogleich zwischen beiden der Endkampf. Die Kinder bilden 2 Ketten; wer am stärksten ziehen kann, hat gewonnen.

Der ganze Verlauf des Spieles stellt deutlich die Himmelsbrücke dar, welche dazu dient, die Scheidung zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsternis zu bewirken, worauf der Endkampf der Schöpfungs- und Zerstörungsmächte einsetzt. Diese Herkunft des Brückenspiels aus der alten Glaubenslehre hat schon Rochholz, Alemann. Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1857, S. 375 gesehen. Im Harz heißt die Brücke „Muschelbrücke", ein Name, der dort unverständlich ist und vielleicht im Hinblick auf Muspilli und den Ritt der Muspellssöhne über die Brücke (vgl. S. 22) ursprünglich Muspellbrücke gelautet haben mag (Zeitschr. „Niedersachsen" 19. Jahrg., 1914, Nr. 16 Seite 31).



[illegible]
[illegible]
[illegible]
5B

15 x 27
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

'71 I/II

W

*10077-SB
5-17
CC

Stanford University Libraries
3 6105 015 197 630

.R4
1922
v.1

DATE DUE